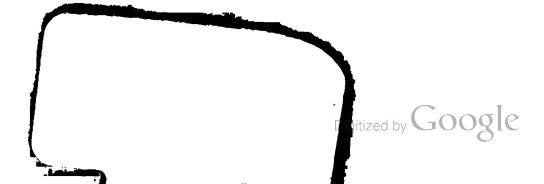

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS




PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Der Antlaßstein

Roman

Ferner
erschienen von demselben Verfasser
im gleichen Verlage:

Auf der Wegwacht . . . . Roman

Das Lächeln Ginevras . . . . . Roman

Der Neuhäuselhof . . . . Roman

Die Leute vom Blauen Gugucks-
haus . . . . Roman

Ein Volk an der Arbeit. Hundert Jahre Deutsch-Österreich im Roman / 3 Bände. Inhalt: Die Leute vom Blauen Guguckshaus — Freiheit, die ich meine — Auf der Bergwacht.

Feuertaufe . . . . Neues Novellenbuch

Freiheit, die ich meine. Roman aus den Sturmjahren

Nachdenkliches Bilderbuch. Ernste und heitere Geschichten

Nachdenkliches Bilderbuch. Zweite Folge Ernste und heitere Geschichten

Opfer der Zeit . . . . Novellen

Walpurga . . . . Novelle

Der Antlaßstein

Roman

von

Emil Ertl



Sechstes bis achtes Tausend

… von L. Staackmann ∴ Leipzig



Einbandzeichnung von Richard Teschner, Wien.

Der Druck dieser Auflage erfolgte auf Papier mit Holzschliff während der Kriegszeit.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

I.

„Nun hast du wieder nichts zum Umlegen mitgenommen — Leichtsinn, du!“ sagte scherzhaft verweisend Rittmeister von Eckhard zu seiner jugendlichen Gattin. Er hob den linken Arm hoch, über dem ein rehbrauner Herrenmantel aus dünnem, wasserdichtem Zeug hing: „Sieh mich an! So reist man im Salzkammergut.“

Die reizende blonde Frau, die auf Ausflügen nicht gern etwas mit sich schleppte und sich lieber aufs Glück verließ, beugte sich über die Schiffsbrüstung und musterte, als ob sie eine Wetterkundige wäre, den Himmel und die eingenebelten Gebirge.

„Es wird nicht viel zu bedeuten haben. Aprilwetter mitten im Juli. Als wir auf unserer Gasthofveranda beim Speisen saßen, meinte es die Sonne fast zu gut; wer konnte ahnen, daß abermals etwas kommen würde? Aber ich denke, es geht bald vorüber. Bis wir ans Land steigen, ist wieder der schönste Tag.“

„Nach dem Wetterglas zu schließen . . . .“

„Das Barometer zeigt immer falsch, darum kehr' ich mich auch nie daran.“

„Vorderhand hat es nicht den Anschein, als ob es überhaupt noch einmal zu regnen aufhören würde.“

Sie warf die Unterlippe auf und bemühte sich, unbekümmert auszusehen.

„Ich bin nicht von Zucker, es schadet nichts, wenn ich ein bißchen naß werde.“

Nur wenige Fahrgäste befanden sich an Bord des kleinen Dampfers, der knapp am gebirgigeren Ufer des dunkelgrünen Sees dahinpusterte, immer die jäh abstürzenden Felswände des Traunsteins entlang. Gegen einen richtigen Guß hätte die über das Personendeck ausgespannte Bedachung ge-[illegible]nd Schutz gewährt; aber der feine Sprühregen, der [illegible]rging, erfüllte die ganze Luft und wehte wie Nebel [illegible]r den geteerten Plachen herein. Winzige Wasserstäubchen [illegible]nen sich an die zarten Härchen des geschmackvollen

Reisekleides zu hängen, das Frau Agathens schlanke Gestalt umschloß. Der Rittmeister, der es bemerkte, erhob sich von der Bank, auf der sie nebeneinander Platz genommen hatten, und machte Miene, ihr seinen eigenen Regenmantel um die Schultern zu legen. Sie aber wehrte sich und wollte durchaus nichts davon wissen.

„Nein, nein! Das auf keinen Fall! Nimm nur du ihn um, du bist ja selbst schon ganz übersprüht."

Er trug Zivil. Auf seinem bequemen, rostbraunen Bergsteigeranzug mit Gürtelrock und Kniehosen hatten sich freilich auch zahlreiche feine Wasserbläschen angesetzt, aber das gröbere hausgesponnene Wollenzeug widerstand der Feuchtigkeit doch ganz anders als das leichtere und undichtere Gewebe eines knapp sitzenden Frauengewandes. Er versuchte sie davon zu überzeugen und behauptete, seines Mantels nicht zu bedürfen, da er ohnedies genügend ausgerüstet sei. Frau Agathe indessen blieb dabei, daß jedes für sich selbst sorgen müsse und keines für die Sünden des andern aufkommen dürfe.

„Überlaß mich nur meinem Schicksal, Strafe muß sein. Wenigstens werde ich mir's für ein nächstes Mal hinter die Ohren schreiben."

„So bleibt uns nichts übrig," entschied er, „als in die dumpfige Kajüte hinunterzusteigen."

Sie schmollte wie ein kleines Mädchen, gar zu gern wäre sie auf Deck geblieben. Aber daß es bei diesem beharrlichen Stieben auf die Dauer doch nicht anging, wenn sie zusammen nur einen einzigen Regenmantel besaßen, das mußte sie schließlich einsehen.

„Schade! Die Luft ist so erfrischend, und die Berge sehen noch großartiger aus als sonst, wenn die Nebel daran hinziehen. Ich bin wieder einmal ein rechtes Schaf gewesen!"

Nun hatte sie der Gatte endlich so weit, wie er sie haben wollte. Gutmütig auflachend verabreichte er ihr einen zärtlichen Backenstreich und brachte ganz unerwartet ihren eigenen dunkelblauen Regenmantel zum Vorschein, den er unter dem seinigen verborgen gehalten hatte.

„Ach sieh, da hab' ich ganz in Gedanken auch etwas für dich mitgenommen!“

Sie strahlte vor Vergnügen und blickte voll Dankbarkeit zu ihm auf, während sie sich mit seiner Hilfe in die Falten der schmiegsamen, leise knisternden Seide hüllte.

„Du verwöhnst mich wie immer. Mehr als ich's verdiene! Und ich lass' es mir nur zu gern gefallen. Es tut so wohl, ein bißchen verhätschelt zu werden. Aber man gewöhnt sich leicht daran, das ist nicht gut. Beständig, seit ich bei dir bin, Albert, ist es mir, als würd' ich in einen warmen Mantel gewickelt. So sorgsam und nachsichtig bist du zu mir. Und ich nehm' es hin, als wär' es selbstverständlich. Vielleicht zeige ich mich nicht einmal immer genügend dankbar dafür . . . Im stillen mache ich mir oft Vorwürfe darüber . . .“

„Vorwürfe? Da würde ich ja mein Ziel verfehlen. Du weißt doch, daß ich nichts anderes begehre, als daß du an meiner Seite sorglos und heiter seist wie in der ersten Zeit unserer Ehe.“

„Ich fange an zu glauben,“ sagte Agathe, „daß ich es wieder werden kann. Wie ein Alp hat diese entsetzliche Stadt auf mich gedrückt. Diese Umgebung, diese Kulturlosigkeit, das ganze Land mit seinen halbasiatischen Zuständen! Und dann dieses trostlose Garnisonsleben! Bloß daran denken, macht mich schaudern, und fast jede Nacht träum' ich, daß wir wieder nach Galizien versetzt wurden.“

„Was quälst du dich, Kind?“ redete Albert ihr zu. „Galizien ist abgetan, hoffentlich für immer, und jedenfalls werden wir nie wieder nach Mosty Wielki zurückkehren, das weißt du doch. Wozu also diese bösen Träume? Mit unserm neuen Garnisonsort könntest du, denk' ich, zufrieden sein?“

Ihre Augen leuchteten auf.

„Mit dem bin ich sogar sehr zufrieden. Etwas Besseres könnte ich mir gar nicht wünschen. Wenn ich denke, daß in Wien leben werden! Daß ich wieder in die gewohnten hältnisse zurückkehren darf! In eine Umgebung, die von Kindheit auf vertraut ist! In die Nähe mir lieb-

gewordener Menschen! Du wirst sehen, ich werde förmlich aufleben!"

„Das hoffe ich, mein Liebling!"

„Und wie wunderbar hat es sich getroffen," fuhr Agathe fort, „daß die Versetzung gerade in den Beginn deines Urlaubs fiel! So schiebt sich diese herrliche Reise zwischen die kahle Vergangenheit und die vielversprechende Zukunft. Gerade als sei sie bestimmt, die bösen Eindrücke des letzten Jahres aus meinem Gedächtnis zu löschen. Ach, wie gern reise ich! Gibt es etwas Schöneres als reisen? Schon jetzt fühl' ich mit jedem Tag, wie ich eine andere werde. Aber es ist fast zu viel des Guten auf einmal, das sich so unerwartet über mich ergießt. Noch habe ich mich nicht völlig darein finden können. Noch steckt mir Mosty Wielki in allen Gliedern, wie eine Gefangenschaft, als hätte ich ein volles Jahr lang in einem Kerker zugebracht und in Ketten gelegen. Du mußt Geduld mit mir haben, Albert! Nur ein klein wenig noch, bis mein Gemüt wieder ganz frei geworden ist. Und dann soll alles werden, wie du es gern haben möchtest. Ja, Albert, dann, glaub' ich, werde ich dir endlich die frohe und heitere Lebensgefährtin sein können, die du dir wünschest, und die zu sein ich mir so oft gelobt habe!"

Solche Worte hörte Albert gern. Der Geist der Ritterlichkeit, der in ihm lebendig war, kannte keine höhere Genugtuung, als sich in ihrem Glück zu spiegeln. Zärtlich schob er sich näher an sie heran, wollte den Arm um ihre Mitte legen, sich zu ihr hinüberneigen, seine Lippen suchten die ihrigen. Aber da rückte sie entschlossen von ihm ab und hob, ängstlich umschauend, die Hand: „Nicht doch — bitte! Erinnere dich an die Abrede, die wir getroffen haben!"

„Welche Abrede?"

„Du hast diese Reise unsere Hochzeitsreise genannt. Weil unsere richtige Hochzeitsreise doch ins Wasser gefallen war. Du konntest es damals nicht erwarten" — ein leiser Unterton von Vorwurf schlich sich in ihre Stimme — „deinen Dienst wieder aufzunehmen. Die neuen Remonten waren an-

gekommen, so fuhren wir vom Traualtar weg geradenwegs nach — Mosty Wielki . . ."

„Du wirst dich erinnern," warf Albert dazwischen, „daß unsere Trauung in das Ende meines Urlaubs fiel. Es war ausgeschlossen, eine Verlängerung anzusuchen."

„Ja, ich weiß," sagte sie mit einem Seufzer, „die ‚Pflicht' geht immer voraus, auch wenn es sich um nichts weiter als um Remonten handelt. Und ich bin ja so dankbar dafür, daß wir die damals unterbliebene Reise jetzt nachholen können. Aber eine richtige Hochzeitsreise ist es doch nicht mehr. Wir sind nun schon alte Eheleute. Und du hast mir auch versprochen, dich danach zu benehmen. Ich lege nun einmal Wert darauf, daß wir nicht für Hochzeitsreisende gehalten werden."

„Ach, gib dich keinen Täuschungen hin!" lachte Albert auf. „Meinst du, der Schiffsjunge da drüben wisse so genau zu unterscheiden? Er hat uns sicher vom ersten Augenblick an als Hochzeitspärchen eingeschätzt. Und wer ist sonst in der Nähe, der sich Gedanken über uns machen könnte?"

„Es könnte auch der Steuermann dort oben zufällig den Kopf wenden und herübersehen."

„Der hat genug damit zu tun, seinen Kurs einzuhalten. Übrigens wird auch er uns längst in das falsche Fach eingereiht haben, gegen das du dich so entschieden sträubst."

„Einerlei! Wenigstens soll keiner von ihnen behaupten können, wir hätten ihnen durch unser Benehmen Anlaß dazu gegeben."

Im Grunde mußte Albert ihr recht geben. Ebensowenig wie sie war er ein Freund jener vulgären Geschmacklosigkeit, die sich nicht scheut, fremde Augen zu Zeugen ehelicher Zärtlichkeiten zu machen. Nur der Augenblick hatte ihn verführt. Die Freude darüber, daß Agathe zum erstenmal seit langer : die steten Aufmerksamkeiten, mit denen er sie umwarb, dankbaren Worten anerkannt hatte. Die neue Zuversicht, ihre Worte ihm einflößten, daß er sie an seiner Seite b einmal völlig beruhigt und wahrhaft froh sehen würde.

Ein ernstlicher Zweifel daran, ob sie seine Neigung auch von Grund ihres Herzens erwidere, war ihm ja eigentlich niemals aufgestiegen. Und wenn in der ersten Zeit der Ehe die Anpassung des jungen Mädchens an den um mehr als zehn Jahre älteren Mann, der ihr bis dahin fast ein Unbekannter gewesen war, mehr Nachsicht und Geduld erfordert hatte, als er jemals geahnt haben würde, so lag darin noch kein Grund zur Beunruhigung. Es ist ja bekannt, wie leicht sich, bevor die Gewöhnung das ihrige getan hat, dem einmütigen Zusammenleben Jungvermählter gewisse leichte Hemmungen entgegenstellen. Daß aber diese Hemmungen auch jetzt, nachdem die eheliche Gemeinschaft bereits alle vier Jahreszeiten einmal überdauert hatte, noch immer nicht restlos überwunden waren, das machte ihn oft stutzig und manchmal recht verzagt.

Um so größer war seine Genugtuung, es endlich einmal aus ihrem eigenen Munde bestätigt zu hören, daß seine unausgesetzten Bemühungen um sie nicht fruchtlos verschwendet waren. Und um so willkommener mußte es ihm sein, in Agathens Äußerungen eine ausreichende Erklärung jenes stillen Enttäuschtseins erblicken zu dürfen, das er manchmal an ihr wahrzunehmen glaubte, und das er sich so ungern als ein Enttäuschtsein von der Ehe ausgelegt hätte. Nun meinte er klar zu sehen und alles, was nicht so gewesen war, wie es hätte sein sollen, auf das eintönige Leben in der öden Garnison zurückführen zu können. Sein eigenes Schuldbuch blieb unbelastet. An ihm lag die Ursache nicht. Wenn nur erst die Zerstreuungen dieser Reise das ihrige getan hätten, und wenn sie nur erst einmal in Wien heimisch geworden wären — dann würde Agathe wieder aufleben, würde an seiner Seite die glückstrahlende junge Frau werden, die er sich wünschte. Sie selbst hatte es ausgesprochen und ihm damit eine Last von der Seele genommen. So war das unwillkürlich aufgekommene Bedürfnis, sie in die Arme zu schließen, nichts anderes als die natürliche Rückstrahlung der durch ihre Worte in ihm ausgelösten Wärme und Hoffnungsfreudigkeit ge-

wesen. Indessen hatte, obgleich es keine anderen Beobachter hier gab als einen Schiffsjungen und einen Steuermann, Agathens Mahnung genügt, ihn in die Schranken des Wohlverhaltens zurückzuweisen.

„Meinetwegen!“ sagte er, sich fügend. „Halten wir also auf unsere Reputation, da du Wert darauf legst. In Wahrheit sind wir ja auch über die Flitterwochen reichlich hinaus. Wie lange ist es doch her — es wird bald ein Jahr werden, denke ich . . .?“ Er rechnete nach . . . „Himmel!“ rief er erschrocken; „ich glaube, wir haben versäumt, den Jahrestag unserer Hochzeit zu feiern! Der muß doch um diese Zeit herum gewesen sein? Und ich konnte ihn vergessen!“

„Ich habe ihn nicht vergessen,“ sagte Agathe. „Ich feierte diesen Tag in der Stille für mich, immer in der Erwartung, daß du dich noch daran erinnern würdest . . . Übrigens,“ fügte sie lächelnd hinzu, „hätten wir ihn nicht um diese Zeit herum, sondern schon vor drei Wochen feiern müssen.“

„Wieso?“

„Wir schreiben heute Donnerstag, den 23. Juli.“

„Nun, und um Mitte Juli vorigen Jahres hat doch unsere Hochzeit stattgefunden?“

„Nicht um Mitte Juli,“ sagte Agathe mit einer gewissen Schärfe, „sondern ausgerechnet am 2. Juli 1913. Folglich sind seit unserm Jahrestag heute genau drei Wochen verstrichen.“

Er wunderte sich. Am 2. Juli schon sollte es ein Jahr gewesen sein, daß sie verheiratet waren? Er konnte es kaum glauben. Es entspann sich eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen. Albert hatte von dem Rechte Gebrauch gemacht, das ein Urlaub auch dem Pünktlichsten einräumt, die Tage nicht zu zählen und sich eine Zeitlang einmal auch ohne Kalender zu behelfen. Gewohnt, mit Leib und Seele seinem soldatischen Berufe aufzugehen, gehörte er zu Männern, die auch eine Erholungsreise wie eine pflichtige Aufgabe ergreifen und sich alles Neue und Wissenste, das sie ihnen bieten mag, mit lebhafter Gewissen-

haftigkeit anzueignen suchen. So hatte er in diesen Reisewochen, außer seiner jungen Frau, ausschließlich den wechselnden Eindrücken einer unerschöpflichen Gebirgswelt gelebt, die er nicht als bloßer Genießer, sondern mit stetem Bedacht auf die Erweiterung seiner Einsichten sammelte und in sich verarbeitete. Auf diese Art war er nicht nur von allem, was seine Gedanken sonst beschäftigte, abgelenkt worden, sondern auch mit der gesamten Zeitrechnung auf Kriegsfuß geraten. Einzig aus dieser Ursache konnte er sich's erklären, daß er den Jahrestag seiner Hochzeit hatte übersehen können. Darum mußte auch nach seiner Meinung dieser Tag in jene Zeit gefallen sein, während deren sie sich bereits auf der Reise befunden hatten. Dabei blieb er nun einmal. Und mit der Hartnäckigkeit derer, die unrecht haben, verteidigte er seinen Irrtum.

„Aber Kind, am 2. Juli befanden wir uns ja noch in Mosty Wielki! Da hätte ich meinen Kalender zur Hand gehabt, in dem alle Gedächtnistage eingezeichnet stehen, der wäre meiner Vergeßlichkeit sicher zu Hilfe gekommen. Du mußt dich täuschen! Unsere Trauung hat gewiß nicht anfangs, sondern erst Mitte Juli vorigen Jahres stattgefunden. Ich glaube mich auch deutlich daran zu erinnern, daß es um den zwölften oder fünfzehnten herum gewesen sei."

Betreten sah Agathe ihn an. Scherzte er, oder redete er im Ernst? Für sie bedeutete der Hochzeitstag den Beginn einer neuen Zeitrechnung; sie begriff es einfach nicht, wie man ihn nicht im Gedächtnis behalten konnte. Sie empfand es schier als eine ihr zugefügte Kränkung, daß Albert erst der Einzeichnungen in seinem Kalender bedurft hätte, um diesen Tag, an dem sie sich ihm für immer zu eigen gegeben hatte, mit Sicherheit festzustellen. Was konnte er ihm bedeuten, wenn er sich nicht einmal die Mühe nahm, sich ihn zu merken? Ein Gefühl von Fremdheit schlich sich in ihr Herz, das ihr die Lippen schloß. Man rechtet doch auch nicht über Dinge, die man bestimmt weiß! . . . Als er aber fortfuhr, seine

Behauptung aufrecht zu halten, und sich und ihr zu beweisen suchte, daß er recht habe und daß ihre Trauung nicht vor Mitte Juli stattgefunden haben könne, da streifte sie schließlich mit einer ungeduldigen Bewegung den Handschuh ab und hielt ihm ihren Ehering unter die Augen, auf dessen innerer Rundung Albert selbst den Tag ihrer Vermählung hatte einritzen lassen. In Gold gegraben, las er seinen Namenszug und die Inschrift: 2. Juli 1913.

Nun konnte er freilich nicht länger widersprechen. Verwundert schüttelte er den Kopf, mußte lachen, entschuldigte sich. Und dann wurde er nachdenklich und suchte sich zurechtzufinden.

„Merkwürdig, wie man sich täuschen kann!" sagte er endlich. „Ich hätte mich, so lange wir zu Hause und in den gewohnten Verhältnissen waren, nicht für fähig gehalten, einen für uns so bedeutsamen Erinnerungstag zu vergessen, und darauf geschworen, daß nur die Zerstreuungen der Reise daran schuld gewesen seien. Nun seh' ich, daß es doch anders war. Und nach und nach komme ich auch dahinter, wie es überhaupt geschehen konnte. Die Empörung steckte mir damals noch in allen Gliedern. Denn wenige Tage vorher — du erinnerst dich, es war am 28. Juni — hatte der scheußliche Mordanschlag von Sarajewo stattgefunden. Es war um jene Zeit in meinem Kopf kein Platz für irgendeinen anderen Gedanken übrig. Nur aus dieser Ursache ist meine Vergeßlichkeit zu erklären. Und mit Rücksicht auf die besonderen Umstände wirst du mir deswegen sicher nicht böse sein."

„Nein! Ich begreif' es vollkommen," sagte Agathe, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit. „Die Ermordung des Erzherzogs war ein weltgeschichtliches Ereignis. Einen solchen Tag merkt man sich. Daß du daneben auch noch an deinen Hochzeitstag und an mich hättest denken sollen, das wäre zu viel verlangt gewesen."

Albert wendete den Kopf und sah sie aufmerksam an.

„An dich habe ich daneben wohl sehr viel gedacht," sagte er ernst. „Denn ich war auf gefährliche Verwicklungen gefaßt

und fragte mich, was aus dir werden sollte, wenn ich ins Feld müßte. So sah es nämlich vor drei Wochen noch aus, mußt du wissen. Und ich legte mir in meinen Gedanken alles zurecht, wie du dir dein Leben dann am besten einrichten würdest. Du siehst daraus, daß ich wohl ein Datum, aber nicht dich vergessen hatte."

„Von einer solchen Gefahr," sagte Agathe mit stockendem Atem, „hast du mir ja nicht die leiseste Andeutung gemacht?"

„Wozu hätte ich dich beunruhigen sollen? Meine kleine Agathe liest keine Zeitung und lebt im Märchenland — so war es gerade kein Kunststück, ihr das drohende Gewitter zu verbergen. Und inzwischen scheint es sich ja auch wieder verzogen zu haben. Bald mußte ich einsehen, daß alles beim alten bleiben würde. Sogar meinen Urlaub konnte ich antreten . . . Man hat eben bei uns kein Mark mehr in den Knochen."

„Du sagst das in einem Ton — rein als ob du bedauern würdest, daß diese Reise, auf die ich mich so unsäglich gefreut habe, nicht vereitelt worden ist. Rein als ob es dir leid täte, daß du nicht in den Krieg mußtest! Meinst du denn, daß ich es überhaupt ertragen hätte, dich unausgesetzt in Lebensgefahr zu wissen, ohne daran zugrunde zu gehen?"

„Unzählige haben es ertragen, und Unzählige werden es ertragen müssen, wenn es einmal dazu kommt."

„Aber es wird doch nicht dazu kommen?" stieß sie entsetzt hervor.

„Es wird dazu kommen — früher oder später, verlaß dich darauf! Und dann wirst du ebenso wie viele andere dein Herz in die Hand nehmen und eine tapfere kleine Offiziersfrau sein, wie du es gelobt hast, als du die Meinige wurdest."

„Aber ein Krieg ist ja heutzutage gar nicht mehr denkbar!" rief sie immer mehr verängstigt. „Er wäre eine bare Unmöglichkeit unter gesitteten Völkern! Eine Schmach für die ganze Menschheit!"

„Unter Umständen sind Kriege," versetzte Albert mit einem Blick, der gedankenvoll in der Ferne weilte, „eine Notwendig-

keit und werden es immer bleiben. Ein Volk, das Ehre im Leib hat, kann sich nicht alles bieten lassen. Ich weiß, ein Krieg von heute wäre etwas Furchtbares, nicht zu vergleichen an Entsetzen mit allem, was je war. Und dennoch müßte er, wie sich die Dinge nun einmal gestaltet haben, wie eine Erlösung wirken. Es gibt eben Fragen, die zu entscheiden der Mensch nicht stark und weise genug ist. Etwas wie eine geheimnisvolle Naturgewalt hält uns in ihrer Hand, sie ist es, die die Wahl trifft unter den Völkern, das eine ans Licht zieht, das andere ins Dunkel zurückstößt. Der Krieg ist ihr Werkzeug, die Worfschaufel, wie es in der Bibel heißt. Sie dient dazu, den Weizen zu sondern. Die Spreu wird vom Sturm hinweggeweht."

„Meist sind es gerade die Tüchtigsten, die zugrunde gehen," warf Agathe ein. „Die Schwächlichen und Unbrauchbaren läßt der Krieg übrig!"

„Das sind Schicksale der einzelnen. Mit solchen Lappalien gibt der Weltenwille sich nicht ab. Er denkt ans Große, an die Schlußbilanz, die kleinen Rechenfehler gleichen sich bald von selbst wieder aus. Es ist weitausschauende Menschheitspolitik, die da getrieben wird. Und jeder rechte Mann wird aufgerufen, die Entscheidung mitzubestimmen. Wird aufgerufen, den Posten, auf den die Vorsehung ihn gestellt hat, zu halten, einzustehen für sein Vaterland und seine Muttersprache, für seines Volkes Eigenart und Gesittung, kurz, für das, was man unter dem Namen Kultur zusammenfaßt, für alles, was er am meisten liebt — damit es nicht zur Spreu geworfen werde. So wird der Krieg ihm ein heiliger Ruf und eine demütige Fröhlichkeit wie jedes heiße Eintreten für hohe Ziele."

„Das mag für den Mann gelten," sagte Agathe bekümmert; für die Frau —?"

ir sie ist der Krieg eine Heimsuchung ohnegleichen, r den römischen Müttern war er verhaßt. Aber welche ı könnte wünschen, daß die Entschlossenheit ihres Mannes ihrem Kummer wankend würde? Höchstens eines ließe

sich erwägen: ob der Soldat, der Offizier, nicht überhaupt besser täte, unverheiratet zu bleiben wie der katholische Priester."

„Wenn er liebt und geliebt wird!"

„Die dunkle Macht, die uns in Kampf und Not stürzt," sagte Albert, die Achsel zuckend, „duldet keine andern Götter neben sich. Und äußert sich die wahre Liebe nicht oft im Entsagen und Verzichten? Ich gestehe es offen: wenn der Himmel anfangs Juli 1913 so voll unheildrohender Gewitterwolken gestanden hätte, wie es dieses Jahr der Fall gewesen ist — wer weiß, wären nicht Bedenken in mir aufgestiegen, ob ich es auch verantworten könne, dein Schicksal an das meinige zu ketten."

„Dann hätten wir einfach die Trauung verschoben," sagte Agathe mit aufwallendem Blut und aufs tiefste erregt, „bis ich ein altes Weiblein gewesen wäre und du in Pension hättest gehen können."

Er ergriff ihre Hand, die noch ohne Handschuh war, und nahm sie warm zwischen die seinigen.

„Du weißt es doch selbst, wie sehr ich den Tag herbeisehnte, der uns für immer vereinigen sollte. Und wenn ich es unter Umständen für meine Pflicht gehalten haben würde, diese Sehnsucht in mir vorläufig zu bezwingen — kannst du im Ernst daran zweifeln, daß dabei nur der Gedanke an dich für mich ausschlagend gewesen wäre?"

Ach nein, daran zweifelte sie ja keinen Augenblick. Aber wo blieben die unveräußerlichen Rechte der Liebe — der Liebe, die jeder Bedenklichkeit spottet und über alle Hindernisse hinweg ihr Ziel sucht? Welche Vernunftgründe wären überzeugend, welche Pflichten zwingend genug gewesen, sich ihr in den Weg werfen zu dürfen? Und welche Verwicklungen und Gefahren hätten ein Weib je davon abgehalten, ihr Schicksal — wie Albert sich ausdrückte — an das des geliebten Mannes zu ketten, wenn nicht statt dankbar geöffneter Arme Gesetztheit und kluge Erwägung sie empfingen? War das nicht wieder diese Männerlogik voll Gewissenhaftigkeit und Kälte, durch die sie sich in Alberts Nähe so oft ernüchtert

fühlte? Diese Besonnenheit und Selbstbeherrschung, die die Leidenschaft am liebsten aus der Welt leugnen möchte, um nur ja keine Verantwortung auf sich zu laden? Bei Gott! In so verstandgeborenen Gedankengängen würde sie sich nie zurechtfinden! Eine Frau, die zu lieben fähig war, wie sie es gewesen wäre, hätte ein ebenso heißes Herz ihr entgegengeschlagen — eine solche Frau wußte, wenn sie einmal wahrhaft liebte, von nichts anderem mehr als von dieser Liebe, und mochte im übrigen geschehen, was da wollte!

Albert fühlte, daß die Erörterungen, denen er ungeschickterweise nicht ausgewichen war, seine Sache keineswegs förderten. In dem Bestreben, sich wegen seiner Vergeßlichkeit bezüglich des Jahres- und Hochzeitstages herauszureden, hatte er, wie es manchmal geht, wenn ein Wort das andere gibt, gegen seinen Willen Fragen aufgerollt, die Agathen erst recht beunruhigen mußten. Und die Überzeugungen, die er dabei vertreten, führten sichtlich dazu, sie gegen ihn einzunehmen. Nun stand er fast wie ein Angeklagter da, als dächte er an nichts als an seine Soldatenpflicht und hätte kein Herz für persönliche Angelegenheiten, kein Verständnis für die Gemütsbedürfnisse seiner Gattin. Aber er hielt es für ratsam, keine Worte mehr darüber zu verlieren. War es nicht töricht, sich und ihr ganz zwecklos die Laune zu verderben?

„Nun lassen wir aber,“ sagte er ablenkend, „dieses Wenn und Aber und Wäre und Hätte auf sich beruhen! Wozu böse Geister beschwören, die bereits so gut wie gebannt scheinen? Sitzen wir nicht sorglos Seite an Seite? Ist das Schicksal nicht gnädig gewesen? Die Weltgeschichte hat sich unserm Glück nicht entgegengestemmt, und da wir ihr gegenüber machtlos sind, ob wir ihre Entschlüsse billigen oder nicht, so dürfen wir uns unbedenklich unseres Daseins freuen. Das wollen wir denn auch redlich besorgen; was meinst du, Agathe?“

Und mit heimlicher Stimme, als ob er ihr etwas zu vertrauen hätte, das sie noch nicht wüßte, begann er die ersten Verse des uralten kleinen Liebesliedes herzusagen, das sie

sich in den seligsten Stunden der Brautzeit zugeflüstert hatten, und das seither, wenn schon nicht ganz verblaßt, so doch zeitweilig in Vergessenheit geraten war: „Du bist mein — ich bin dein — des sollst du gewiß sein . . .“

Hiedurch schon halb wieder gewonnen, strich Agathe sich mit der Hand über die Augen, und indem sie die Gedanken, die sie beengen wollten, weit von sich wies, kam sie seiner Anregung, die frohe Wirklichkeit in ihre Rechte einzusetzen, gerne entgegen. Das Gedicht, das er hatte anklingen lassen, weiterspinnend, brachte sie bereitwillig die nächstfolgenden Zeilen: „Im Herzen mein — bist du geschlossen ein . . .“ Albert seinerseits fuhr fort: „Verloren ist das Schlüsselein . . .“ Worauf er innehielt und die Hände hob wie ein Kapellmeister, der den Einsatz gibt. Und dann sagten sie langsam und mit rhythmischer Betonung die letzte Verszeile, die den Beschluß macht: „Nun mußt du immerdar darinnen sein!“ wie eine feierliche Liebesbeteuerung gemeinsam und im gleichen Takte her, um schließlich in ein fröhliches Lachen auszubrechen, welches das wiederhergestellte Einvernehmen aufs schönste besiegelte.

Beide waren sie jung genug, daß die rasch umschlagende Stimmung sie mitten aus dem unbewußten Ringkampf der Geschlechter zu Kinderfrohsinn und Liebesgetändel zurückführen konnte. Und in diesem Falle trug auch noch eine besondere Beziehung dazu bei, Agathens Gemüt aufzuhellen. Es hatte ihr nämlich Susel von Lengheim, eine junge Freundin und Verwandte, in deren Elternhaus sie bis zu ihrer Vermählung gelebt hatte, das treuherzige alte Minnelied als Hochzeitsgeschenk auf ein zum Aufbewahren der Schlüssel bestimmtes Wandschränkchen gemalt. Daran dachte sie jetzt als an ein Sinnbild der Wirtschaftlichkeit, und zugleich machte die nachzitternde Beängstigung über die von Albert angedeuteten Möglichkeiten sie dafür empfänglich, den kräftigen Haussegen mit erhöhter Dankbarkeit zu würdigen. Die warme Häuslichkeit tauchte vor ihr auf, die inzwischen von treuen Händen in Wien für sie bereitet wurde, und auf die sie sich wie ein Kind freute. Und sie empfand doppelt

eindringlich den gesicherten Zustand des Besitzes, doppelt dankbar die beruhigende Gewißheit von ihres Gatten Gegenwart und Nähe. Die süßen Stunden von einst, die ihr alle Himmelsseligkeiten der Liebe verheißen hatten, erwachten und breiteten ein in Scham befangenes Vorgefühl neuer Hoffnungen, einen zagen Abglanz jener weichen, frühlinghaften, leider allzu flüchtigen Flitterwochenstimmung über sie aus, die längst dahin und erloschen gewesen war.

Nun hatte Albert leichtes Spiel. Scherzend kam er auf den vergessenen Hochzeitstag zurück. Unauslöschlich wie ins Gold des Traurings sollte der fortan seinem Gedächtnis eingeprägt bleiben! Und selbst mitten in der Nacht in seinem Bette überfallen und darum befragt, würde er fix wie ein Automat das richtige Datum herzusagen wissen! ... Es steckte hinter solch spaßhaften Übertreibungen doch auch etwas wie eine ernstliche Abbitte. Und als er schließlich mit aller Wärme und Herzlichkeit in sie drang, es ihm anzuvertrauen, wenn sie noch etwas auf dem Herzen hätte, da schmolz Agathe völlig hin und fühlte sich aufrichtig erleichtert und so gut wie wunschlos.

„Nichts!“ sagte sie, holdselig lächelnd; „bloß lieb haben sollst du mich!“

Daß sie in diesem Augenblicke ihres strengen Vorsatzes vergaßen und, obzwar nicht ganz unbeobachtet, ihre Lippen im Kusse vereinten, geschah zum erstenmal während der ganzen Reise. Aber keines hätte dem andern die Schuld zuschieben können, keines neigte sich mehr und keines weniger dem andern zu, beide kamen sie einander gleich weit entgegen, beide küßten sie und wurden geküßt. Der Steuermann auf der Brücke hatte es nicht bemerkt. Er kümmerte sich mehr um sein Rad, das er eben herumgeworfen hatte, und beugte sich, während er die Handhaben durch seine Fäuste laufen ließ, ei[illegible]armal über das Sprachrohr. Fast im rechten Winkel b[illegible]r Dampfer von dem bisher eingehaltenen Kurse ab. E[illegible]rließ die Nähe des felsigen Ufers und querte nun schräg ü[illegible]ie Breite des Wassers.

Beruhigt im Gefühl einer wieder ungetrübten Übereinstimmung atmeten Albert und Agathe aus voller Brust die jetzt kräftiger bewegte Bergluft, in stiller Geborgenheit der Betrachtung der wilden Schaumkämme hingegeben, die rings aus dem flaschengrünen Wasser aufquirlten, um gischtend an den Flanken des mühsam stampfenden Schiffes abzugleiten. Längst war das flachere Ufer des nördlichen Seeschlusses mit dem daran hingelagerten Landstädtchen Gmunden und dem blühenden Villenkranz dahinter in die verschleierte Grenzenlosigkeit eines fahlen Nebelmeeres zurückgesunken. Mehr und mehr näherte sich der Dampfer der entgegengesetzten Seite, wo das Höllen- und Totengebirge bis nahe ans Seebecken herandrängen.

Dort hatten die Wolken sich zu abenteuerlichen Gebilden zusammengeballt, daß man Drachen auf Gipfeln und Graten brüten oder aufgestört an verhüllten Bergwänden hinkriechen zu sehen meinte. An einer Stelle war es, als sei einem dieser Ungetüme eine klaffende Wunde beigebracht worden, und durch seine aufgerissene Flanke tat sich ein Blick in hochgelegene Alpenwiesen auf, die fast aus der Höhe des Himmels wie durch ein Fenster heruntergrüßten. Eine grüne, weil da oben die Sonne schien, doppelt hellgrüne Matte leuchtete durch das Wolkenfenster bis zu der fernen Tiefe des Traunsees nieder. So keck, so goldig grün sprang der sonnige Fleck aus seiner grämlichen Umgebung hervor, daß der Sehnsucht Flügel wuchsen, auf dieser Alpenmatte spazieren zu gehen, oder sich in ihr Gras zu werfen, um dessen würzigen Duft zu atmen. Und so eindrucksvoll schimmerte das nährende Grün aus seinem unfruchtbaren Rahmen, daß man an irgendeinen Edelstein, etwa einen wundervollen Chrysopras, denken konnte, den eine lockende Schöne sich vorgesteckt hätte, eine Wolke von silbergrauem Seidentüll über ihrem Busen zusammenzuhalten.

„Dort! Sieh!“ rief Agathe und faßte unwillkürlich n ihres Mannes Hand, um ihn auf das seltene Natursp aufmerksam zu machen.

Aber sein Blick, als er der angedeuteten Richtung folgte, erhaschte gerade nur noch ein letztes Endchen der grünen Sonneninsel da oben. Nicht länger als ein paar Atemzüge hatte das Höhenwunder gedauert, dann war auf einmal das Fensterchen wieder zu, der Vorhang herabgelassen, der Zauber verschwunden. Und schmucklos wie zuvor stand die arme Regenecke im Kleid des Aschenbrödels da. Indessen gewann, was von der flüchtigen Erscheinung in der Erinnerung haftete, nachwirkend die mahnende Kraft des Sinnbilds. An einen Lichtblick der Hoffnung ließ sich dabei denken, an Trost im Leid, an eine Ahnung ferner Seligkeiten, oder, sofern das rasche Vorübergleiten und Schwinden das Bezeichnendere schien, an ein bald abwelkendes Glück, an eine schmerzliche Enttäuschung, an die Wandelbarkeit alles irdisch Schönen . . .

Sie redeten nicht darüber, aber eine Bewegtheit von gleicher Art war in ihren Herzen aufgewühlt, und sie wußten es und verstanden einander. Ein solches Schweigen schließt enger zusammen, als Worte es tun. Und während das Rauschen der beiden mächtigen Bugwellen, welche der Dampfer hinter sich ließ, die ringsum lauschende Stille beherrschte, fühlten sie sich als zueinander gehörig, trotz allem, was gelegentlich trennend zwischen sie getreten war, geboren aus dem natürlichen Gegensatz der Geschlechter und der Naturen, oder aus den widerstreitenden Einflüssen der Erziehung, der Erlebnisse und der Erfahrungen.

Der jugendliche Glaube der Brautzeit und Flitterwochen, daß sie einzig und allein füreinander geschaffen gewesen seien, von jeher und für immer, der lebte jetzt freilich nicht mehr in ihnen. Das berauschende Gefühl von damals, als hätte höhere Fügung und Schicksalswille sie einander gleichsam in die Arme gezwungen, war dahin, war verwelkt und ge-
en. Aber vielleicht ist es ein Gesetz, der alle Ehen unter-
n, daß die süße Täuschung verwehen muß wie der
enblickstraum der leuchtenden Sonneninsel da oben in
Bergen? . . . Das war die Frage, der jetzt Agathens

Gedanken nachhingen. Mit stiller Wehmut gestand sie sich's ein, daß allmählich der Wille an die Stelle der Trunkenheit getreten sei, die Absicht, sich anzupassen, sich ineinander zu schicken. Daß der Vorsatz, das Einigende zu suchen, und die Forderung des Gewissens, einander etwas zu sein, den natürlichen und unbewußten Zusammenklang ersetzen müßten. Sie sah die überschwenglichen Träume ihres ungestümen Herzens vorüberziehen und entgleiten und war doch voll Lebenshunger und Glücksbereitschaft. Da fand sie sich zu ihrem eigenen Erstaunen entschlossen und auf dem besten Wege, ein Übereinkommen zu treffen, sich mit der Wirklichkeit abzufinden und zu vertragen. Die Luftschlösser hatten ja doch keinen Bestand auf der festen Erde, und jeder Wunsch, der Erfüllung werden will, muß herabsteigen.

Sie dachte an die geheimsten Stunden ihrer Mädchenjahre und Brautzeit und fühlte sich wie beschämt . . . Jenes Heißersehnte von damals, das ihr Herz in stürmischen Schlägen hatte pochen machen — vielleicht gab es das überhaupt gar nicht und hatte es nie und nirgends gegeben! Dann gehörte eine andere Art von Liebe zwischen Mann und Weib, als wie sie zwischen ihr und Albert sein konnte, überhaupt ins Reich der Fabel. Dann lebte die große Glückseligkeit, die eine Vorahnung der Himmelswonnen gewährt, bloß in den Werken der Dichter, und die Erde mußte sich mit anderen Zielen bescheiden. Es blieben ja noch Möglichkeiten übrig . . . Hatte sie nicht ihren Platz gewählt? Warum setzte sie nicht alles daran, froh zu machen und froh zu sein? Welcher Mann hätte es mehr verdient als der ihrige! Und wie dankbar mußte sie dafür sein, daß er überhaupt noch an ihrer Seite weilte! Daß es nicht zum Krieg gekommen war! . . .

Wenn sie an Scheiden und Abschiednehmen dachte, dann empfand sie es erst, wie sehr sie doch an ihm hing. Dann war es ihr, als müßte sie ihn mit beiden Händen festhalten damit die Hoffnung, auf die sie jetzt alles setzte, nicht verloren ging. Denn immer hoffte sie noch und hoffte — worauf

Ach, sie wagte sich's kaum auszudenken, dies geheimnisvolle, ans Wunder grenzende Geschehen, das sie bisher noch nicht kannte, und das doch das Allerbeglückendste sein mußte, was es überhaupt gab. Wenn sie Albert so heiß lieben könnte, wie sie sich immer vorgestellt hatte, daß ein Weib einen Mann lieben müsse, wenn sie der vollen Glut einer uneingeschränkten Hingabe fähig wäre — warum sollte dieses höchste Glück ihr dann versagt bleiben, gerade ihr? Ach, vielleicht daß sie dann — ihr Herz klopfte bis zum Hals hinauf, wenn sie nur daran dachte —, daß sie dann Mutter würde! Daß sie einem Kinde das Leben schenken könnte! . . . Ein Freudenschauer überrieselte sie . . . Oh, wenn ihr Leib gesegnet würde, einem Kinde das Leben zu schenken!

Sie errötete über und über. Albert sah sie an und sagte: „Was hast du, Agathe?"

„Oh, nichts weiter!"

Da war sie plötzlich wie in Licht und Feuer getaucht. Die Sonne hatte die Wolken durchbrochen, ihre Strahlen ließen Agathens Wangen noch heißer erglühen, daß sie aussah wie das verlangende Leben selbst. Der Dampfer, der sich einer Landungsbrücke näherte, verlangsamte seine Bewegung.

„Welch eine gute Vorbedeutung!" rief sie jubelnd aus, wie von einem goldigen Heiligenschein umglänzt. „Der Regen ist vorübergegangen, die Sonne grüßt uns! Wir wollen unseres Lebens froh werden, Albert!"

Aufs freudigste bewegt, von ihrem Anblick entzückt, dankbar und hundert heilige Gelöbnisse im Herzen, führte er ihre Hand an seine Lippen. Der Dampfer legte an und stand still. Das Fallreep wurde mit Getöse aus der geöffneten Bordwand geschoben.

Albert hatte sich erhoben und bot der jungen Frau den Arm. Und eng aneinander geschmiegt, schritten sie über die Treppe hinunter und auf den Landungssteg hin-

II.

Es war der auf vorspringender Halbinsel gelegene Ort Traunkirchen, dessen Haltestelle der Dampfer angelaufen hatte. Bevor sie das Dorf betraten, gingen sie das Seeufer entlang, unter dem efeubewachsenen Gemäuer der uralten Klosterkirche. Sie wandelten zwischen den beblumten Grabhügeln des einzig schönen Friedhofs, der wie eine Insel der Seligen steil aus dem dunklen Wasser aufsteigt. Die erfrischte Erde atmete feuchte Kühle, und zwischen hochjagendem zerfetzten Gewölk konnte man tief in den blauen Abgrund des Himmels hineinschauen. Vom Ufer herauf klang das Plätschern der Wellen, die frisch gescheuerte Gebirgsluft war vom Dufte der Rosen erfüllt, die an den zerbröckelnden Mauern der Einfassung wucherten, von hohen Stöcken auf die Grasgevierte der Gräber niederhingen und sich um schmiedeiserne und hölzerne Gedächtniskreuze rankten . . . Leise erschauernd ob der Stille und Schönheit des Ortes hing Agathe sich fester in den Arm ihres Gatten. Er spürte ein Zittern, das durch ihren Körper lief.

„Die Umgebung behagt dir nicht; wir wollen einen freundlicheren Weg wählen?“

„Nicht doch! Man wird sich seines Lebens doppelt bewußt am Orte der Vergänglichkeit. Gerade hier, wo jeder Schritt an Tod gemahnt, möchte man nur um so heißer an die Liebe denken.“

„Und doch reichen auch hier, wie so oft, Tod und Liebe einander gelegentlich die Hand.“

Er war stehengeblieben. Ein granitener Grabstein, in die Friedhofmauer gefügt, zählte die Namen von dreißig oder mehr jungen Leuten auf, die vor nicht allzulanger Zeit im See ertrunken waren nnd hier bestattet lagen, sofern die dunkelgrüne Tiefe ihre Leichen herausgegeben hatte. Nach einem Tanzvergnügen, an dem sie in irgendeinem am anderen Ufer gelegenen Bauernwirtshaus teilgenommen, waren sie

auf der Rückfahrt vom Sturm überrascht worden und in den Wellen umgekommen. Die Inschrift berichtete es.

„Wie viele Liebesleute und Brautpaare mögen sich unter ihnen befunden haben!“ sagte Albert. „Mitten aus Tanz und Lustbarkeit mußten sie hinüber. Aber schließlich war es nichts als ein unglückseliger Zufall. Der ursächliche Zusammenhang zwischen Liebe und Tod fehlt. Leider ist das nicht immer und überall so. Weißt du, daß auch der Traunsee seine Leandersage hat?“

Es war ihr bekannt, daß er mehrere Jahre in Linz in Garnison gelegen, die Gegend und ihre Bevölkerung gründlich kennen gelernt und sich aus Liebhaberei damit beschäftigt hatte, die örtlichen Sagen des Landes zu sammeln. Stumm erwartungsvoll blickte sie zu ihm auf. Da fuhr er fort: „Ein schönes Edelfräulein war es, das hinter den dicken Mauern der hiesigen Frauenabtei verborgen gehalten wurde. Vielleicht war es auch eine junge Nonne — wer kann es wissen? Von der Eisenau da drüben, wo du die Schlucht gegen die Traunsteinwände sich öffnen siehst, soll der Jüngling, der sie liebte, zu ihr herübergeschwommen sein. Und wie Hero stellte sie jede Nacht ein Licht ans Fenster ihrer Zelle . . .“

Sie hatten ihren Weg zwischen den Gräbern fortgesetzt und waren auf der andern Seite aus der Pforte der Friedhofsmauer wieder ins Freie getreten. Jetzt schritten sie hintereinander den schmalen Pfad am hochgeböschten Ufersaum entlang, der sich zwischen der Bucht und den Überresten des alten Klosters hinschlängelt. Ein Fels, der aus dem Wasser ragte, bot eine entzückende Aussicht über den flimmernden Spiegel des Sees hinweg auf die kühnen Schroffen des Traunsteins. Sie ließen sich darauf nieder, und Agathe maß mit dem Auge die Entfernung zur Eisenau hinüber.

„Das Herz steht mir still,“ sagte sie, „wenn ich nur daran ke! In der Nacht da herüber zu schwimmen! Wenn das sser schwarz wie ein Abgrund vor einem liegt! . . . Es eine gehörige Waghalsigkeit voraus. Und vor allem — Liebe bis in den Tod.“

„Sagen wir eine Verliebtheit bis zum Wahnsinn.“

„Ich denke, es gehört schon die große, wahre Liebe dazu, um so etwas zu unternehmen.“

„Und jedenfalls ein gewisser Grad von Unüberlegtheit.“

„Von Unüberlegtheit? . . .“ Das Wort tat ihr weh. Abermals legte sich ein Gefühl von Ernüchterung und Enttäuschung um ihr Herz und schnürte es zusammen. In Gedanken verloren, blickte sie über das gründüstere Wasser hinweg, das stellenweise von silberglitzernden Streifen durchzogen und gleichsam aufgerauht war . . . „So eine Leidenschaft,“ sagte sie, „die aus dem Tiefsten und Dunkelsten kommt, hat doch auch etwas Schönes und Erhabenes. Gerade daß das Schicksal des einzelnen so gar nicht mehr in Betracht kommt, daß jeder Gedanke an das eigene Selbst darin aufgeht . . .“ Sie stockte und hielt inne. „Übrigens, wie war es mit dem Licht am Fenster?“ fragte sie. „Es wies dem kühnen Schwimmer doch die Richtung?“

„Solange, bis es einmal erloschen war, in einer stürmischen Nacht.“

„Und dann —?“

„Dann verfehlte er natürlich sein Ziel. Hier, an dieser Stelle, sollen die Wellen den Leichnam des Jünglings ans Ufer geworfen haben.“

„Hier, an dieser Stelle!“

Mit einer gewissen Beklommenheit betrachtete Agathe die nähere Umgebung des Ortes, wo sie saßen. Es graute ihr ein wenig vor den flachen Wellen, die unablässig gegen das Ufer drängten, in rastlosem Atmen, ob sie gleich tot und fühllos waren.

„Und das Mädchen?“ fragte sie bange.

„Sie stürzte sich vom Söller des Klosters in die Tiefe. Eben auf diesem Fels, auf dem wir jetzt ausruhen, soll ihr junger Leib zerschellt sein.“

Mit einem halbunterdrückten Aufschrei warf Agathe die Arme um den Hals ihres Gatten.

„Ängstige dich nicht, Kind,“ sagte er, ihre Wange streichelnd.

„Fünfhundert Jahre sind darüber hingegangen, und überdies ist es bloß eine unverbürgte Sage. Du weißt, das Volk ist ein Dichter. So lebt die Geschichte fort im Mund der Leute, ob sie nun wahr ist oder nicht. Und noch heute heißt es hier zum Antlaßort und der Fels, auf dem wir sitzen, der Antlaßstein.“

„Was bedeutet das seltsame Wort?“

„Die Bedeutung ist dunkel. So weit ich dahinter kommen konnte, scheint es so viel wie Ort der Hingeschiedenen zu bedeuten, Stein der Entseelten.“

Noch immer hielt die junge Frau wie hilfesuchend ihn umschlungen. In überquellender Leidenschaft preßte sie ihn an sich.

„Ich könnte es auch nicht überleben, Albert, dich zu verlieren!“

„Eine Soldatenfrau sollte so nicht sprechen.“

Sie löste ihre Arme von seinem Hals und sah bekümmert vor sich nieder.

„Unser Leben,“ fuhr er fort, „steht in Gottes Hand. Selig, wer es weihen und darbringen darf für etwas Hohes, hingeben in seiner Blüte an irgendeinen großen Gedanken. Aber das Ziel muß freilich des Opfers wert sein. Die Verschwisterung von Liebesdrang und Tod, die wollte mir nie so recht gefallen: Hero und Leander, Romeo und Julie, Tristan und Isolde usw. usw. — Der Liebestod, ob auch unzählige Male von der Kunst verklärt, bleibt eine Art Nervensucht und Wahnsinn. Für mich wenigstens hat die Unbedachtheit, die das Leben nur so hinwirft, im Taumel der Leidenschaft, zwecklos, immer etwas — wie soll ich sagen? — etwas Triebhaftes, Kopfloses, Ungeordnetes.“

„Zwecklos sagst du? Wenn das Mädchen, von dem hier die Sage geht, die junge Nonne, oder was sie immer war, ... sie die Leiche des Geliebten ans Ufer treiben sah! ... es für sie nicht zwecklos gewesen, weiterzuleben?“

...nd was wirkte sie durch ihren Tod?“

...ß sie sich noch sterbend mit dem Geliebten vereinte!“

„Jedenfalls erfüllte sie damit keine unabweisliche Pflicht, diente keiner höheren Bestimmung."

„Sie starb der Liebe, wie er der Liebe gestorben war!"

„Die war nun aber mit ihnen dahin."

„Nein! Die lebt in der Sage nnd in tausend Herzen fort! Du sagst, das Volk sei ein Dichter. Wie wäre das möglich, wenn nicht auch das Leben ein Dichter wäre?"

„Zum Glück hat es schon bessere Gedichte gemacht als das, welches sich an diesen Ort knüpft."

„Ich finde gerade dieses ergreifend schön. Auflodern in einer einzigen selbstvergessenen Leidenschaft, die zum Himmel erhebt und zermalmt — was könnte das Leben Hinreißenderes erfinden?"

Sie hatte sich ereifert, ihre Wangen glühten. Alle zahmen Vorsätze von vorhin waren wieder wie fortgeblasen. Albert sah sie an, er schien zu überlegen und sich Gedanken über sie zu machen.

„In Sage und Dichtung," sagte er wie mit absichtlicher Schroffheit, „da mag die Romantik hingehen. Vor der Vernunft hat sie keinen Bestand. Das wird dir vielleicht nüchtern klingen, ist es aber nicht. Die wahre Poesie des Lebens heißt: Selbsthingabe in Pflichterfüllung. Das ist es, was auf die Dauer beglückt und die volle Reinheit des Gewissens sichert. Den großen Aufschwung der Seele außerhalb davon zu suchen, ist gefährlich und vom Übel."

Er küßte sie auf die Stirn und ergriff ihre Hand, die er mit Herzlichkeit drückte und an die Lippen führte.

„Und weil wir nun schon einmal davon reden," fuhr er, den Ton ändernd, fort, „so sei mir nicht böse, wenn ich etwas berühre, das mir schon lang auf dem Herzen liegt. Es beunruhigt mich manchmal, daß meine kleine Agathe — wenn ich so sagen darf, die Alltäglichkeit nicht verträgt. Ihre Wünsche sind fortwährend auf der Suche. Immer darauf aus, irgendeinem Wunder zu begegnen, irgendwo, irgendwann. Aber die Wunder sind rar geworden heutzutage, und die beständige Sehnsucht danach hat etwas Zehrendes

und macht unlustig. Nimm mir's nicht übel, Kind, wenn ich ganz offen zu dir spreche, du weißt, ich mein' es dir gut. Du solltest dich auf das Nahe beschränken, auf das Mögliche! Dann erst wirst du wahrhaft froh sein. Die Trugbilder, die in der Luft schweben, bereiten uns immer wieder Enttäuschungen. Das ist mir gerade vorhin durch den Kopf gegangen, als das Wolkenfenster gegen das Hochgebirge sich öffnete und in ein paar Augenblicken die ganze Herrlichkeit mit Sonnenschein und leuchtendem Grün wieder dahin war. Es kam mir vor wie ein Gleichnis. Jeder Mensch hat etwas Ähnliches erlebt. Aber ich dachte dabei nicht so sehr an menschliches Erleben überhaupt. Ich dachte besonders an dich. Denn wenn ich dich richtig kenne, so hast du fast immer irgend so ein Wolkenkuckucksheim im Sinn, das auftaucht und wieder entschwindet. Die Neigung, etwas anderes zu wollen, läßt dich zu keiner Ruhe kommen. Hab' ich unrecht? Es kann ja sein. Ich bin auf Mutmaßungen angewiesen und urteile mehr nach meinem Gefühl. Du selbst wirst am besten wissen, ob ich mich täusche oder ob es zutrifft, was ich sage."

Es überraschte sie, daß er so scharf durchschaute, was sie ihm immer zu verhüllen sich bemüht hatte. Es war ihr, als hätte er sie nun in seiner Hand. Aber keine trotzige Regung in ihr bäumte sich dawider, im Gegenteil, es tat ihr wohl, Überlegenheit zu spüren. Auch zwang er ihr ja nichts auf, denn was er sagte und riet, stimmte ungefähr mit dem überein, was sie sich eben noch selbst gesagt und geraten hatte. Und so warm und treu hatte er zu ihr gesprochen, daß ihr alle Gutwilligkeit hätte fehlen müssen, wäre sie nicht bereit gewesen, die Pforten der Seele weit aufzutun, um ihn als Freund, Berater und Helfer zu empfangen.

„Du kannst recht haben," bekannte sie aufrichtig. „Ich lebe noch immer zu sehr in den Wolken!"

lnd während sie neuerdings den Vorsatz faßte, sich zu hränken und zu bescheiden, bereute sie es aufrichtig, chsam wieder rückfällig geworden zu sein. Ihr warmes treten für die Liebesraserei, die die Leandersage ver-

herrlicht, kam ihr nun selbst überschwenglich vor. Und außerdem beinahe wie eine Undankbarkeit. Denn wie leicht konnte Albert eine gegen ihn gerichtete Spitze dahinter argwöhnen, einen Vergleich wittern, der zu seinen Ungunsten ausfiel, eine verblümte Ablehnung jener minder stürmischen, aber doch zuverlässigen und stetigen Neigung, die er ihr entgegenbrachte! Einen solchen Eindruck nicht aufkommen zu lassen oder rasch wieder zu verwischen, daran lag ihr um so mehr, als sie sich, wenn sie ganz aufrichtig sein wollte, beinahe schuldig fühlte, tatsächlich halb und halb nach jener Richtung gezielt zu haben. Aber sie hielt es für ihr gutes Recht, eine so rasch unterdrückte Anwandlung nachträglich zu verleugnen, und war in diesem Augenblicke fest davon überzeugt, bloß einem allerletzten flüchtigen Aufflackern ihrer übersteigerten Ansprüche an die Gefühlswelt unterlegen zu sein, die nun endgültig und für immer abgetan bleiben sollten. Im Grunde fehlte es ihr ja auch gar nicht, wenigstens jetzt nicht mehr, an Verständnis für jenes gebändigte Feuer, das wärmt, ohne zu sengen, und dessen Vorzüge vielleicht gerade an diesem Ort beherzigt zu werden verdienten, wo das leise Plätschern der Wellen von Seufzern der Abgeschiedenen erfüllt schien.

„Ja, es ist ungefähr so, wie du sagst," wiederholte sie. Und entschlossen verbesserte sie sich: „Oder vielmehr — um der Wahrheit näherzukommen —, es ist wenigstens bis vor kurzem so gewesen. Denn du darfst mir glauben, ich fange an, besonnener zu werden. Mehr und mehr begreife ich, daß mir alles Gute, was dem Menschen überhaupt beschieden sein kann, in reichstem Maße längst zugeteilt ist. Mehr und mehr sehe ich ein, daß es nur an mir selbst lag, wenn meine Wünsche manchmal noch darüber hinausschweiften. Und immer mehr und mehr erkenne ich, wem ich es zu danken habe, wenn mein störrisches Herz endlich gelernt hab[e] wird, seines Glückes froh zu werden . . ."

Und als Albert schwieg, so wie man den Atem anhäl[t] um ein Vöglein, das sich aufs Fenstersims setzt, nicht [...]

verscheuchen, da fing sie an, Erinnerungen zu beschwören, gleich als spräche sie zu sich selbst. Fast schien es, als wolle sie ihm Einblick gewähren in ihr Werden, um seine Nachsicht dafür anzurufen, daß sie nicht anders sein konnte, als sie war. Zugleich aber durfte die Offenheit, mit der sie so manches Heimliche ihrer Kinder- und Mädchenjahre, das nie zwischen ihnen berührt worden war, wie vor einem Beichtiger ausbreitete, ihm als Bürgschaft dafür gelten, daß das Herz, das sich da enthüllte, seine Wirren überwunden hatte.

„So viel gesehnt, wie ich mich in meiner Jugend sehnte," sagte sie, „hat sich nicht leicht ein junges Geschöpf. Was waren das für endlose Jahre, fern von zu Hause, in der Erziehungsanstalt am Genfer See! Ob ich bei Tag unter der Langweile des üblichen Sprachendrills seufzte und stöhnte, oder mich des Nachts schlaflos auf meinem Lager wälzte, im großen Schlafsaal, welchen ich mit Kameradinnen zu teilen hatte, die ich größtenteils nicht leiden mochte — beständig standen mir wie ein verlorenes Paradies, nach dem die Sehnsucht mich verzehrte, die goldenen Kindertage vor Augen, wo meine gute Mutter noch lebte und ich in ihrer Nähe sein konnte. Ach, wie ich diese Mutter vermißte! Eine ganze Märchenwelt war mit ihr ins Grab gesunken. Sie hatte selbst eine ausgesprochene Vorliebe für Märchenbücher und besaß deren eine ganze Menge, mit den allerschönsten Bildern darin. Vielleicht war es ein Fehler, daß sie mir so viel daraus vorlas. Meine Einbildungskraft war ohnedies schon rege genug, und ich glaube wirklich, es hat eine Zeit gegeben, wo ich mich selbst für etwas wie eine Märchenprinzessin hielt. Die seltsame, für ein Kind unverständliche Umgebung, die meine Welt bedeutete, trug dazu bei, meiner Neigung zum Wunderbaren Nahrung zuführen. Das weitläufige, schloßartige Gebäude, in diger Gegend inmitten des herrlichen Parks gelegen, prunkvollen Gesellschaftsräume, die sich darin befanden, vornehmen Leute, die da ein- und ausgingen, und die nkweg für eine Art Hofstaat meiner Eltern zu halten

bereit war — das alles erzeugte in mir den Wahn, als seien wir, wenn nicht gerade hohe Herrschaften, so doch jedenfalls etwas ganz Besonderes. Es ist merkwürdig, daß Kinder zwar meist scharf beobachten, aber viel zu unbekümmert dahinleben, um irgendwelche Folgerungen daraus abzuleiten. So weiß ich mich zu erinnern, daß mir an vielen Leuten, die bei uns wohnten, schon frühzeitig allerhand Wunderliches auffiel, ich wußte sogar auf ihre Verrücktheiten einzugehen und ihnen ganz ernsthaft Rede und Antwort zu stehen, während ich mich insgeheim über sie lustig machte. Aber es fiel mir deswegen nicht ein, mir Gedanken darüber zu machen, was das eigentlich für ein Haus sei, in dem ich aufwuchs. Erst viel später fing ich an zu begreifen, und je älter ich wurde, natürlich desto mehr, daß es nichts anderes als ein glänzendes Gefängnis war, worin unglückliche Kranke, wenn sie über genügende Mittel verfügten, sich vor der Welt verbergen konnten. Um die Zeit, da die Mutter für immer von mir ging, war ich noch völlig ahnungslos und lebte in lauter Täuschungen. Es war hart für ein Mädchen von noch nicht zehn Jahren, wie mit einem Schlage alles versinken zu sehen, woran sein Herz hing. Nun hatte ich keine Mutter mehr und keine Heimat und wurde unter fremden Leuten herumgestoßen. Die verzweifelten Briefe, die ich nach Hause schrieb, blieben ohne Erfolg. Mein Vater hat durch seinen beständigen Umgang mit Irren eine große Übung darin erlangt, nein zu sagen, indem er ja zu sagen scheint, und, ohne je einen Wunsch abzuschlagen, gewährt er doch niemals, was zu verweigern er für angezeigt hält. Ich zweifle selbstverständlich keinen Augenblick daran, daß er es gut mit mir meinte, er hätte sich wenig um mich bekümmern können, der Beruf nimmt ihn zu sehr in Anspruch. Er ist ja nicht bloß Arzt, er ist zugleich Gastgeber, Wirtschaftsmeister, Gutsverwalter, alles in einer Person, und nicht zuletzt sogar Festredner, Vergnügungsrat, Erfinder und Leiter von Narrenspossen für die Narren. Ob es eigentlich in seiner Natur liegt, oder ob er sich gewissermaßen au

Geschäftsrücksichten selbst Zwang antut, darüber bin ich mir nicht ganz klar, aber du kennst seine Art, die Umgebung mit Geräusch und Überfülle in steter Bewegung zu halten, gleichsam als ob unausgesetzt Feste gefeiert würden, und weißt, wie wenig dergleichen meinem eigenen Wesen zusagt. So hätten wir freilich nicht sonderlich zueinander gepaßt, und auf alle Fälle wäre das Haus im Gnadenwald nicht der richtige Aufenthalt für ein mutterlos heranwachsendes junges Mädchen gewesen. Aber so sehr ich dies nachträglich auch einsehe, damals empfand ich es doch wie Verstoßensein, Jahre hindurch. Und je mehr ich mich dem Vaterhaus entfremdete, um so sicherer blieb mir die Heimat verloren. Es ist mir nie wieder gelungen, mich im Gnadenwald einzugewöhnen, und wenn ich vorübergehend während der Institutsferien nach Hause kam, dann sehnte ich mich jedesmal, wie ich mich dahin zurückgesehnt hatte, bald ebenso heiß wieder fort und hinaus. So nahm das Sehnen bei mir kein Ende. Und auch nach Abschluß meiner Pensionatsjahre trat hierin keine wesentliche Veränderung ein. Nun hätte es mir ja freigestanden, im Hause des Vaters zu leben und mich dort irgendwie nützlich zu machen. Aber die Sehnsucht in die Ferne, der Wunsch, anderswo zu sein, als da, wo ich war, schien mir wie zur zweiten Natur geworden, ich konnte mit dem besten Willen zu keiner Ruhe kommen. Das ewige Brausen und Stampfen der Maschinerie, die den großen Betrieb im Gnadenwald in Atem hält, war mir ungewohnt geworden und störte mich, ich glaubte immer wie auf einem Bahnhof zu leben. Und die unpersönliche Pracht, die mich jetzt weniger an ein Märchenschloß als an einen Großgasthof für reiche Amerikaner erinnerte, war mir unheimlich geworden, seit ich durchschaute, wie hier alles auf Schein und ...schung gestellt sei. Denn nun vermochte ich erst ganz unendliche Elend zu ermessen, das in diesem Hause sein ...ein fristet, und ich brachte es nicht über mich, heiter ...itten der vielen Kranken zu leben und gleichmütig auf ...Wahngedanken einzugehen, wie mein Vater es von

seinen Hausgenossen fordert. So flüchtete ich mich zu den Verwandten nach Wien, bei denen du mich gefunden hast und bei denen ich den größten Teil des Jahres zuzubringen pflegte. Aber so sehr ich mich mit meiner Cousine angefreundet hatte, und so wenig meine Tante mich merken ließ, wie unerwünscht meine Anwesenheit ihr im Grunde eigentlich war — mit einem Wort: so entgegenkommend und verwandtschaftlich sie sich mir gegenüber auch benahmen, eine Heimat konnten sie mir doch nicht ersetzen. Und immer noch sehnte ich mich. Wonach? Jetzt wußte ich es ganz genau. Nach einem grünen Plätzchen, das von der Sonne beschienen wäre und mir ganz allein gehören müßte. Nach einem Zuhause, wo ich wirklich daheim wäre, das nichts mit einem Märchenschloß gemein zu haben brauchte, wenn es nur mein eigen wäre, und wenn nur ein Herz mir darin entgegenschlüge, das mich verstünde und dem ich mich rückhaltslos hingeben könnte . . ."

Sie hielt inne und suchte sichtlich nach Worten, nahm sich gleichsam einen Rand, nun auch noch das Letzte zu sagen, das ihr auf dem Herzen lag, und das auszusprechen ihr nicht ganz leicht fiel.

„Ich weiß, daß ich manchmal nicht ganz so war, wie ich hätte sein sollen," sagte sie, ihm gewissermaßen abbittend; „und vielleicht verdiene ich die Nachsicht gar nicht, die du so oft an mir übst. Aber wenn ich es auch nicht immer so zeigen kann, wie ich gern möchte, daß ich dir dankbar bin, Albert, von Herzensgrund — so fühl' ich es doch und bin mir dessen bewußt: die Heimat, nach der ich mich während meiner Kinder- und Mädchenjahre vergeblich sehnte, an deiner Seite habe ich sie gefunden! Bloß ein einziger, alleinziger Wunsch bleibt jetzt noch übrig. Könnte mir auch dieser in Erfüllung gehen, der höchste und heiligste aller Wünsche, das Letzte überhaupt, wonach ich mich noch sehne . . ." Abermals stockte sie, verstummte und senkte den Blick . . .

Fragend sah Albert sie an. Er bemerkte, wie sie rot wurd und ihr Busen unser schweren Seufzern sich hob. Er sucht

nach einer Erklärung und bemühte sich, in ihren Mienen zu lesen. In raschem Augenaufschlag traf ihn ihr Blick von der Seite, strahlend, verlangend, verheißend, verschämt, und bohrte sich wieder in ihren Schoß. Da fing er an zu verstehen, daß sie sich nach dem Kinde sehnte, das ihrer Ehe bisher versagt geblieben war. Und er warf seine Arme um ihren Leib und zog sie an sich.

Beseligt fühlten sie ihre Herzen zusammenschlagen, beide so fest überzeugt in diesem Augenblicke wie noch nie, daß sie füreinander bestimmt gewesen seien von jeher und für immer. Und wie mit außerirdischer Gewalt zwang die süße Verblendung sie zueinander, daß sie sich leidenschaftlich umschlungen hielten, ihre Lippen in brennenden Küssen vereinend. Es war, als hätten die Seelen der Abgeschiedenen, die diesen Ort umschwebten, ihnen ihr Feuer eingehaucht und Macht über sie gewonnen. Denn in völligem Selbstvergessen, wie über ihr eigenes Schicksal erhoben, verloren sie sich an die selige Unbewußtheit einer dunklen Zukunft, die da werden wollte und ans Licht verlangte . . .

Ein Schritt, der unversehens an ihr Ohr klang, störte sie auf und riß sie auseinander. Erschrocken und beschämt erblickten sie eine dunkle Gestalt, die sich unbemerkt genähert hatte und schon knapp bis an den Felsen herangekommen war, auf dem sie saßen. Es war ein junger Priester in schwarzem Talar, der jetzt stehen blieb und von seinem Brevier aufblickte, in dem er gelesen hatte. Seine Überraschung, sich an dieser einsamen Stelle plötzlich unbekannten Menschen gegenüberzufinden, war so offensichtig, daß sie die Beruhigung gewannen, bis dahin von ihm nicht bemerkt worden zu sein. Grüßend neigte er das unbedeckte Haupt und wollte an ihnen vorüberschreiten, um seinen Weg fortzusetzen. Aber Albert, vielleicht um seine Verlegenheit hinter nbar unbefangenen Worten zu verbergen, verwickelte durch Fragen über die Orts- und Bevölkerungsverhält- in ein Gespräch, dem er bereitwillig und freundlich bhielt. Er war Kaplan an der Pfarre des Dorfes und

wußte über alles, was die Gegend betraf, trefflich Bescheid.

Nachdem Fragen und Antworten sich erschöpft hatten, wendete der junge Geistliche mit einem Lächeln um die bartlosen Lippen sich an Agathe, die sich ebenso wie Albert von dem Felsensitz erhoben hatte, und sagte mit jener Umgänglichkeit, die katholischen Priestern manchmal eigen ist: „Sie wissen wohl nicht, gnädige Frau, daß es eigentlich ein Unglücksort ist, den Sie sich zum Ruheplätzchen gewählt hatten? Aber erfreuen Sie sich unbesorgt der herrlichen Fernsicht, die sich von hier darbietet! Der Mensch trägt sein Schicksal in sich, und die Glücklichen und Frohen weihen auch die übel berufene Stätte zum Ort der Gnade und Gottseligkeit."

„Ich danke Ihnen, hochwürdiger Herr, für die gütige Meinung," antwortete Agathe, während ihre Wangen neuerdings erglühten. „Die Sage, die sich an diese Stelle knüpft, ist mir durch meinen Mann bekannt geworden. Nur was der Name des Ortes bedeuten will, blieb uns verborgen. Wie heißt es doch hier — zum Antlaßstein, wenn ich nicht irre?"

„Ganz recht, der Fels, auf dem Sie stehen, wird vom Volke so genannt. Und was das Wort Antlaß heißt? Es ist uralt, ich fand es in vergilbten Urkunden des Pfarrwidums, wo es so viel wie Entlassung von Verbindlichkeiten oder Lossprechung von Schuld bedeutet. Auch im geistlichen Sinne kommt es frühzeitig vor, als ‚Antlaß der Sünd'', das heißt Erlassung der Sünden. Danach würde Antlaßstein oder Antlaßort, wie es hier heißt, so viel bedeuten wie: Stein der Sühne, Ort der Lossprechung. Und das scheint mir auch mit dem Inhalt der Sage, wie das noch immer halb heidnische Volksbewußtsein sie auffaßt, in gewissem Sinne übereinzustimmen. Denn sie berichtet, daß die Liebenden ihre Schuld hier mit dem Tode büßten. Ob sie sie dadurch auch gesühnt haben, das muß ich als katholischer Priester freilich dahingestellt sein lassen."

„Sie sprechen von Schuld,“ sagte Agathe; „sollen denn die Liebenden dadurch, daß sie der Stimme ihres Herzens folgten, schuldig geworden sein?“

„Es ist nicht an uns, die zu richten, die längst vor Gottes Richterstuhl stehen,“ antwortete der junge Kleriker ernst.

Es war ein Ausweichen auf ihre Frage und eine Ablehnung weiterer Erörterungen über diesen Gegenstand. Und das Gespräch damit abbrechend, empfahl er ihnen noch mit wenigen Worten einen angenehmen Spaziergang in der Nähe des Dorfes, worauf er wie vorhin mit einem stummen Neigen des Hauptes grüßte und seinen Weg fortsetzte, in der Richtung gegen den Friedhof.

Auch Albert und Agathe schickten sich jetzt an, die Stelle zu verlassen. Sie wendeten sich nach der Seite, die der junge Geistliche ihnen bezeichnet hatte, und von der er selbst gekommen war, und folgten zunächst dem Pfade, der durch die Torbogen und Höfe des alten Klosters gegen die das Dorf durchschneidende Reichsstraße leitet. Sobald der Weg wieder breit genug geworden war, daß sie nebeneinander hergehen konnten, nahm Agathe ihres Mannes Arm und schmiegte sich eng an seine Seite, froh, wieder mit ihm allein zu sein. Die Worte des jungen Geistlichen gingen ihr nach, sie machte sich Gedanken darüber.

„Der Herr Kaplan, der übrigens einen feinen Apostelkopf hat,“ sagte sie nach einer Weile, „hat zwischen Buße und Sühne unterschieden. Verstehst du das?“

Albert dachte nach. „Er wird unter Buße,“ meinte er, „ein irdisches Gutmachen verstehen, unter Sühne ein himmlisches. Vielleicht wüßte er die Unterscheidung mit kirchlichen Dogmen zu begründen, in denen ich nicht genügend bewandert bin.“

„Allerdings scheint er mir etwas stark in Dogmen be-
n,“ sagte Agathe.

ieso?“

eil er doch von Schuld sprach. Wo wäre hier über-
t eine Schuld? Die Liebe ist doch keine Schuld? Wem

haben diese Unglücklichen unrecht zugefügt? . . . Ich kann mir's nicht anders erklären, als daß der geistliche Herr damit sagen wollte, ihrem Liebesbund habe der Segen der Kirche gefehlt."

„Nun, und das war doch auch der Fall?" antwortete Albert etwas scharf und ungeduldig. „Sollen die Bande von Gesetz und Ordnung straflos gelockert werden dürfen? Und wenn die Liebende und Geliebte wirklich eine Nonne war, wie man annimmt, so hat sie außerdem noch ihr Gelübde gebrochen. Ist das etwa keine Schuld?"

Bestürzt sah Agathe ihn an. Das „Nein!", das ihr schon auf den Lippen schwebte, hielt sie zwar noch rechtzeitig zurück und sprach es nicht aus; aber seine Auffassung kam ihr unsagbar eng vor, und es wehte sie wieder jene unentwegte Tadellosigkeit daraus an, die sie immer bis ins Innerste durchkältete.

Sollte sie widersprechen? Es wäre fruchtlos gewesen, und sie hätte als die Schwächere doch schließlich wieder unrecht behalten. Lieber verschloß sie ihre Gedanken in sich. Denn insgeheim war sie freilich ganz anderer Meinung. Nach ihrem Gefühl rechtfertige die heilige Betörung der Leidenschaft, von der Gottheit selbst den Liebenden ins Herz geflößt, tausendfach die Auflehnung gegen die Menschensatzung. Darum konnte sie auch in einem Durchbrechen künstlich aufgerichteter Schranken noch lange keine Schuld vor Gott erblicken. Und wie sie es immer wenden mochte: wenn sie ehrlich gegen sich selbst bleiben wollte, so vermochte sie zu keiner anderen Erkenntnis zu gelangen. Aber sie verzichtete darauf, ihre Überzeugung zu vertreten. Sie fühlte, daß sie sich in diesem Punkte nie verständigen würden, und schwieg. Schließlich handelte es sich ja auch um keine Angelegenheit, die sie selbst näher berührte. Was konnte ihr daran liegen, die Schuldlosigkeit der Liebenden nachzuweisen? Wie kam sie dazu, eine Schuld zu rechtfertigen, mit der sie nicht das geringste gemein hatte? Und was kümmerten sie überhaupt Schicksale und Leidenschaften, die fünfhundert Jahre zurücklagen?

Sie war der Auflehnung müde geworden.

Vielleicht hatte Albert recht, daß die Romantik vor der Wirklichkeit nicht bestehen könne. Vielleicht waren die erschütternden Herzenserlebnisse, von denen Dichtung und Sage überquellen, im Lichte unserer Tage besehen wirklich nichts anderes als Kopflosigkeit. Denn in dieser überaus verständig gewordenen Zeit ging ja alles so schön geordnet her, wie nach der Schnur, auf zwar etwas schmalen, aber gut gehaltenen Kieswegen, zwischen sauber abgezirkelten Gemüsebeeten!

Und wer sich darein nicht gefunden hätte, der verleidete sich nur selbst sein bescheidenes Plätzchen an der Sonne.

III.

Nach dem kleinen Spaziergang, den ihnen der junge Geistliche geraten hatte, waren sie in den Ort zurückgekehrt und saßen jetzt in einer ländlichen Gartenwirtschaft, deren aufgemauerte Terrasse sich bis knapp an den Wasserspiegel des Traunsees vorschob.

Während sie dort Kaffee tranken, fingen, da es gegen Abend ging, die aus den gegenüberliegenden Uferbergen aufschießenden Kalkwände des Traunsteins zu glühen an. Aber sie achteten nicht sonderlich darauf. Sie waren fern. Sie plauderten von ihrem Nest. Das mußte nun bald fertig werden und wartete auf sie. Ein nagelneues Heim, auf das sie sich freuten. Und sie richteten ein, stellten die Möbel um, dies und jenes wurde noch nachgeschafft. Bequem würden sie es haben und schön! Die Fenster lugten verstohlen in die grünen Geheimnisse des Schwarzenbergparks hinein, weiter unten dampfte, wie ein inmitten blühender Rhododendronbüsche hervorbrechender Geiser, die schneeweiße Wassergarbe des Hochstrahlbrunnens. Das Riesenrad des Praters mahlte bedächtig drehend im Dunst der Ferne, und linker Hand, über Dächer hinweg, konnte man gerade

noch, wie ein blaues Endchen Sehnsucht und Fernweh, den Leopoldsberg herübergrüßen sehen, mit seiner keck vorspringenden Nase weit hinauswitternd ins Flachland . . . Vergeblich produzierte der Gebirgsabend sich mit seinem Paradestück. Sie waren gar nicht da, sie waren in Wien. Und die bengalische Beleuchtung der Traunsteinwände wäre zwecklos verglüht, hätte das aufwartende Mädchen in schablonenhaftem Diensteifer nicht zufällig eine Zeitung auf den Tisch gelegt.

Sofort griff Albert nach dem Blatte. Und Agathe, die sich entlassen fühlte, lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. Nun hatte sie Muße genug, sich der Betrachtung des Alpenglühens hinzugeben.

Schier unwahrscheinlich wirkte diese feurige Pracht, die sich immer noch überbot. Erst war es ein rosiger Hauch gewesen wie Pfirsichblüte, dann wurde es heiß und grell wie geschmolzenes Eisen, dann mild purpurn wie Nachtviolen, und schließlich düsterte es tiefblaurot wie die Farbe der Pfingstrose. Eben wollte sie ihren Gatten aufmerksam machen und zum Aufblicken veranlassen, als plötzlich alles gleichsam wieder in sich selbst zusammensank. Betrüblich rasch vergloste der Brand. Ein verdrossenes Steingrau machte der flüchtigen Herrlichkeit Platz. Und fahl wie ein verwittertes Greisenhaupt stand der Felskoloß gegen den stumpf gewordenen Abendhimmel.

War das nicht ganz ähnlich, als ob ein liebendes Herz, der gleichen Liebesglut auch von der andern Seite gewärtig, plötzlich erkennen muß, daß es vergebens darauf wartet? Denn dort ist längst keine Glut mehr, nichts als Stein, grau und runzlig. Da zieht es sich knisternd in sich selbst zusammen und wird mit der Zeit auch Asche, Schlacke . . .

Sie fröstelte. Der Gatte verbohrte sich förmlich in seine Zeitung. Rein, als ob er allein da säße! Hundert andere Dinge hatte er im Kopf, die ihn beschäftigten, während sie immer nur an die Liebe dachte. Hundert Fragen gingen ihm nahe und lagen ihm ebenso, wenn nicht noch mehr am

Herzen wie sie. Das nannte er eine Hochzeitsreise! Eine verspätete Hochzeitsreise — jawohl, verspätet war sie! Vor einem Jahr, als noch alles neu und jung gewesen — wenn da die ungestümen Eindrücke der Gebirgswelt über die frisch aufgepflügten Seelen hereingewittert hätten, sie segnend mit dem Keimen und Treiben und Blühen eines gemeinsamen Wachstums, wer weiß, wären sie dann nicht zu dem großen Aufschwung hingerissen worden, aus dem eine wahre Ehe sich Verjüngungskraft für ein ganzes Leben mit auf den Weg nimmt . . . Dann wäre wohl manches anders gekommen . . . Dann wäre sie heute vielleicht Mutter . . . Dann mochte ihr Mann Zeitung lesen, so viel er wollte!

Aber es hatte nicht sein sollen. Die Pflicht, von der Albert so gerne sprach, ging vor. Die Ernüchterung von Mosty Wielki war wie Mehltau in den drängenden Frühling der Flitterwochen gefallen. Und die Kraft innerer Erhebung über das persönliche Dasein, dazu ausersehen, die erste Fremdheit einer Ehe zu überwinden und aus zweien allmählich eins zu machen, hatte vorzeitig zu kränkeln begonnen. Ob das Versäumte sich nachholen ließ? Ob das Verlorene noch zurückzugewinnen war? Sie schwankte — bald glaubte sie, bald zweifelte sie daran. Darum wurde ihr Herz ewig zwischen müdem Verzichten und neuem Hoffen hin und her geworfen.

Albert legte das Zeitungsblatt hin und breitete die Arme weit aus.

„Endlich —!“

Tief atemschöpfend stieß er es hervor. Im ersten Augenblick meinte sie, er habe ihre Ungeduld durchschaut und mache sich über ihr erleichtertes Aufatmen lustig, weil er endlich mit seiner Zeitung fertig geworden sei. Aber darin irrte sie, das merkte sie bald, seine Gedanken beschäftigten sich jetzt nicht mit ihr, sie waren erfüllt von dem eben Gelesenen. ...mußte sich etwas ganz Besonderes ereignet haben, das ...mächtig berührte. Ein feierlicher Ernst lag auf seinen ...en, eine tiefe Erregung schien in ihm zu arbeiten. Und ...ein zweites und drittes Mal rang sich wie aus erlöster

Brust der gleiche Ausruf von vorhin über seine Lippen: „Endlich, endlich —!“ Nun klang es wie Befreiung, wie kaum verhaltener Jubel . . . Sie erschrak. Eine Ahnung stieg in ihr auf.

„Um Gottes willen, was gibt es?“

Er fand nicht sogleich den richtigen Faden, ihr alles zu erklären, die Worte versagten ihm, daß er stammelte wie trunken vor Freude. Denn in diesem Augenblick wurde er sich erst recht dessen bewußt, was für ein Druck auf ihm gelegen hatte, die ganze Zeit her. Gleich als sei seine eigene Ehre angetastet gewesen durch den Schimpf, den sein Vaterland seit Jahren sich allzu geduldig hatte zufügen lassen. Ja, genau so hatte er es empfunden, ohne sich's bisher recht einzugestehen, ganz ebenso hatte es gewühlt in ihm und gebohrt und geschmerzt, als stünde seine eigene Ehre auf dem Spiele. Aber damit war es nun zu Ende! Der große Zahltag stand vor der Tür! Nun würde man sich nicht länger auf der Nase herumtanzen lassen! Nun war die Langmut Österreichs endlich erschöpft! Endlich, endlich, endlich! Gott Lob und Preis! Nun durfte man wohl daran glauben, daß Ernst gemacht werden sollte. Die befristete Note an Serbien, die hier schwarz auf weiß in der Zeitung stand, ließ keinen Zweifel übrig: Nun hieß es biegen oder brechen!

„Ahnst du denn, Agathe, was für ein Stein mir von der Brust fällt!“

Er nahm das Blatt wieder auf, ihr daraus vorzulesen, legte es aber bald wieder hin. Er wußte nicht, wo er anfangen sollte, ihr die Bedeutung des diplomatischen Schrittes klarzumachen, der da gemeldet wurde, und ihr einen Begriff von den Gefahren zu geben, denen das Vaterland entgegengegangen wäre, hätte man ihn unterlassen. Er stellte ihr vor Augen, wie notwendig es gewesen sei, den verbrecherischen Ruhestörern an der Südostgrenze endlich einmal die Faust zu zeigen. Und er schilderte ihr, was für eine Erlösung es für ihn selbst bedeute, daß das Reich, dem er mit all seinen Kräften diente, nicht länger gesonnen

sei, in der Schmach zu verharren, in die man es hätte stürzen wollen!

„Nun darf ich wieder einstehen für Recht und Ehre! Nun bin ich wieder Soldat! Nun brauche ich mich meines Portepees nicht mehr zu schämen!“

Ihm war, als hätte er bis zu diesem Augenblicke ruhig zusehen müssen, wie ein Bube ihn selbst und alles, was er liebte und verehrte, mit Hohn überschüttete und begeiferte, und er hätte es mit gefesselten Händen ertragen müssen und sich nicht wehren dürfen. Und nun plötzlich, mit einem Male, fielen die Ketten von ihm ab, und er bekam die Hände frei, die Arme frei! Ein Glücksgefühl sondergleichen durchströmte ihn, und sein Jubel hatte etwas Mitreißendes, daß auch Agathe sich ihm nicht ganz zu entziehen vermochte. Unwillkürlich, fast widerstrebend, dachte sie sich in ihn hinein, es lag doch auch etwas Bewundernswertes in dieser männlichen Hingebung an die großen Ziele des Vaterlandes. Etwas Erhebendes, das sie als verehrungswürdig empfinden mußte. Nun sah sie ihn auf einmal ganz anders, als wie er gewöhnlich war, nicht kühl, verbindlich, nicht abwägend und beherrscht, sondern sprudelnd, ungestüm, aus sich herausgehend, und so gefiel er ihr eigentlich besser als sonst. Der Hauch von Frische und Natürlichkeit, der seiner aus dunklen Tiefen genährten Leidenschaft entströmte, berührte sie als ein ihr selbst Wesensverwandtes, das ihr Zuneigung und Achtung einflößte.

Aber doch mehr staunend als mitschwingend stand ihr Herz dem naturgewaltigen Hervorbrechen seiner Begeisterung gegenüber. Und eine geheime Bangigkeit preßte es zusammen: denn hier sah sie etwas Großes, Übermächtiges sich auftürmen, wie ein Schicksal, dem sie sich nicht gewachsen fühlte, weil ihr als Weib für diese Art Hingabe und Opferung , schließlich die rechte Wärme fehlte.

Ich verstehe es ja ganz gut,“ sagte sie unsicher, „daß n einmal warnend den Finger heben mußte, und begreife kommen deine Genugtuung darüber, daß es endlich

geschah. Aber dabei wird es hoffentlich doch auch bleiben?" —„Das wollen wir ruhig abwarten," antwortete er ausweichend. „Im Bereich der Möglichkeit läge es ja schließlich, daß dieses verhetzte Volk einmal Vernunft annähme."

„Nur im Bereich der Möglichkeit? Ich halte es für wahrscheinlich, beinahe für sicher! Eine so kleine Nation wird doch den Bogen nicht überspannen — es wäre Tollheit!"

„Tollheit? Freilich! Aber ob es schon Tollheit sei, so ist doch Methode darin! Die Drahtzieher, die dahinter stehen, werden dafür sorgen, daß die Einsicht dabei zu kurz komme, verlaß dich darauf!"

„Meinst du —?" fragte sie erblassend. „Das könnte aber ... das könnte ja am Ende zu einem Krieg führen!"

„Das kann es allerdings. Und — du mußt es mir nicht übel nehmen, Agathe, ich bin nun einmal Soldat — ich hoffe es!"

„Albert!"

„Denk an Sarajewo!"

„An Sarajewo? Ja freilich, das ist wahr! Die Schandtat schreit zum Himmel — aber ..."

Betreten blickte sie zu Boden und dann wieder nach ihm hinüber, der plötzlich so sicher, frei und wie beschwingt schien. Ihre Finger krampften sich ineinander. Stand nun die große Prüfung vor der Tür? Kam er so bald, so unaufhaltsam, der bittere Ernst, der all den kleinen, unscheinbaren Freuden des Daseins, welche, zusammengenommen, jetzt auf einmal wie ein großes, großes Glück aussahen, ein jähes Ende bereiten würde? Ach, sie hatte sich's ja freilich gelobt, als sie ihm die Hand fürs Leben reichte, und auch ihm hatte sie es damals feierlich gelobt, eine tapfere Offiziersfrau zu sein. Aber so recht eigentlich hatte sie doch niemals mit der Möglichkeit gerechnet, daß diese Tapferkeit auf die Probe gestel werden könnte. Ein Krieg —? Das war ihr immer vor gekommen wie eine schreckhafte Sage, die aus überlebte Zeiten herüberklang ...

Sie erschrak und fuhr zusammen — ein rauher, heulender Ton schrillte durch die Luft, daß es ihr einen Riß durch den ganzen Körper gab. Eine Dampfpfeife war es, die über den See stöhnte. Schon bog das Schiff, das sie nach Gmunden zurückbringen sollte, um das Vorgebirge des Sonnensteins. Wie ein Schwimmvogel, dessen Leib ruhig über das Wasser hingleitet, ohne daß man etwas von der verborgenen Arbeit merkt, die ihn vorwärts treibt, schnitt der Dampfer scheinbar ohne jede Anstrengung durch den geschmolzenen Asphalt der bereits dämmerigen Flut und näherte sich, größer und größer werdend, dem Ufer.

So rasch wie möglich brachen sie auf, die Zeit drängte. Sie mußten sich beeilen und das letzte Wegstück sogar laufend zurücklegen, um die Landungsbrücke noch rechtzeitig zu erreichen. Außer Atem an Bord angelangt, ließen sie sich lachend in die großen Korbstühle sinken, die auf dem ganz freien und menschenleeren Achterdeck aufgestellt waren.

Albert steckte voll Übermut und Ulkerei, und Agathe, durch die gewaltsame Bewegung des Laufens frisch und rosig geworden, hatte wie ein Kind über dem Augenblick aller Sorgen vergessen. Erst nach einer kleinen Weile, als das Schiff bereits in voller Fahrt um die Landzunge von Traunkirchen bog und ihre Pulse sich beruhigt hatten, meldete sich wieder ein eigentümlich nagendes und unbestimmt beklemmendes Gefühl in ihrer Brust, das sie anfangs gar nicht zu deuten wußte. Bis ihr plötzlich einfiel, was da Neues in ihr Leben getreten war, düster drohend und unheimlich wie ein Gespenst.

Sie wurde ganz still und dachte an ihre Kindheit, an das Haus im Gnadenwald, wo eine alte Näherin, die mit ihren gichtischen Fingern jahraus jahrein am Weißzeug besserte, ihr von einem glühenden Besen erzählt hatte, der am Himmel …en sei. Und das habe Krieg angekündigt . . .

…illkürlich hob sie den Blick. Da stand der Abendstern …nkelte, daß man schier meinen konnte, seine vielleicht …eißglutflüssige Oberfläche brodeln und lohen zu sehen.

In zwecklosem Feuer verzehrte sich der Stern der Liebe, bis er gänzlich erloschen und ausgebrannt sein würde.

Und in der Richtung zurückblickend, aus der sie kamen, sah sie am Ufer noch deutlich den Antlaßstein über das Wasser ragen und langsam im Weben der Dämmerung versinken. Da drüben, hinter dem Fenster des Söllers, wo sehnsüchtig ein Licht einst durch die Nacht schimmerte, da war auch solch ein Lohen und Flammen gewesen wie droben auf dem Stern. In sehnender Liebesglut hatten zwei Herzen sich verzehrt, bis sie zu schlagen aufhörten, ausgebrannt und erstickt, anheimgegeben ihrer Bestimmung: Asche zu Asche!

Und nun würde gar über ganze Länder hinweg das fressende Feuer lodern, Hab und Gut und Glück und Leben von Tausenden und Abertausenden verschlingend, in Asche legend, zu Schlacke brennend in selbstvernichtendem Wüten. Das alles geschah und ereignete sich, während der Mensch dem Wahn lebte, er könne wollen oder nicht wollen, sich zu diesem oder jenem entschließen. Und war doch alles Glühen und Lohen und Sichaufzehren so taub und bewußtlos wie das des Liebessterns im Weltenraum der unerreichbaren Fernen! . . .

Albert, der bemerkte, daß sie sich trüben Gedanken hingab, begann zu plaudern, und um sie zu zerstreuen und abzulenken, schlug er einen leichten, scherzhaften Ton an, den er nicht erst zu erkünsteln nötig hatte. Denn er war wirklich von Grund auf froh und mußte sich eher Zurückhaltung auferlegen, nicht geradezu ausgelassen zu erscheinen. Wie er sich aber auch bestrebte, auf ihre Verfassung Rücksicht zu nehmen, so verriet doch seine Stimme, sein Ausdruck, sein ganzes Wesen die Veränderung, die in ihm vorgegangen war.

Daß er so restlos beseligt sein konnte, während sie litt, hatte Agathe nie für möglich gehalten. Er wurde ihr jetzt zum Rätsel. Sie sah ihn nur immer an, zweifelnd und befremdet. Wollte er ihr bloß über ihre Bedrücktheit hinüberhelfen? Oder war seine Laune wirklich so ungetrübt? Das erste setzte zu viel Verstellung voraus; das zweite für möglic

zu halten, sträubte sie sich noch mit einer letzten Anstrengung. Hätte denn, wenn es in der Tat so weit kam, die Notwendigkeit, sich von ihr zu trennen und sie einem ungewissen Schicksal zu überlassen, auch nicht einen Tropfen Bitterkeit in den Kelch seines frohgemuten Heldentums geträufelt?

Als ihnen in weitem Bogen die Lichter von Gmunden entgegenschimmerten, war auch die Venus am Himmelszelt nicht mehr vereinsamt geblieben. Nun da, nun dort kämpfte ein siegreicher Stern die Abendhelle nieder, der es schwer zu *fallen* schien, ihr Sorgenkind, die Erde, so bald der *Finsternis* anheimzugeben. Und noch immer war es nicht *dunkel* genug, als daß man auf dem hügeligen Ufergelände jenseits des Seeschlosses Ort, das wie ein schlafender Schwan auf dem Wasser ruhte, nicht ein stattliches weißes Haus noch deutlich hätte unterscheiden können, das unter der treuen Hut seines weitvorspringenden Daches von der Anhöhe heruntergrüßte. Bei der Ausfahrt hatte dieses Haus ihre Aufmerksamkeit erregt, weil es so breit und behaglich inmitten seines Obstgartens saß und aussah, als sei es an der Stelle gewachsen, und zwar in der Zeit des biederen Bürgertums, wo es noch vortreffliche Jahrgänge unter den Wohnbauten gab. Und sie hatten sich mit ihren spielenden Träumen darin eingeheimt und eine von der Welt zurückgezogene Zukunft ausgesponnen, für ihre reiferen Jahre, dort auf der Höhe, in dem traulichen Luginsland. Da sahen sie sich schon in mäßiger Geschäftigkeit den wenig beschwerlichen Besitz bewirtschaften, Malven, Rosen und Georginen ziehen, die rotbackige Fülle des Obstsegens einbringen und nach des Tages Arbeit inmitten einer frohen Kinderschar geruhsam auf der Veranda sitzen, von welcher — zwischen Schildwachen hoher, zypressenähnlicher Lebensbäume hindurch, die beiderseits aufgepflanzt standen — ein wundervoller Ausblick auf den blauen See und den mächtigen Traunstein sich eröffnen mußte.

Wie urplötzlich war dieses freundliche Zukunftsbild geneter Lebensfülle verweht! In welch furchtbaren Abgrund

die sonnbeglänzte Idylle versunken! Und die finstere Gestalt, die unheildrohend aus der schwarzen Tiefe aufstieg, barg nichts als Sorge, Not, Leid, Elend und Verzweiflung in den Falten ihres noch geheimnisvoll zusammengehaltenen Mantels.

Der Anblick des Hauses auf der Höhe, mit den Beziehungen, die sich daran knüpften, schnitt Agathen ins Herz, daß sie still zu weinen begann.

Damit Albert es nicht merken sollte, scheute sie sich, ihr Taschentuch hervorzuholen. Als aber bald danach eine Schiffslaterne in der Nähe entzündet wurde, sah er die feuchten Perlen schimmern, die über ihre Wangen tropften. Da überlief ihn ein seltsamer Schauer, und zum erstenmal spürte und erlebte er in sich recht eigentlich, was Krieg bedeutet. Der Verstand hatte es ja natürlich immer gewußt, aber Anschauung und Eindruck wurde es erst jetzt, beim Anblick der stummen Frauentränen. Er kam sich roh und gewaltsam vor, daß er nur sich selbst gefühlt hatte und nicht das zartere Gemüt an seiner Seite, das der Schonung bedurfte. Und er sprach ihr jetzt ernst und liebreich zu, suchte sie an seiner eigenen Zuversicht aufzurichten und streichelte sie so lange mit allem Trost und Scheintrost, der sich in solchen Fällen ersinnen läßt, bis sie wenigstens äußerlich wieder gefaßt und ruhig schien.

In ihrem Gasthof angelangt, fanden sie bereits den Drahtbefehl vor, der ihn zu seiner Truppe rief. Was bis dahin nur nebelhafte Befürchtung gewesen, fing an, feste Umrisse zu gewinnen und als ein Tatsächliches, mit dem man rechnen mußte, in ihre Freiheit einzugreifen. Es wurde Ernst. Am andern Tag, mit dem Mittagsschnellzug, reisten sie.

Als der überfüllte Zug in den Bahnhof hereinbrauste, sahen sie am herabgelassenen Fenster eines feinen Gangwagens, auf dem ein goldener Doppeladler glänzte, einen General mit weißem Backenbart lehnen, dessen scharfe und rascher Blick hinter dem Zwicker hervor die auf den Bahnsteig Wartenden aufmerksam musterte. Agathe bemerkte, wie Albert, der bereits Uniform trug, die Reis

tasche rasch in die andere Hand nahm, stramm stand und, die Rechte an der Mütze, dem langsam an ihnen vorbeirollenden Wagen mit militärischer Kopfwendung folgte. Und dann hieß es rasch einsteigen, der Andrang war groß.

Mit knapper Not eroberten sie gerade noch zwei Sitze. Als sie Platz genommen und sich in dem engen Gelaß einigermaßen eingerichtet hatten, fragte Agathe, wer der hohe General im kaiserlichen Wagen gewesen sei. Und Albert antwortete: „Es war der Erzherzog Friedrich."

Der Schaffner, der eben die Fahrscheine nachsah und Frage wie Antwort aufgefangen hatte, nickte bestätigend mit dem Kopf und zwinkerte ihnen bedeutungsvoll zu. Man sah ihm die heimliche Genugtuung des Eingeweihten an, den der Zufall in die Lage versetzt, eine Neuigkeit herumzutragen. „Seine kaiserliche Hoheit kommt aus Ischl. Er soll bereits mit dem Oberbefehl betraut sein." Und ehe er weiterging, sagte er noch wie zu sich selbst, während er bedächtig die Karten abzwickte: „Die Serben, die verdienen's!"

Es war ein unwillkürlicher Stoßseufzer der tiefsten Überzeugung, wie Volkesstimme, die Gottesstimme ist.

Einer der Fahrgäste knüpfte sogleich daran an und ergriff die Gelegenheit, ein politisches Gespräch mit den Zunächstsitzenden vom Zaun zu brechen. Man hörte von leichtem Sieg und verdienter Züchtigung, von drohenden Gefahren und ungeheuren Schwierigkeiten, von deutscher Nibelungentreue und von Russen, Franzosen, sogar von Engländern sprechen, der Dreibund wurde gepriesen oder in Zweifel gezogen. Und ein älterer Herr, der eine sorgende Miene zur Schau trug, und den die Tagesereignisse in seiner Sommerfrische aufgestört haben mochten, faßte von Zeit zu Zeit das Ergebnis der Erörterung in die immer gleichen Worte zusammen: „Ja, jetzt wird's Ernst, jetzt haben wir nichts zu lachen!"

…ert, der sich an dem Gespräch nicht beteiligte, sah geistes…gend zum Fenster hinaus. Und Agathe hatte den Hut …nommen und sich mit geschlossenen Augen in die Leder… zurückgelehnt. Mit dem trochäischen Rhythmus des

fahrenden Zuges klang in endloser Wiederholung ein Vers in ihr nach. Es war der Kehrreim eines auf den Krieg vorbereitenden Gedichtes, das sie am Morgen in irgendeiner Zeitung gelesen hatte: „Schwert aus der Scheide! Schwert aus der Scheide!"

Und das Rollen der Räder und das Stoßen des Wagens wurde nicht müde, ihr diesen Vers mit dumpfer Stimme unausgesetzt ins Hirn zu hämmern: „Schwert aus der Scheide! Schwert aus der Scheide!"

IV.

Wenn eine Tochter ins mannbare Alter tritt, so hat die Mutter oft einen schweren Stand. Zuweilen mag es wohl vorkommen, daß der, den sie sich zum Schwiegersohn wünscht, die Tochter liebt und von dieser wiedergeliebt wird. Aber ein so glückliches Zusammentreffen dreier voneinander unabhängiger Umstände gehört nicht zu den Alltäglichkeiten. Das mußte Frau Baurat von Lengheim, in deren Haus Agathe bis zu ihrer Verheiratung Aufnahme gefunden hatte an demselben Nachmittag erfahren, an welchem Rittmeister von Eckhard mit seiner jungen Frau von Gmunden nach Wien reiste.

Frau von Lengheim, deren Gatte, der Baurat Eligius von Lengheim, ein Vetter von Agathens Vater war, besaß drei Töchter, von denen sie die beiden älteren bereits nach ihrem Sinne an den Mann gebracht hatte, während Susel, die dritte, sich noch zu Hause befand und unverheiratet war. Mit dieser Susel gab es Schwierigkeiten. Die bisher so glücklich bewährte Meisterschaft der Mutter, gute Partien einzufädeln, schien an ihrem eigensinnigen Köpfchen zuschanden werden zu wollen. Denn es hatten sich darin, nicht ohne Agathens Zutun, gewisse Märchenträume von der großen, einzigen und wahren Liebe eingenistet, die dem mütterlichen Geschmack wenig entsprachen. Indes war Frau

von Lengheim klug genug gewesen, diesen Überspanntheiten, wie sie es in ihren geheimen Gedanken nannte, scheinbar keine Bedeutung beizumessen und sie stillschweigend hinzunehmen, ohne deswegen ihr Ziel aus dem Auge zu verlieren. Und nur ein Anstoß von außen bewirkte, daß es in dieser Frage schon jetzt zum Entscheidungskampf kam, zufällig gerade an dem Tage und um dieselbe Stunde, wo Agathe, im Eisenbahnabteil von Kriegsbefürchtungen geängstigt, an alles eher dachte als an Susel und den Zwiespalt, den sie, ohne es zu ahnen und zu beabsichtigen, im Hause Lengheim hervorgerufen hatte.

Sie trug nur insofern Schuld daran, als zwischen ihr und Susel, so lange sie in diesem Hause lebte, das in Döbling lag und fast über die ganze Stadt hinwegsah, eine jener Mädchenfreundschaften bestanden hatte, die sich, außer auf ein unbestimmtes Zärtlichkeitsbedürfnis, hauptsächlich auf Mitteilsamkeit in Herzensangelegenheiten gründen. Gewöhnlich ist dabei ein Teil der selbständigere und führende, und das war in diesem Fall Agathe gewesen, obgleich sie natürlich nie den geringsten Ehrgeiz besessen hatte, eine solche Führung anzustreben. Aber Susel, anschmiegsam und bestimmbar wie sie war, hatte bald keine eigene Meinung mehr neben der Agathens, nnd was die leidenschaftliche Cousine angab, galt ihr als Evangelium. Aus jener Zeit stammten auch ihre heiligen Überzeugungen von der Liebe.

Der umsichtigen Mutter war der Einfluß, den Agathe auf ihre Tochter übte, niemals erwünscht gewesen. Sie empfand es als Erleichterung, als die schwer lenkbare Nichte, die ihr ihre Kreise zu stören drohte, sich verlobte. Denn nun fand das vertraute Flüstern und Tuscheln zwischen den beiden jungen Mädchen mit einem Male ein Ende, fast schien es, als […]e die Freundschaft einen Knacks abbekommen. Das war […] nicht eigentlich der Fall. Das Dazwischentreten des […]utigams zog nur, wie es bei solchen Mädchenbündnissen […]n geht, naturgemäß gewisse Verschiebungen und damit […]e Lockerung des Zusammenhalts nach sich. Es stellte sich

auch mit der Vermählung wenigstens äußerlich die alte Herzlichkeit wieder her. Aber die Entfernung und der natürliche Abstand, der zwischen einer jungen Frau und einem jungen Mädchen klafft, schlossen fortan ein so vertrautes Verhältnis, wie es vordem bestanden hatte, freilich aus. Frau von Lengheim, mit dieser Entwicklung zufrieden und Agathen im Grunde zugetan, ihr jetzt sogar eine wärmere Neigung zuwendend als früher, sah die Zeit kommen, wo ihr Weizen blühen sollte. Und wenn Susel gelegentlich äußerte, sie sei entschlossen, wenn überhaupt, so nur aus Liebe zu heiraten, wie Agathe es getan hätte, so erblickte sie darin höchstens die letzten Lufttriebe des von dieser einst gesäten Unkrauts, das gänzlich auszujäten ihr mit der Zeit gelingen würde.

Und doch mußte sie, als ein an diesem Nachmittag eingetroffener Brief sie zu raschem und entschlossenem Vorgehen nötigte, die unerwünschte Entdeckung machen, daß Susel in ihren Händen nicht ebenso leicht knetbares Wachs sei, wie sie es in denen Agathens gewesen. Ein gutgestellter und kultivierter, schon reiferer Mann aus angesehener Familie, den sie längst für ihre Tochter ins Auge gefaßt hatte, nahm die drohende Kriegsgefahr zum Anlaß, um eine Unterredung zu ersuchen, deren Zweck er nicht verheimlichte. Er wollte um Susels Hand anhalten. Und er begründete seine Absicht: Angesichts der harten Zeit, die bevorstehe, gewinne das Wort Schillers neue Geltung — er meinte den Vater Thibaut aus der „Jungfrau" —, daß das Weib in Kriegsnöten des Beschützers bedürfe und treue Liebe alle Lasten heben helfe. Und da er selbst zwar Reserveoffizier, in seiner Eigenschaft als Statthaltereibeamter aber voraussichtlich vom Kriegsdienste enthoben sei, . . . und da ihm Susel schon als kleines Mädchen gefallen und er später eine tiefe Neigung zu ihr gefaßt habe, . . . und aus einer Reihe von anderen Gründen wie ein Bewerber sie in einem solchen Schriftstück eben aufzählt — könne er es nicht über sich bringen, noch länger zu schweigen. So redete er denn und bat um die Erlaubnis

noch eingehender reden und seine Sache auch mündlich vertreten zu dürfen.

Nur über einen Punkt schwieg er sich gründlich aus, über seine Vermögensverhältnisse nämlich, und das bewies eine gute Kinderstube. Denn diese waren ausnehmend günstige, wenn nicht glänzende. Die taktvolle Zurückhaltung, die darin lag, nahm Frau von Lengheim vollends für ihn ein. Sie wußte es zu schätzen, daß er es unterlassen hatte, den alten Vater Thibaut noch weiter zu zitieren und auch der „Äcker, die nachbarlich zusammengrenzen“, zu erwähnen. Denn sie begriff: er wollte seine Glücksgüter nicht mit in die Wagschale werfen. Susels Herz sollte frei und unbeeinflußt von jedem Nebengedanken entscheiden. Daß Felix Moerungen neben einem so ausgesprochenen Zartgefühl auch noch die stattliche Villa in Döbling besaß, die unmittelbar an das Lengheimsche Grundstück grenzte, war ihr natürlich ohnedies bekannt, und da ihre eigene Entscheidung nicht ebenso frei und unbeeinflußt zu sein brauchte wie die Susels, so fühlte sie sich nicht verpflichtet, hierin einen Nachteil zu erblicken.

Auch Susel hätte keinen Nachteil darin erblickt, wäre Felix Moerungen nicht Felix Moerungen, sondern Gustl Weidt gewesen. Denn ihre freie und unbeeinflußte Entscheidung stand von vornherein fest, es bedurfte keiner langen Überlegung, sie in ein glattes und bündiges Nein! zusammenzufassen. Sie achtete und schätzte Felix Moerungen, aber sie liebte ihn nicht, weil sie schon einen andern liebte, und dieser andere war eben jener Gustl Weidt. Und wenn sie den nicht haben konnte, so nahm sie überhaupt keinen, denn Gustl Weidt war ihre echte, große und wahre Liebe!

Daß es so schlimm stünde, hätte Frau von Lengheim nicht erwartet. Auf Kampf war sie ja gefaßt, aber bloß auf Kampf
n Begriffe, gegen jene gewappnete Schwärmerei von
großen und einzigen Liebe, auf deren Vorposten sie in
gentlichen Bemerkungen Susels wiederholt gestoßen war.
nun saß da schon ein wirklicher und leibhaftiger Mann

in der Wolle, ein Liebster von Fleisch und Blut, dem auch sein ärgster Feind nicht abstreiten konnte, daß er ein frischer und hübscher Knabe und hoffnungsvoller junger Mensch sei. Das war freilich ein anderer und nicht so leicht aus dem Sattel zu hebender Gegner wie ein Begriff! Bestürzung und Ratlosigkeit brachten Frau von Lengheim für einen Augenblick beinahe aus der Fassung. Aber die strenge Pflicht der Mutter, ihr Kind unter jeder Bedingung vor einer so unmöglichen Partie zu behüten, verlieh ihr Kraft.

Denn eine unmögliche Partie blieb es trotz alledem, das lag auf der Hand! Gustl Weidt! Ein junger Jurist, der eben erst seinen Doktor gemacht hatte, noch ohne Stellung, ohne jedes Vermögen, nichts weniger als von Familie, für Susel viel zu jung und gegenwärtig Einjährig-Freiwilliger, wo man vielleicht vor einem großen Krieg stand! Jede einzelne dieser Tatsachen hätte genügt, eine Verbindung Susels mit ihm von vornherein von der Hand zu weisen. Mit anschwellender Überzeugtheit führte Frau von Lengheim ihre Gründe ins Feld. Und je mehr sie redete, um so mehr kam ihr vom Herzen, was sie zu sagen hatte. Wenn Susels freie Entscheidung nicht anders aussah, so blieb eben nichts übrig, als sie so lange zu bearbeiten, bis ihre unbeeinflußten Entschlüsse sich den mütterlichen Wünschen angepaßt haben würden!

„Aber Mama, wenn ich ihn liebe!“ wehrte sich das junge Mädchen. „Willst du denn, daß deine Tochter unglücklich wird?“

„Nein, mein Kind, im Gegenteil! Aber sieh dich einmal um: Sind nicht die meisten Ehen eine Verständigung? Ein gegenseitiger Vergleich, den Phantasie und Wirklichkeit miteinander schließen? Wie wenige gibt es, die ohne andere Rücksichten frei nach ihrem Herzen wählen durften!“

Ach, die Bitternis, die einem Zunge und Herz zusammenzieht, schmeckt deswegen nicht süßer, weil viele sie zu kosten bekamen, und noch keinem Darbenden hat der Hunger, den andere litten, jemals für Brot gegolten. Das weiß wohl

ein jeder, und niemand zweifelt daran — nur Sie, verehrte Frau Baurat, wollen es nicht begreifen? Oder würden Sie sich sonst bemühen, Ihrer Tochter zu beweisen, daß, solange die Welt steht, Verbindungen aus Neigung nicht die Regel, sondern seltene Ausnahmen gewesen seien? Würden Sie ihr mit tausend Gründen einzureden versuchen, daß alle Ehen, die nicht ins Unglück führten, aus einem geheimen Diplomatenbündnis hervorgegangen seien, das Verstand und Bankkonto miteinander abgeschlossen hätten, um die natürliche Gemeinschaft zweier Herzen an die Wand zu drücken? Würden Sie sonst aus dem Füllhorn Ihrer Erfahrung alle Beispiele schiefgegangener Liebesheiraten über die gute Susel ausschütten, von denen Sie jemals gehört oder von anderen gehört haben, daß sie davon gehört hätten? Und würden Sie endlich sich darüber wundern, daß diese wunderliche Susel sich nicht einmal durch den wuchtigen Turm geschlagen geben will, den Sie jetzt auf dem Schachbrett Ihrer Beredtsamkeit aufgezogen haben, ohne vor der letzten Entblößung des mütterlichen Innenlebens zurückzuschrecken?

„Sieh mich an," sagte Frau von Lengheim, und das war der Turm: „Bin ich etwa unglücklich? Und meinst du, ich hätte nach meinem Herzen wählen dürfen?"

Daß auch dieser entschlossene Zug, der das Spiel entscheiden sollte, die hartnäckige Partnerin nicht matt setzte, darüber sich zu wundern hatte Frau von Lengheim nun freilich alle Ursache. Denn nicht nur, daß Susels Liebeskummer durch den Liebeskummer anderer nicht gelindert wurde — nein, nicht einmal das entsagende mütterliche Beispiel schien sie davon zu überzeugen, wie vernünftig es sei, eine Vernunftehe einzugehen! Im Gegenteil, fast hatte es den Anschein, als erblicke sie in dem freimütigen Geständnis der Mutter sogar eine Bestätigung ihres holden Mädchenwahns, wahres Eheglück müsse auf Liebe gegründet sein. Wenigstens beantwortete sie die ebenso peinliche wie für sie nicht ganz überraschende Eröffnung mit einem entrüstet

hervorgestoßenen „Aha!“, das halb wie eine Anklage und halb wie der Ausdruck jener Genugtuung klang, die man empfindet, wenn eine längst geahnte, obgleich nichts weniger als erfreuliche Tatsache sich plötzlich bestätigt.

Und den unwillkürlichen Ausruf ergänzend, ließ sie keinen Zweifel mehr daran übrig, wie er gemeint gewesen sei. „Also wirklich!“ rief sie im Ton des Schmerzes und der Empörung. „Dacht' ich's doch! Nun begreife ich alles!“

„Was soll das heißen? Was willst du damit sagen?“ fragte Frau von Lengheim scharf. „Ich hoffe, du nimmst dir nichts heraus! Bin ich etwa mit meinem Schicksal nicht zufrieden? Und du — hast du an deinem Elternhause vielleicht etwas auszusetzen?“

Und als Susel schwieg und nur trotzig die Lippen aufwarf, fügte sie verweisend hinzu: „Ich denke, du hättest alle Ursache, dankbar zu sein. Mir sowohl wie dem Vater, dessen Ansehen und Vermögensverhältnisse dich zu einer begehrenswerten Partie machen.“

„Ich bin gewiß nicht undankbar,“ sagte Susel, „aber was nützt es mich, eine gute Partie zu sein, wenn ich den nicht nehmen darf, den ich liebe?“

„Wir alle müssen Opfer bringen, und hätte ich bei der Wahl meines Lebensgefährten nicht mehr Umsicht an den Tag gelegt, als du zu besitzen scheinst — ich zweifle, ob es dir vergönnt gewesen wäre, in einem solchen Hause aufzuwachsen!“

Bei diesen Worten breitete die Mutter ihre noch immer schönen Hände aus, gleichsam wie um das junge Mädchen auf die Umgebung aufmerksam zu machen, in der dieses Gespräch stattfand. Es war ein im letzten Geschmack eingerichtetes Zimmer, welches gänzlich unter der Herrschaft der schwarzen und weißen Quadrate stand, die auf Teppichen, Möbeln und Tapete ihre rechtwinkligen Orgien feierten. Ob Frau von Lengheim diese Quadrate, die ihr vielleicht für den Gipfel zeitgerechter Vornehmheit galten, im Auge hatte, wenn sie ihr Töchterchen an das Glück erinnerte, in

einem solchen Hause aufgewachsen zu sein, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls brachte Susel ihrerseits diesen viereckigen Offenbarungen nur eine mäßige Hochachtung entgegen, ja in diesem Augenblick haßte sie sie sogar. Denn sie erinnerten sie an ein Schachbrett, sie fühlte sich rings wie von drohenden Figuren umstellt, die sie in die Enge treiben wollten, und sie versuchte dem einkreisenden mütterlichen Angriff durch einen jugendlichen Rösselsprung zu entrinnen.

„Ach, liebste Mama, ich muß es dir schon gestehen, der Aufwand, den wir treiben, bedrückt mich nur. Wie oft frage ich mich, wenn ich sehe, wie Papa sich mit Arbeit plagt, damit wir es recht gut haben sollen, wozu denn das alles diene. Wenn es nach mir ginge, so brauchte er nicht so viel Geld zu verdienen und könnte sich mehr Erholung gönnen, als er tut. Warum müssen wir durchaus alles Neue mitmachen, in Toiletten, Schmuck, Kunst, Vergnügungen, Lebensgewohnheiten und Einrichtung, kurz, in jeder Hinsicht? Wozu alle paar Jahre einen neuen Wohnungsstil? Das Glück des Menschen besteht doch nicht in Tapezierkunst, und ich wenigstens fand die frühere Einrichtung, die auf einmal veraltet war und hinausgeworfen wurde, bedeutend hübscher und ungleich gemütlicher als diese. Jedenfalls aber kann mir das schönste Möbel und all das sonderbare Zeug, das da herumsteht, meinen Liebsten nicht ersetzen. Mit ihm will ich auch in der bekannten kleinsten Hütte leben, über die man sich heute lustig macht, und an der doch etwas Wahres ist. Wenigstens reich brauchen wir wirklich nicht zu sein, um glücklich zu werden, wenn wir uns nur wahrhaft lieben!"

Nichts konnte Frau von Lengheim empfindlicher treffen, als wenn man die „Wohnung" antastete. Und daß Susel sich anheischig machte, ohne die schwarzweißen Quadrate, ... denen man gleichsam wie aus einer Punze den im ...se herrschenden Geist und Geschmack als goldwertig er...en sollte, ebenso glücklich leben zu wollen wie mit ...n, das schien ihr nur zu beweisen, daß ihre Tochter,

wie alle, die von Jugend auf an Wohlstand gewöhnt sind, keinen rechten Begriff von Geld und Geldeswert besitze. Denn daß das Neuere auch stets das Kostspieligere sei, verstehe sich von selbst, und wer es gering achte, der wisse eben nicht zu schätzen, was ihm das Glück ohne sein Zutun in den Schoß geworfen.

„Bei Gott, Susel!" sagte sie aufgebracht, „dir möcht' ich fast wünschen, du lerntest wenigstens vorübergehend die Dürftigkeit kennen! Gleich eine Hütte brauchte es nicht einmal zu sein, schon die kleinbürgerlichen Verhältnisse, in denen manche unserer Bekannten leben, würden hinreichen, dir den Kopf zurechtzusetzen! Denk dich nur einmal aufrichtig hinein! Gefiel es dir vielleicht, wenn du eines Morgens aufwachtest und auf einmal die Tochter — sagen wir zum Beispiel, des Magistratsrates Aichkitz wärest?"

„Nein, nein, nein, um Gottes willen!" wehrte sich das junge Mädchen, trotz ihrer Kümmernis ein Lachen verbeißend . . . „Was für entsetzliche Phantasien, Mama! Wie kommst du gerade auf den?"

„Weil er es war," antwortete Frau von Lengheim langsam und mit Nachdruck, als ob sie einen zweiten Turm, massig wie der erwähnte Magistratsrat selbst, auf ihrem Schachbrett aufzöge —; „weil er und kein anderer es gewesen ist, den ich mir in den Kopf gesetzt hatte, als ich in deinem Alter stand."

Es gehörte Mut zu diesem mit einer gewissen Feierlichkeit vorgebrachten Geständnis, das gerade so klang, als hätte sie ein entscheidendes „Schach!" angesagt. Aber welcher Mutter fehlt es an Mut, wenn es das Wohl ihres Kindes gilt? Und daß dies der Fall sei, das war nun einmal Frau von Lengheims heilige Überzeugung. Indessen machte Susel Anstrengungen, sich durch einen neuerlichen Rösselsprung dem diesmal wirklich überraschenden Angriff zu entziehen. Und in ein helles Lachen ausbrechend, das jetzt unverfälscht vom Herzen kam, rief sie siegreich: „Aber Mamaaah! Das mußt du nun schon selbst zugeben: Der Magistratsrat Aichkitz und — Gustl!"

„Gar nicht: Der — und Gustl! Meinst du, mein Geschmack sei um so vieles schlechter gewesen als der deine? Aichkitz sah damals anders aus als heute, das kannst du mir glauben, war ein hoffnungsvoller Jurist, genau wie Gustl Weidt, ebenso jung, ebenso stellenlos, ebenso ohne Vermögen wie dieser. Was kümmerte ich mich darum? Auch ich dachte an nichts anderes als an die Liebe! Auch mir wäre die kleinste Hütte groß genug gewesen. Heute danke ich meinen Eltern noch ins Grab hinunter, daß sie gescheiter waren als ich. Was ist schließlich aus meinem Idol geworden? Ein glatzköpfiger Beamter, der mit Frau und fünf Kindern von seinem Gehalt lebt. Dank es deinen Großeltern, daß du nicht Susel Aichkitz heißest!“

Die stattliche und kluge Frau sagte es ganz aufrichtig und im vollsten Ernst, ohne in ihrem Eifer an den naheliegenden Einwand zu denken, daß es denn doch einigermaßen zweifelhaft blieb, ob sie dem verschmähten Magistratsrat wirklich genau dieselbe Susel geboren haben würde, wie dem schließlich erwählten Baurat. Und für die arme Susel von Lengheim hatte der Gedanke, daß sie auf ein Haar jetzt Susel Aichkitz hieße und dem dicken Magistratsrat Papa sagen müßte, etwas so Närrisches und zugleich Unerfreuliches, daß auch sie dieses Einwands völlig vergaß und erschrocken vor sich hinstarrte, ordentlich froh, einer solchen Gefahr mit knapper Not gerade noch entronnen zu sein. Aber plötzlich fiel ihr ein, daß sie dann vielleicht auch so eine dürftige Gestalt wie ihre Schulfreundinnen Lola, Frida oder Minna Aichkitz und dadurch ihrem Gustl ebenbürtiger wäre. Ja, dann hätte es wohl kein Hindernis gegeben, dann hätte sogar die Mama einen Bewerber wie Gustl Weidt mit offenen Armen empfangen!

„Hättest du ihn doch genommen, deinen Aichkitz!“ brach sie aus. „Dann würde ich mir meine Kleider vermutlich lber schneidern und mir dafür den Luxus gestatten dürfen, ach meinem Herzen zu wählen! Dann wäre ein jeder, der ıich überhaupt nehmen wollte, auch dir eine willkommene ıartie, und ich brauchte nicht elend zu werden!“

„Kind, Kind! Welche Übertreibung!“

„Ja, elend, hundertmal elend!“ schrie sie auf. „Das Liebste wollt ihr mir nehmen, was ich auf der Erde habe! Unglücklich und elend soll ich werden für ein ganzes Leben, das noch vor mir liegt!“

Sie brach schluchzend zusammen und warf die Hände vors Antlitz, während die bestürzte Mutter wie beschwörend die ihrigen gegen sie aufhob. Vor einer solchen Leidenschaft fühlte sie den Boden unter ihren Füßen wanken. Das ganze Zimmer drehte sich wie ein Kreisel vor ihren Augen, und wie ein wahnsinnig gewordenes Schachbrett tanzten die schwarzweißen Quadrate höhnend um sie herum. War die Partie endgültig verloren? Oder bloß remis? Bestand noch irgendeine Aussicht, bei einem zweiten Gange glücklicher abzuschneiden?

„Du dauerst mich, Susel,“ sagte sie milde. „Ich weiß ja, daß es hart ist, im ersten Augenblick. Aber sieh, eine Mutter, der nichts so sehr am Herzen liegt wie das Wohl ihres Kindes . . .“

Notgedrungen unterbrach sie sich. Susel war aufgesprungen und eilte nach der Tür.

„Ach Mama, du ahnst ja gar nicht, was du in mir zerstörst!“

Damit wollte sie fort und hinaus, der für sie so qualvollen Unterredung ein Ende zu machen. Aber auf der Schwelle trat ihr das Stubenmädchen entgegen, das schon ein paarmal schonend angeklopft hatte. Sie hielt einen Drahtbrief in der Hand, den sie Frau von Lengheim übergab. Unwillkürlich stand Susel still, die Spannung verhinderte sie zu fliehen, sie zögerte, kehrte zurück und ließ sich in einen Lehnstuhl gleiten. Die verrücktesten Gedanken über den möglichen Inhalt der Depesche gingen ihr durch den Kopf. Am Ende widerrief Felix Moerungen auf telegraphischem Wege seine Werbung? Oder eine glänzende Stellung war unversehens Gustl Weidt in den Schoß gefallen, daß er um sie anhalten konnte? Es kam ihr ganz selbstverständlich vor, daß das

Schicksal sich mit keiner andern Angelegenheit beschäftigen konnte als ausschließlich mit der, die ihr selbst so nahe ging, und sie hätte sich nicht einmal sonderlich gewundert, wenn es, um die arme Susel aus ihrer Herzensbedrängnis zu befreien, in Gestalt dieser Drahtnachricht hilfreich in ihr Leben eingegriffen und, den gordischen Knoten mit einem kräftigen Hieb durchhauend, eine Entscheidung in ihrem Sinne herbeigeführt haben würde.

Aber das Schicksal hatte gerade in jenen Tagen alle Hände voll zu tun und so schwere Entscheidungen zu treffen, daß ihm keine Zeit übrig blieb, sich mit Susels Herzensangelegenheiten zu beschäftigen.

Frau von Lengheim legte das Papier, das sie entfaltet hatte, auf den Tisch und sagte: „Von Agathe! Wenn nur die Vorhänge schon fertig aufgemacht sind!"

„Von Agathe?" wiederholte Susel, aus allen Himmeln gestürzt und ernüchtert.

„Albert mußte seinen Urlaub abbrechen, wie es eigentlich vorauszusehen war. Heute abend um neun wollen sie in Wien eintreffen. Jetzt bin ich froh, daß ich so hartnäckig hinter den säumigen Handwerkern her war!"

Während Rittmeister von Eckhard und Agathe sich auf der Reise befanden, hatten Frau von Lengheim und Susel es übernommen, die Einrichtung und Instandsetzung der von dem jungen Paare in Wien gemieteten Wohnung zu überwachen. Die Rückkehr war nicht vor Ende August in Aussicht genommen gewesen, und das vorzeitige Abbrechen der Reise hätte Verlegenheiten bereiten können, wäre Frau von Lengheim, die sich solchen Aufgaben mit wahrer Passion hingab, nicht eifriger ins Zeug gegangen, als es aller Voraussicht nach geboten schien. Nun belohnte es sich, daß sie so getrieben hatte; es fehlte wirklich nicht mehr viel, nur gerade letzte Hand sollte noch angelegt werden. Dazu genügten paar Stunden. Und die Mutter schlug vor, gleich nach r Hause hinüberzufahren, um alles noch einmal zu überken und zu ergänzen oder nachzubessern, wo es nötig wäre.

Es war ihr ein willkommener Anlaß, den eben erörterten Gegenstand vorderhand fallen zu lassen, und auch Susel begrüßte es, nachdem sie die Enttäuschung einigermaßen überwunden hatte, ihre gefolterten Gedanken davon ablenken zu können. So empfanden sie es beide im Grunde wie Erleichterung, wieder einen gemeinsamen Boden gefunden zu haben, auf dem sie sich ohne Stürmen einträchtig bewegen konnten. Und sie beschlossen, in Agathens Wohnung, wenn das Notwendige besorgt wäre und noch Zeit übrig bliebe, auch noch an das Angenehme und Überflüssige zu denken. Dann würden sie Blumen in die Vasen stellen, den Tisch mit kaltem Abendbrot besetzen, das elektrische Licht andrehen und rechtzeitig wieder verschwinden, ohne daß die Eckhards etwas von ihnen zu sehen bekämen. Der Plan machte ihnen Vergnügen. Sie malten sich die Überraschung der Ankommenden aus, wenn sie ihr Nest so bis auf das letzte i-Tüpfelchen fertig vorfinden würden, gerade als ob Heinzelmännchen an der Arbeit gewesen wären. Und so wohnlich und so anheimelnd sollte es sein, daß man sich gerade nur hineinzusetzen brauchte.

Unter dem Einfluß dieses liebenswürdigen Pläneschmiedens war Susel allmählich ruhiger und bei allem nachwirkenden Kummer wieder beherrscht und umgänglich geworden. Sie blickte jetzt wie von einer höheren Warte auf ihre leidenschaftlichen Ausbrüche von vorhin zurück und faßte die gegebenen Tatsachen mit mehr Besonnenheit ins Auge. Irgend etwas arbeitete in ihr und machte sie benommen, bis sie sich endlich entschloß, es auszusprechen.

„Sag mir, Mama," fragte sie ziemlich unvermittelt, „ist Agathe eigentlich viel wohlhabender als ich?"

„Wie kommst du darauf, mein Kind?"

„Weil ich doch weiß, daß Rittmeister von Eckhard von seiner Offiziersgage lebte."

„Immerhin war es eine Rittmeistersgage. Auch ist Agathe die einzige Tochter Dr. Wolfruns und das Haus im Gnadenwald eine Goldgrube."

„Ich meinte immer, wir seien sehr reich," sagte Susel schüchtern.

„Papa hat allerdings ein stattliches Einkommen. Aber das Leben ist kostspielig, und wenn man repräsentieren muß . . . Du bist an vieles gewöhnt, Kind, das du schwer entbehren würdest . . . Ich dränge dich nicht zur Entscheidung, schlafe noch einmal darüber! Aber morgen, spätestens übermorgen muß ich Doktor Moerungen Antwort geben. Der Arme!" sagte sie mit einem Seufzer; „mit welcher Spannung, mit welchem Bangen wird er dieser Nachricht entgegenharren! Sein Brief läßt so deutlich erkennen, wie innig er dich liebt!"

Es war, als hätte Susel die Worte, die sich auf Felix Moerungen bezogen, überhört. Ihre Gedanken blieben bei Agathe.

„Wenn sie um so vieles wohlhabender ist," sagte sie traurig, „so begreift es sich freilich, daß sie der Stimme ihres Herzens folgen und glücklich werden durfte."

Da richtete die Mutter sich auf und fragte mit leicht zugekniffenen Augenlidern, hinter denen ein feiner Spott sich zu verstecken schien: „Bist du wirklich so fest davon überzeugt, daß Agathe glücklich ist?"

„Du zweifelst doch nicht daran, Mama —?"

Ganz erschrocken hatte sie es hervorgestoßen und hing jetzt gespannt an den Lippen der Mutter. Frau von Lengheim aber hob nur stumm die Schultern hoch, als sei sie nicht gesonnen, sich näher zu äußern. Mit anwachsender Besorgnis drang das junge Mädchen in sie.

„Du meinst, Agathe sei nicht glücklich verheiratet?"

„Das will ich nicht geradezu behaupten, dafür war Agathens letzter Aufenthalt in Wien zu kurz. Ich sah sie zwischen ihrer Ankunft aus Galizien und ihrer Abreise ins Salzkammergut gerade nur ein paarmal und jedesmal nur flüchtig. Aber ich kann nicht leugnen, daß sie mir einen ganz andern Eindruck machte als vor einem Jahre, wo sie als jung verheiratete Frau von uns Abschied nahm. Von Grund auf Glückliche sehen in der Regel anders aus."

„Das wäre ja schrecklich! . . . Und jetzt, wo du es aussprichst, kommt es mir fast selbst so vor! . . . Der Rittmeister ist doch ein ausgezeichneter Mensch —?"

„Dafür halte ich ihn allerdings. Und Agathe nicht minder. Aber ein Paar trefflicher Menschen verbürgt noch keine gute Ehe. Von zwei Kreisen kann jeder in sich vollkommen sein, sie brauchen sich deswegen nicht zu schneiden. Und nur der Ausschnitt zwischen zwei sich schneidenden Kreislinien ist gemeinschaftliches Gebiet. Verstehst du?"

„Agathe glaubte doch damals an eine so vollständige Übereinstimmung . . ."

„Ich glaubte nie daran. Und fremde Augen, wenn sie erfahren sind, sehen in solchen Dingen oft klarer. Agathe wollte meine leisen Mahnungen nicht verstehen, und deutlicher konnte ich, da sie nicht meine Tochter ist, nicht werden. Sie liebte ihn . . . Die Liebe ist manchmal trügerisch!"

Tief bekümmert, die gefalteten Hände gegen die zuckenden Lippen gepreßt, sah Susel vor sich nieder.

„Du meinst also, sie hätte sich getäuscht?"

„Kind! Ich wiederhole, daß mir kein Urteil zusteht. Schließlich gibt es auch in der Ehe schwankendes Wetter, Übergänge, die wieder zu wolkenlosem Himmel führen können, Krisen, die überwunden werden. Auf alle Fälle läßt sich jetzt nichts mehr ändern. Hoffen wir, daß Agathe die richtige Wahl getroffen habe!"

„Ja, hoffen wir es!" hauchte das Mädchen mit einem aus tiefster Brust hervorgeholten Seufzer.

Damit erhob sie sich, küßte die Mutter auf die Stirn und wallte, in einen Mantel von sinnender Sanftmut gehüllt, auf ihr Zimmer, um sich für die beabsichtigte Ausfahrt zurechtzumachen. Frau von Lengheim war mit ihrem Schachbrett allein geblieben. Jetzt tanzte es nicht mehr in aufgeregten Wirbeln um sie herum. Kühl und unbewegt sahen d[illegible] schwarzen und weißen Quadrate von Möbeln und Wände nieder, wie streng mathematische Unerbittlichkeiten. Un[illegible] die Herrin dieses widerspruchsvollen Raumes von phan[illegible]

taktischer Nüchternheit fühlte das Spiel gewonnen. Sie nahm Agathens Telegramm vom Tischchen, glättete es und faltete es mit dem Briefe Moerungens zusammen, wie zwei Dinge, die zueinander gehören. Dann schloß sie eine versperrbare Lade ihres Schreibtisches auf und legte beides in eine kostbare Lederkassette, in der sie bedeutsame Familienerinnerungen zu sammeln pflegte. Denn auch die Depesche Agathens schien ihr des Aufbewahrens wert; hatte sie doch, wenn auch nur ganz zufällig, den Anlaß geboten, Susels verworrene Meinungen zu klären.

Eine halbe Stunde später sausten die beiden Damen im Kraftwagen durch die endlosen Straßenzüge der Stadt. Sie unterhielten sich nur von gleichgültigen Dingen. Beide vermieden sie es, auf die Gegenstände von vorhin zurückzukommen, die mit keinem Wort berührt wurden. Und in Agathens Wohnung angelangt, hätten sie auch keine Zeit mehr dazu gefunden.

Es hieß gehörig schuften, alles auf den Glanz herzurichten und rechtzeitig fertig zu werden. Nach mehrstündiger Arbeit waren sie endlich aus dem Gröbsten heraus und deckten schließlich noch den Tisch, daß es nur so glitzerte auf dem schneeweißen Linnen und die mannigfaltigen kalten Gerichte unter dem herrlichen Rosenstrauß, der sich über der Mitte wölbte, zum Niedersitzen förmlich nötigten. Jetzt standen die Räume für den Empfang der Ankommenden bereit. Da drehten sie alle Lichter an, daß es ganz feierlich aussah, und schritten Arm in Arm über die weichen Teppiche, von einem Zimmer ins andere, das vollbrachte Werk bestaunend und höchlich zufrieden mit sich selbst.

„Findest du nicht, Mama," sagte Susel, die jetzt ganz frei und frohgemut geworden war, „daß unsere Einrichtung — die zu [illegible]ise mein' ich — eigentlich veraltet ist?"

„[illegible]eso? Es sind keine drei Jahre her, daß ich sie anschaffte!"

„[illegible] doch schon überholt!" beharrte Susel mit einer gewissen w[illegible]istigen Grausamkeit. „Man liebt jetzt das Aparte nicht

mehr. Die Möbel von Eckhards sind moderner. Sie sind stiller und schreien nicht beständig: Da bin ich! Seh' ich nicht merkwürdig aus? — Sie erinnern mehr an den guten alten Bürgerstil und stellen sich bescheiden in den Dienst des Gebrauchers. Wenn ich einmal heirate, so will ich eine Einrichtung haben wie Eckhards. Keine Quadrate, bitte, bitte! Felix Moerungen sagte mir auch einmal, als wir ihn zufällig in einer Ausstellung trafen, daß er diese Werkstättenkunst geziert und gezwungen finde . . ." Sie errötete über und über. „Ich erwähne ihn nur," schloß sie rasch, „weil ich weiß, daß du auf sein Urteil etwas hältst."

„So —? Sagte er das?" versetzte die Mutter gedehnt. „Ich hätte ihm einen erleseneren Geschmack zugetraut!"

Sie schwieg, fast ein wenig gekränkt, und fühlte, daß etwas Wahres an der Sache sei. Die Moden wechselten allzu rasch, über kurz oder lang würde sie daran denken müssen, sich abermals neu einzurichten. Aber in diesem Augenblicke traten solche Fragen in den Hintergrund. Daß der Name Moerungen unwillkürlich über Susels Lippen geschlüpft war, versöhnte sie mit seinem abfälligen Urteil über ihre Wohnung, das sie unter anderen Umständen schwerer, ja als eine an ihr selbst geübte Kritik empfunden haben würde. Mochte er doch welchen Stil immer bevorzugen! Darauf kam es wirklich nicht an! Wenn irgend etwas, so war vor allem der Geschmack Privatsache, auch bei einem Schwiegersohn. Und sie beeilte sich, Susel zu versichern, daß sie bei Auswahl ihrer Ausstattung vollkommen freie Hand haben sollte.

„Ich rede sicher nichts drein. Eine Wohnung muß in erster Linie den Bewohnern entsprechen. Doktor Moerungen besitzt übrigens," sagte sie scheinbar beiläufig, „noch von seinen Großeltern her prachtvolle alte Möbel, die die Aufmerksamkeit aller Kenner erregten, als er sie vor mehreren Jahren einmal über besonderes Ersuchen einer Kunstwanderung zugänglich machte. Auch antike Teppiche von seltenem Wert erinnere ich mich damals bei ihm gesehen zu haben, die den Neid manches Sammlers weckten."

„Ach, alte Möbel und schöne Teppiche sind das Entzückendste, das es überhaupt gibt!“ rief Susel mit jener überstiegenen Kunstschwärmerei, in die junge Mädchen manchmal verfallen, wenn ihr erstes Schönheitsbedürfnis eben anfängt, zu der Welt der Erscheinungen Stellung zu nehmen.

Damit war die Sache zunächst erledigt. Und da die große Pendeluhr im Speisezimmer die neunte Stunde schlug, fanden die beiden Damen es hoch an der Zeit, sich zurückzuziehen. Jeden Augenblick konnten Albert und Agathe eintreffen, und wenn man sich hier ertappen ließ, war der hübsch ausgedachten Überraschung die Spitze abgebrochen. Darum beeilten sie sich, fortzukommen. Die Lichter ließen sie brennen, die Eingangstür sperrten sie ab. Dem Burschen des Rittmeisters, der bestellt war und bereits vor dem Haustor wartete, übergaben sie die Schlüssel und schärften ihm ein, reinen Mund zu halten. Und dann eilten sie, froh des gelungenen Streiches, gegen den Schwarzenbergplatz, um den richtigen Trambahnwagen zu erwischen.

Beide fühlten sie sich überaus angeregt und bei weitem leichter und lebenslustiger, als wie sie hergekommen waren. Die Tochter, weil der Zauber eines jungen, nagelneuen Hauswesens sie bestrickt hatte und in ihr nachwirkte, daß sie an nichts denken konnte als an spiegelblanke Schränke, silbergedeckte Tische mit funkelndem Kristall und die weichen Farbenklänge kostbarer Perserteppiche. Die Mutter, weil sie nicht mehr daran zweifelte, daß in Susels Gesinnung eine Wendung sich vorzubereiten begonnen habe, die ihr ebenso vernünftig wie erwünscht schien. Denn es war ihr nicht entgangen, wie das junge Mädchen sich einmal verschnappt und ihr Inneres dadurch bis in den verborgensten Winkel entblößt hatte.

Wie rasch doch der Wind umschlagen kann! Wer hätte es r möglich gehalten, daß Susels freie und unbeeinflußte ntscheidung schon in solchem Maße mit Sorge dieser Welt d Betrug des Reichtums umgarnt und in die Spinnwebe er wohlgesicherten Herzensenge eingesponnen wäre!

Frau von Lengheim freilich bezeichnete, was sich da vollzogen hatte und noch vollziehen würde, mit ganz anderen, nicht nur minder strengen, sondern im Gegenteil sogar anerkennenden Worten. Darum jubelte sie auch im stillen darüber und ließ die Bäume ihres mütterlichen Ehrgeizes in den Himmel wachsen, ohne ein Gefühl dafür, daß es unzählige Abstufungen und Spielarten der weiblichen Käuflichkeit gibt.

V.

Die Damen von Lengheim hatten ihre liebenswürdige Absicht, dem heimkehrenden jungen Paare Freude und Überraschung zu bereiten, wirklich erreicht.

Ganz feenhaft kamen den seit Wochen an ländliche Unterkünfte Gewöhnten diese hohen und schmuck herausgeputzten Räume vor, die nur von ihren eigenen zagen Schritten widerhallten, sonst aber, fast unheimlich still und einsam unter dem von allen Kronleuchtern niederflutenden Licht, gleichsam den Atem anzuhalten schienen, wie im Banne einer bedeutsamen Stunde. In Agathens Augen stiegen Tränen auf. Die gutgemeinte Fürsorge, die hier gewaltet hatte, und für die sie innig dankbar war, bewegte sie tief, und vielleicht tiefer noch dieses rätselvolle Schweigen und Lauschen einer Umgebung, die ihr eigenes Leben erst zum Leben erwecken sollte, und die jetzt noch, in sich verschlossen wie die Zukunft selbst, unbewegt und teilnahmslos darauf zu warten schien, mit welchem Inhalt sich ihr Dasein füllen würde.

Ein neues, fester gegründetes Eheglück und, wenn der Himmel es gewähren wollte, die heißersehnte Mutterschaft wären diese ruhigen Wände, diese trauten Gegenstände des täglichen Gebrauchs mitanzusehen und mitzuerleben bestimmt gewesen. Nun zeigten sie plötzlich ein ganz anderes Antlitz als das erhoffte, etwas Unnahbares in ihren starren, ge-

haltenen Mienen, als machten sie sich auf Leid und Kummer gefaßt. Woher diese Veränderung, die alle erträumten Himmel einer still beseelten Häuslichkeit zusammenstürzen machte? Sie fragte sich, ob es wirklich hatte so kommen müssen, und ihr verlangendes Herz sah nirgends gottgewollte Notwendigkeit, nur Menschenwahnwitz und Menschenschuld! Darum bäumte es sich dagegen auf und flüchtete zu den Rosen, die in allen Vasen blühten und stumme Verwahrung einlegten gegen das Unerbittliche. Denn sie wollten dem Leben dienen mit ihrem Blühen und Duften, dem Recht auf frohe, freie Entfaltung, auf Schönheit, Fülle und Gedeihen. Und sie erhoben Anklage gegen alle Mächte der Finsternis, Anklage gegen das Zerstörende, das da mit Härte, Not und Bedrängnis über die stillen Gärten der Menschheit hereinbrechen wollte, Anklage gegen den Krieg, die blutige Ausschweifung des Völkermordens!

Albert drängte zu Tisch, ihn hungerte. Mit Behagen gab er sich der Mahlzeit hin. Doppelt empfand er nach der endlosen Fahrt die Wohltat des eigenen Heims, und das Bewußtsein, daß er sich dessen nicht lange erfreuen würde, machte ihn nicht trübselig, sondern eiferte ihn im Gegenteil dazu an, den Augenblick zu genießen. Sein soldatisches Wesen, das immer entschiedener hervortrat, schob mit launiger Gelassenheit alles Gefühlsmäßige beiseite und ließ keine empfindsamen Regungen neben sich aufkommen. Agathe, anfangs widerstrebend und in sich gekehrt wie ein Igel, fühlte sich nach und nach überwältigt und zu wehmutsvoller Ergebung gestimmt. Das Unabänderliche konnte nicht fortwährend besprochen oder gar beklagt werden. Und eine den Ereignissen vorauseilende Angst, die sie schon jetzt um ihren Mann ausstand, raunte ihr die Warnung ins Ohr, daß sie sich vielleicht noch einmal die bittersten Vorwürfe machen ßte, hätte sie die gezählten Stunden des Zusammenseins nicht zu genützt, ihm noch so viel Gutes zu erzeigen wie möglich. Wie Pflichten uns oft stärker machen als Rechte, so mmelte sich durch die Nötigung, seine ruhige Zuversicht

nicht durch Aufgeregtheit und Schwarzseherei zu beeinträchtigen, ihr ganzes Wesen in einer gewissen Selbstbeherrschung, die ihr bis dahin ungewohnt gewesen war. Zum ersten Male, seit sie verheiratet waren, gelang es ihr, sich zusammenzunehmen. Und während der folgenden Tage gelang es ihr immer besser und besser. Es dauerte nicht lange, so erwarb sie eine gewisse Übung darin. Zum ersten Male, seit sie verheiratet waren, lebte sie mehr ihrem Manne als sich selbst.

Und da Geben seliger ist als Nehmen, so entdeckte sie hierin bald eine Quelle zarter, noch unbekannter Freuden. Er hatte ihr sonst immer gedient, ihr jeden Wunsch an den Augen abgelesen, sie übermäßig verwöhnt. Die fürsorgenden Triebe der Frauenseele waren dadurch verkümmert. Jetzt nahmen schwierige Anforderungen des Dienstes seine Aufmerksamkeit und unzählige Besorgungen, die noch erledigt sein wollten, seine Zeit in Anspruch. Das gemächliche Sein des Friedens mit all den verfeinerten Regungen von Geist und Herz bestand nicht mehr für ihn. Er lebte schon in einer ganz anderen Welt, die nur knappe, rein sachliche und männliche Gedanken kannte. Agathe sah sich so gut wie verdrängt, aber daß sie nun ihrerseits dienen, ihm zur Seite stehen, sich für ihn bemühen durfte, das barg eine leidvolle Süße in sich, die sie dafür entschädigte. Sie konnte ihn gegen Störungen von außen behüten, ihn mit Schonung und verständnisvoller Rücksicht umgeben, sie fand auch Gelegenheit, ihm zu helfen, ihm Gänge abzunehmen, sich nützlich zu machen. Nie hatte er sich weniger um sie gekümmert, nie kümmerte sie sich mehr um ihn.

Wenn sie tagsüber, während er seinen Dienst in der Kaserne oder auf der Reitschule versah, in der Stadt umhergelaufen war, um säumige Geschäftsleute anzutreiben, die ihm seine Ausrüstung vervollständigen sollten, oder hundert Kleinigkeiten einzukaufen, deren er nach ihrer Meinung im Feld bedurfte, so kam des Abends oft eine Müdigkeit über sie, die an Erschöpfung grenzte. Albert, der beizeiten aus den Federn

mußte, war am Abend meist selbst ermüdet, müde geritten, müde geschrien, müde gearbeitet. Er hatte nichts dagegen, wenn sie sich früh in ihr Schlafzimmer zurückzog und bald zu Bette ging. Dann sank sie wie halbtot in ihre Kissen, war froh, keines zusammenhängenden Gedankens mehr fähig zu sein, und fiel sofort in tiefen Schlaf. Aber es kam leicht vor, daß sie bald nach Mitternacht wieder erwachte, kein Auge zutun konnte und stundenlang in die Finsternis starrte. Das war die Zeit, wo Hoffnungen und Befürchtungen freien Zutritt hatten zu ihrem Herzen.

Denn immer noch hoffte sie, daß der Krieg, der wenige Tage nach ihrer Rückkehr aus Gmunden erklärt worden war, auf Serbien beschränkt bleiben würde. Die Mobilmachung, die sich nur auf einen Bruchteil des Heeres bezog, hatte das Regiment, bei dem ihr Mann stand, nicht betroffen. Aber daß die Lage sich gefährlich zuspitzte, darüber konnte sie sich keiner Täuschung hingeben. Zufällig war sie dahintergekommen, daß Albert insgeheim einen Pelzmantel bestellt hatte. Diese Entdeckung und besonders, daß er es vor ihr hatte verbergen wollen, versetzte sie in Bestürzung. Denn ein Winterfeldzug gegen den unheimlich drohenden Koloß im Nordosten erschien ihr als der greulichste aller Greuel. Und wenn sie oft bis in den Morgen hinein wach lag und nicht wieder einschlafen konnte, dann tauchten die weiten, uferlosen Schneefelder Rußlands vor ihr auf, und sie sah Albert mit wenigen Getreuen auf abgehetzten Pferden darüber hinjagen, von peitschenschwingenden Kosakenhorden verfolgt. Alle Schreckensszenen aus den verschneiten russischen Steppen, die sie irgendwo einmal abgebildet gesehen, Wölfe, die mit lechzender Zunge einem einsamen Schlitten nachsetzten, der fluchtartige Rückzug des Empereurs 1812, das Elend beim Überschreiten der vereisten Beresina — all das vermengte sich auf unklare Weise mit den tatsächlich drohenden Möglichkeiten zu einem Wirbel phantastischer Vorstellungen. Und es quälte und ängstigte sie, daß sie manchmal in Tränen ausbrach vor lauter Herzweh. Aber so weit hatte sie sich jetzt

in die Gewalt bekommen, daß sie ihrem Manne beim Frühstück mit einem unbefangenen Lächeln entgegentreten konnte, ohne daß er das geringste merkte.

An einem der letzten Julitage, als sie sich wiederum abgehetzt und todmüde bald nach dem Abendbrot auf ihr Zimmer zurückzog, las sie in einem Zeitungsblatt, das sie sich ins Bett mitgenommen hatte, eine Drahtnachricht, die sie beglückte. Prinz Heinrich, der Bruder des deutschen Kaisers, so wurde gemeldet, sei aus England zurückgekehrt und hege begründete Hoffnung, daß der Streitfall auf Serbien eingeschränkt und ein Weltkrieg vermieden werden könne. Das stand da schwarz auf weiß, in gesperrtem Druck, unter der Überschrift: „Der Weltfriede gesichert!"

Sie konnte nichts anderes mehr lesen, sie konnte nichts anderes mehr denken. Sie las nur immer wieder diese eine Stelle, und sie sagte sich immer wieder und wieder, daß nun die Gefahr vorüber sei. Ihr Vertrauen in die Weisheit der Staatsmänner und Diplomaten, ihr Glaube an den guten Willen aller Menschen und aller Völker war auf einmal felsenfest geworden. Und mit größter Bereitwilligkeit sofort alle Sorgen über Bord werfend, drehte sie das Licht ab und huschelte sich beseligt in die Kissen.

Ihr Herz pochte vor Freude, daß sie es deutlich spürte. Nun siegte also doch die Vernunft. Die Menschlichkeit siegte! Es wäre ja anders gar nicht denkbar gewesen! Einen Weltbrand entfachen, um einen Meuchelmord zu rechtfertigen — das konnte doch im zwanzigsten Jahrhundert niemand mehr auf sich nehmen! Dafür steckte auch zu viel sittlicher Kern in Völkern wie dem französischen, dem russischen und gar dem englischen! Eine Schaudermär war es gewesen, die gruseln machen wollte! Nun, das Gruseln hatte sie dabei allerdings gelernt. Aber je größer der Stein, der ihr jetzt vom Herzen fiel, um so erlösender auch ihr befreites Aufatmen. Ein Lächeln auf den Lippen, entschlummerte sie, und bunte Märchengestalten gaben ihr das Geleit ins Reich der Träume. Prinzen, von denen scheußliche Häute abfielen, grausam zer-

stückelte Prinzessinnen, die wieder zusammenwuchsen, verwunschene Steinbilder, die lebendig, Menschenfresser, die zuschanden wurden, bösartige Hexen, die ins Feuer stürzten. Der freundlich gesinnten Wunder gab es da die Hülle und Fülle!

Gegen den frühen Morgen mochte es gehen, als sie erwachte, wie es die ganze Woche hindurch jede Nacht geschehen war. Aber diesmal fühlte sie sich nicht zerschlagen wie sonst, sondern erquickt durch einen gesunden und tiefen Schlaf und so freudig, frisch und ausgeruht, wie lange nicht. Nun spürte sie erst, daß die Müdigkeit, die sie des Abends zu übermannen pflegte, weniger von dem vielen Herumlaufen in der Stadt, als aus der heimlichen Seelennot kam. Denn ein wahres Kraftgefühl durchströmte ihre jugendlichen Glieder, obgleich sie höchstens ein paar Stunden geschlafen haben konnte. Noch herrschte in ihrem Zimmer nächtliche Finsternis, aber keine wirren Schreckbilder stiegen wie sonst daraus hervor. Dagegen sah sie, als sie die Lider senkte, plötzlich mit aller Deutlichkeit das Haus auf der Höhe vor sich, das am Traunsee, über dem Seeschloß Ort, so stattlich wie behaglich inmitten seiner obstbeladenen Bäume lag, ein Bild des Friedens und der Lebensfülle. Die glyzinenumwachsene Veranda leuchtete unter der Sonne, die hohen Lebensbäume beiderseits neigten sich im Wind, der von den Gebirgen herüberwehte, und sie selbst, ein blondgelocktes Kind auf dem Arm, schritt zwischen blühenden Malven und rotbeerigen Ribesstauden den schmalen Kiesweg entlang ... Sie glaubte nun wieder an die Zukunft, an die Idylle am Traunsee, die sie sich damals mit Albert ausgemalt hatte, glaubte an alles, was lieb, freundlich und schön war, und dehnte, die Arme weit ausbreitend, ihren jugendheißen Leib in neuerwachtem Lebensdrang ...

Das Endchen Himmel, das sie von ihrem Bett aus durchs
ter sehen konnte, färbte sich kaum erst morgengrau, aber
wünschte dem säumigen Tagesgestirn keine Eile. Die
t, die ihr sonst leicht zu lang wurde, hatte diesmal nichts
ückendes für sie. Ohne daß sie sich Rechenschaft hätte

geben können, weshalb, erschien sie ihr im Gegenteile als ein Hort der Freuden. Sie wartete auf irgend etwas wie auf ein Wunder und wußte doch nicht, worauf. Und schließlich machte sie Licht und richtete sich in ihren Kissen empor. Befremdet und ernüchtert blickte sie um sich. Ihr Alleinsein in dieser geräumigen Stube fiel ihr schwer auf die Seele. Wie manche junge Frau, wenn sie des Nachts erwachte, hatte hier zur Seite des Bettes eine Wiege stehen, oder ein fahrbares Körbchen, darin ein kleines warmes Leben atmete! Und dort drüben, an der leeren Wand — wie gut wäre da noch Raum gewesen für ein Gitterbettchen, oder deren zwei!

Wie ein heißer Quell, wenn Gestein ihm den Austritt wehrt, in verborgener Tiefe sich sammelt und anschwillt, um zu gegebener Zeit mit doppelter Gewalt hervorzubrechen, so machte alles zurückgehaltene Verlangen nach Glück sich jetzt in ungestümer Liebessehnsucht Luft. Die Einsamkeit ihres Lagers kränkte sie. Nun war doch die Gefahr eines großen Krieges so gut wie beseitigt, nun hätte Albert doch auch an die Freuden des Lebens denken dürfen! Erinnerte er sich nicht mehr an das Geständnis, das sie sich damals auf dem Antlaßstein abgerungen? Hatte der Augenblick leidenschaftlichen Selbstvergessens, als der Geist des abgeschiedenen Liebespaares, in ihrem Herzen wieder auflebend, sie ihm in die Arme zwang, so geringen Eindruck bei ihm hinterlassen? Wenn nichts sonst, so hätte jene unauslöschliche Stunde ihm ein Recht darauf gegeben, die sonst nur allzuoft vermißte freudige Hingebung von ihr einzufordern.

Aber er schien nichts mehr davon zu wissen. Offenbar fühlte er es nicht einmal, welch beleidigendes Zurückstoßen darin lag! Sein Kopf war so voll von militärischen Dingen, daß er an seine Gattin überhaupt nicht mehr dachte. Wie beschämend, daß ihre hangenden Gedanken aus dem Gefühl der Verlassenheit heraus ihn nächtlicher Weile suchten, während er in dem Gelaß nebenan unbekümmert den Schlaf des Gerechten schlief! Er verschmähte sie also! Oder war es kaltnüchterne Berechnung, die seine Gedanken bestimmte? Viel

leicht eignete sich wieder einmal die Weltlage nicht dafür, Verantwortung auf sich zu laden? Die männliche Gewissenhaftigkeit machte ihr das Recht auf Mutterschaft streitig!

Ein Groll, wie sie ihn noch nie gegen Albert empfunden, ein Gefühl von Haß beinahe, aus Scham geboren, stieg in ihr auf. Wäre sie in der Lage gewesen, alles recht zu bedenken, vielleicht hätte sie ihrem Mann kaum ernstlich böse sein können. Es war, ihr selbst unbewußt, der Widerstreit des weiblichen Urtriebes mit dem Wesen des Männlichen überhaupt, was in ihr kochte, das Selbsterleben des ewigen Gegensatzes der Geschlechter am eigenen Leibe. Aber sie befand sich jetzt *nicht* in der Verfassung, so genau zu unterscheiden. Sie fühlte sich zurückgesetzt und entrechtet, wie weggeworfen und mit Füßen getreten. Sie hätte am liebsten geschrien, ihren Mann gerufen und aus dem Schlaf geweckt, ihn mit Anklagen überhäuft, ihm Beleidigungen ins Gesicht geschleudert. Aber während es innerlich noch in ihr tobte, setzte sie sich plötzlich im Bette auf und lauschte . . .

Was war das? Gingen nicht leise Schritte in Alberts Schlafstube nebenan?

Es konnte keine Täuschung sein, jetzt hörte sie es ganz deutlich. Es bewegte sich etwas in seinem Zimmer. Behutsam ging er darin hin und her. Sollte er sich jetzt erst zu Bette begeben? So lange konnte er doch nicht über seinen Generalstabskarten gesessen haben! Oder war er bereits aufgestanden? Wenn seine Pflicht ihn so früh zum Dienst gerufen hätte, so würde er ihr doch vorher etwas davon gesagt haben! Noch erschöpfte sie sich, zwischen Zweifeln und Hoffen hin und her schwankend, in allerlei Mutmaßungen, als plötzlich die Schritte ihrer Tür sich näherten. Jetzt hielten sie an. Er schien zu lauschen. Ein Wirbel von Freude riß sie aus ihrer Erniedrigung himmelan, atemraubend, daß ihre Brust keuchte und leise jauchzende Töne sich ihrer Kehle entrangen.

In ihrer heißen Liebesbedürftigkeit glaubte sie nicht anders, als daß die Sehnsucht ihn vom Lager gescheucht habe und ihn in ihre Arme führen würde.

Es pochte leise an die Tür.

„Albert!“ jubelte sie auf.

Aber kaum war er eingetreten, so machte ein jäher Schreck sie erstarren. In feldmäßiger Ausrüstung stand er vor ihr, gestiefelt und gespornt, den goldumsponnenen Lederriemen der Kartusche quer über der Brust.

„Verzeih, daß ich dich wecke! Und erschrick nicht, Kind! Ich komme Abschied nehmen.“

„Abschied —?“

„Du mußt mir nicht böse sein, Agathe! Ich wollte vorher nichts davon sagen. Wenn man es so herankommen sieht, fällt es nur schwerer. Wir haben Marschbefehl und gehen heute nach Ostgalizien ab. Du brauchst dich deswegen nicht zu beunruhigen. Der Krieg gegen Rußland ist noch nicht einmal erklärt. Vielleicht ist es überhaupt nur eine Vorsichtsmaßregel. Vielleicht sind wir auch bloß für den Etappenraum bestimmt und kommen vorderhand noch gar nicht an die Front.“

„An die Front —?“

Wie entgeistet, mit weitaufgerissenen Augen, als stünde ein Gespenst vor ihr, so stieß sie es hervor.

„Da es nun einmal sein muß,“ fuhr er fort, „so schien es mir am besten, das Scheiden nicht zwecklos in die Länge zu ziehen. Wir wollen es so kurz wie möglich machen. Du sollst dich auch nicht unnötig sorgen. Wie gesagt, ist der Krieg mit Rußland noch nicht einmal erklärt. Wer weiß, kommt es überhaupt dazu? Und wenn — nun, ich bin Soldat. Du wirst dich darein finden. Ich kann dir dabei nicht helfen. Das ist eine Sache, mit der du allein fertig werden mußt, wie ungezählte andere Frauen. Ich vertraue darauf, daß du tapfer bleibst, wie es sich für eine Offiziersgattin ziemt. Ich darf mich darauf verlassen, Agathe, nicht wahr?“

Noch immer sprachlos, als ob er in einer fremden Spra[illegible] redete, die sie vergeblich zu enträtseln suchte, hing sie [illegible] seinen Lippen. Es war nicht ganz klar, ob sie überhau[illegible] etwas von dem verstand, was er sagte.

„Mach nicht ein so erschrecktes Gesicht, Kind!“ redete Albert ihr zu, indem er einen warmen und munteren Ton anzuschlagen versuchte. „Es liegt gar kein Grund vor, sich weiß Gott welche überflüssigen Gedanken zu machen. In ein paar Monaten, längstens bis Weihnacht bin ich wieder da. Länger kann es auf keinen Fall dauern. Bei den heutigen technischen Mitteln muß ein Krieg in wenigen Wochen zu Ende sein. Ich wette darauf, daß ich dir beim Anputzen des Christbaumes behilflich sein werde. Bis dahin hab ein wenig Geduld und Zuversicht, weiter ist wirklich nichts nötig!“

Er legte einen Briefumschlag auf das Nachttischchen und sagte noch: „Das hier lies, bitte, bei Gelegenheit. Ich habe in ein paar Worten darin aufgeschrieben, wie ich mir denke, daß du inzwischen dein Leben einrichten könntest. Dabei steht es dir natürlich frei, ob du dich daran kehren willst oder nicht. Nur meine persönliche Meinung wollte ich dir nicht vorenthalten — weil wir doch nicht mehr darüber reden konnten. Oder richtiger, weil ich nicht darüber reden wollte. Alles Reden macht das Abschiednehmen nur schwerer. Je rascher es geschieht, um so schmerzloser . . . Es ist wie beim Zahnziehen,“ sagte er mit einem halb mißglückten Versuch, eine scherzhafte Wendung zu finden.

Er zwang sich zu einem Lächeln, beugte sich nieder und küßte sie.

„Leb wohl! Und wacker sein! . . . Nicht weinen, Agathe, was fällt dir ein!“

Sie hatte beide Arme um seinen Hals geschlungen, als wollte sie ihn nie wieder loslassen, und schluchzte.

„Oh Albert, nun ist alles, alles zu Ende!“

„Leb wohl!“ rief er hart und entschlossen.

Er riß sich los und schritt sporenklirrend nach der Tür, zögerte einen Augenblick, warf noch eine Kußhand zurück und war ·rt, die Tür behutsam hinter sich zuziehend.

E hörte, wie er im Nebenzimmer mit fester Stimme dem Bu ·hen Befehle erteilte. Dann entfernten sich die Schritte dur ·hen Gang. Ihr heftiges Weinen unterdrückend, setzte

sie sich im Bette auf und lauschte. Jetzt fiel die Eingangstür der Wohnung ins Schloß. Bald darauf vernahm sie, wie unten auf der Straße ein Wagen davonrollte.

Da sank sie außer sich vor Trostlosigkeit, wie mit gebrochenem Herzen und völlig entkräftet in die Kissen zurück.

VI.

Tage gingen hin, ehe Agathe sich so weit zu fassen wußte, daß sie ihr gewöhnliches Leben wieder aufzunehmen vermochte.

Jetzt erhob sie sich wenigstens wieder des Morgens zu einer bestimmten Stunde vom Lager, wendete die angemessene Sorgfalt auf ihre Kleidung und nahm wie sonst ihre regelmäßigen Mahlzeiten zu sich. In der allerersten Zeit dagegen war sie wie vernichtet gewesen und in eine Teilnahmslosigkeit versunken, die selbst den alltäglichen Lebensforderungen gegenüber untätig blieb. Alle Möglichkeiten des Glücks schienen ihr für immer verschüttet. Die Besuche, die sich um sie kümmern wollten, nahm sie nicht an. Sie wollte allein bleiben und trostlos sein. Sogar die Lengheims, die Albert gebeten hatte, nach ihr zu sehen, wurden abgewiesen.

Es war nicht nur die Trennung von ihrem Mann und die Sorge um ihn, die sie niederwarf, nicht der Unsegen der Kinderlosigkeit allein, der nun für unabsehbare Zeit fortdauern sollte. Es war auch, und nicht in letzter Linie, der Kummer über die Art, wie Albert sich von ihr verabschiedet hatte. Sie wußte ja, daß nur liebevolle Absicht ihn geleitet, daß er ihr durch sein Geheimtun das Scheiden hatte erleichtern wollen. Aber wenn er es ihr so schwer wie nur möglich hätte machen wollen, so hätte er sich kein zuverlässigeres Mittel ausdenken können, als die von ihm gewählte Überrumpelung. Das war es, was ihr vielleicht noch näher ging als alles andere. Denn das mangelnde Verständnis für ihr Gefühlsleben, das sie darin zu erkennen glaubte, kränkte

sie zu tief, als daß sie es durch die besten Absichten hätte für entschuldigt halten können.

Auch die ganzen ersten Wochen nach Überwindung der äußersten Gedrücktheit blieben noch immer die schrecklichste Zeit, die sie je verlebt hatte. Sie stand solche Angst aus, daß sie zusammenschrak, so oft die Flurglocke klingelte. Denn immer wartete sie auf den Depeschenboten, der eine Unglücksnachricht bringen würde.

Einem solchen Zustand wären ihre Nerven auf die Dauer nicht gewachsen gewesen. Zum Glück stellte die Hilfe, die in solchen Fällen die Natur selbst zu bieten weiß, sich nach und nach ein. Wie eine Wunde durch keimende Körnung heilt, so überzogen die empfindlichsten Stellen ihrer Seele sich allmählich mit einer Schicht von Gewohnheit und Alltäglichkeit. Und wenn die Kriegserklärungen, die im Laufe des August wie ein Hagelschauer auf die Mittelmächte niederprasselten, nicht gerade danach angetan waren, ein banges Herz zu beruhigen, so gab es deren doch bald zu viele und zu gewichtige, als daß nicht das Gefühl sich dagegen abgestumpft und sie schließlich mit grimmiger Geringschätzung hingenommen hätte. Die Feldpostkarten und Briefe, die Albert von keiner Raststelle, keinem Staffelort seiner Kriegsstraße zu schreiben versäumte, trugen das ihrige dazu bei, den Gesundungsvorgang zu fördern. Denn die Frische und Zuversicht der ausziehenden Krieger wehte einem wie ein Hauch freier Luft daraus entgegen, und die wechselnden Abenteuer des Feldlebens, die täglichen Fragen und kleinen Sorgen der Unterkunft und Verpflegung nahmen, mit der heitersten Anschaulichkeit vorgetragen, einen so breiten Raum darin ein, daß auch Agathens Gedanken bald anfingen, sich mehr mit ihnen, als mit den größeren und bedeutenderen Belangen zu beschäftigen. Schließlich war es nur natürlich, daß das geistige Eigendasein des einzelnen, daß auch die erhabene Spannung der Zuhausegebliebenen allmählich in die Anschauungsweise der Massen mit hineingezogen wurde, aus deren feldgrauem Froschgesichtspunkt das Nächste, das unmittelbar vors Auge

Gerückte, sich wichtiger ausnahm als alles, worüber sich große Worte machen lassen, wichtiger sogar als die am Himmelsrand ins Riesenhaft sich türmenden Ungewitter der Weltgeschichte, die man doch nur von der Höhe des Unbeteiligtseins aus hätte völlig überblicken können.

Als es auf den Kriegsschauplätzen wirklich gefährlich zu werden begann, hatte Agathe sich so weit wiedergefunden, daß sie die Notwendigkeit begriff, im Wolkenschatten der Ereignisse auf eigene Faust ihr eigenes Leben zu leben. Der Brief, den ihr Mann ihr hinterlassen hatte, stellte ihr anheim, sich für die Dauer des Krieges zu ihrem Vater ins Gnadenwaldhaus zurückzuziehen, das bei Reisenmarkt im Wienerwald lag, unweit von Alland und Stift Heiligenkreuz, in stiller, waldrauschender Weltabgeschiedenheit. Noch lieber freilich hätte Albert es gesehen, wenn sie sich dazu hätte entschließen können, einen Pflegekurs mitzumachen und sich dem Roten Kreuz zur Verfügung zu stellen. In seiner schonenden Art sprach er es nicht geradezu als seinen Wunsch aus, es stand ihr frei, nach eigenem Ermessen zu entscheiden. Aber wer ihn so genau kannte wie Agathe, der wußte zwischen den Zeilen zu lesen. Seine glühende Vaterlandsliebe hatte nur ein einziges Ziel vor Augen. Er anerkannte in dieser Zeit kein Recht auf Sonderdasein. Er wäre stolz gewesen, wenn auch seine Gattin sich in den Dienst des Ganzen gestellt hätte.

Agathe überlegte. Sie war bereit, sich irgendwie nützlich zu machen, sie sehnte sich nach einem gedankenablenkenden Wirken, das ihr über die schwere Zeit hinüberhelfen würde. In der Anstalt ihres Vaters hätte sie unschwer Gelegenheit dazu gefunden, und der Aufenthalt im Gnadenwald erschien ihr in diesen heißen, sonnigen Spätsommertagen verlockender als das Leben in der großen staubigen Stadt, die von Kriegslärm widerhallte. Wenn sie aber den Vergleich zog zwischen armen Verwundeten, die schuldlos litten, und wohlhabenden Irren, bei denen nur zu oft das Gegenteil der Fall war, so blieb sie nicht lange unentschieden, daß sie ihre Hilfsbereit-

schaft lieber jenen als diesen zugewendet hätte. Anderseits trug sie wieder Bedenken, ob sie sich auch die Kraft zutrauen dürfe, die über alle Begriffe grausame Verwüstung, die, wie man sich schon jetzt zu erzählen wußte, die teuflisch ausgedachten Kriegsmittel des Maschinenzeitalters an den Leibern der Menschen anrichten sollten, aus der Nähe mitanzusehen und hundertfältig mitzuerleben. Der natürliche Trieb, der in ihr wirksam war, sich schon vom Unschönen fernzuhalten, konnte sich dem Gräßlichen gegenüber bis zum verzweiflungsvollen Abscheu steigern. Sie hatte es immer geflohen wie die Pest, es riß an ihren Nerven, daß sie hätte wimmern mögen, und alle Beherrschung versagte. Für nichts eignete sie sich von Haus aus weniger als zur barmherzigen Schwester.

Darüber gab sie sich auch keiner Täuschung hin. Indessen hatte das Leben im Gnadenwald so viel Unerfreuliches für sie, daß sie daran fast mit noch größerem Schauder dachte. Die Gebundenheit auf Schritt und Tritt, die halbe Öffentlichkeit, in der sich alles dort abspielte, das ständige Geräusch des Betriebes, den man mitzumachen gezwungen war, auch wenn einem das Herz nach ganz anderen Dingen stand — das alles schreckte sie ab. Nach längerem Schwanken gab schließlich eine Art stolzer Genugtuung den Ausschlag, die sie bei dem Gedanken empfand, daß sie Albert, der bei seinem Abschied sich so wenig in sie hineingedacht hatte, damit beschämen würde, seine nur leise angedeuteten Wünsche sofort verstanden und mit Selbstentäußerung erfüllt zu haben. Und sie entschied sich für die Verwundetenpflege. Sie war entschlossen, sich in strenge Zucht zu nehmen und durch festen Willen zu erzwingen, was die Natur versagte. So würde auch sie ihr Kriegsopfer bringen, und Albert, wenn er zurückkehrte, würde eingestehen müssen, daß sie sich als tapfere Offiziersfrau besser bewährt hätte, als er es ihr jemals zugetraut.

Nachdem sie sich über die Gelegenheiten, die zur Ausbildung freiwilliger Pflegerinnen bestanden, ausreichend unterrichtet hatte, fuhr sie zu den Lengheims hinüber, mit denen sie seit ihrer Rückkehr noch nicht wieder zusammen-

getroffen war. Sie hielt es für möglich, daß Susel, wenn sie sie dazu anregte, sich ihr anschließen und am Pflegekurs teilnehmen würde. Mit einer Genossin dachte sie sich das Unternehmen besser gesichert, manches trug sich gemeinsam leichter, man konnte sich aussprechen, sich gegenseitig aneifern. Ihre Enttäuschung war groß, als Susel ihr entgegenflog und, indem sie sie in die Arme schloß, ihr glückstrahlend zuflüsterte, sie hätte sich mit Felix Moerungen verlobt.

Die Damen von Lengheim gingen bereits gänzlich in der Ausstattung auf, die Hals über Kopf aus dem Boden gestampft werden mußte. Sie hatten keinen Gedanken für irgend etwas anderes mehr übrig. Susel schien sich kindisch darüber zu freuen, daß die Hochzeit schon so bald stattfinden, daß sie in wenigen Wochen in den Rang einer jungen Frau vorrücken sollte. Als Agathe, die einst ihre Vertraute gewesen war und um ihre Beziehungen zu Gustl Weidt wußte, einen Augenblick des Alleinseins mit ihr dazu benützte, ihre Verwunderung darüber auszusprechen, daß sie ihn so rasch habe vergessen können, antwortete sie mit den Worten ihrer Mutter, die Liebe sei oft trügerisch und führe nicht immer zum wahren Glück. Worauf Agathe betreten schweigen mußte. Die herbe Wahrheit, ob auch aus so unerfahrenem Munde kommend, stellte sie vor die Wahl, ihrem alten Glauben an den Zusammenhang zwischen Liebe und Glück abzuschwören, oder sich einzugestehen, daß das, was sie einst für Albert empfunden, nicht jene große, einzige und wahre Liebe gewesen sei, von der sie Susel als junges Mädchen so oft vorgeschwärmt. Denn von den Glücksgefühlen der Brautzeit und Flitterwochen, die seither nur ein einziges Mal, damals auf dem Antlaßstein, flüchtig wieder aufgelebt hatten, wußte sie jetzt längst nichts mehr.

Frau von Lengheim, wieder ins Zimmer zurückgekehrt und den Dank Agathens für die überraschende Instandsetzung der Wohnung mit einer mütterlichen Umarmung ablehnend, erkundigte sich angelegentlich nach Albert. Sie nahm herzlichen Anteil an Agathens Sorge um ihn, zeigte keine

Verstimmung darüber, daß ihr und Susels Besuch abgelehnt worden war, und bedauerte nur, daß ein Mensch dem andern in schwerer Kümmernis so wenig dienen und helfen könne.

„Ich verstehe ganz gut," sagte sie, „daß man in solchen Stunden lieber allein bleibt. Es gibt keine härtere Prüfung für eine junge Frau als den Krieg, wenn ihr Gatte davon in Mitleidenschaft gezogen ist. Susel hat das Glück, daß ihr Mann im Verwaltungsdienst, der in solchen Zeiten ja ebenso wichtig ist wie der Dienst an der Front, nicht entbehrt werden kann. Nach meiner festen Überzeugung ließe sich auch für Albert, wenn er nur wollte, ein ruhigerer Posten finden, der ihn nicht der Gefahr aussetzt. Es gibt so viele aktive Offiziere, die kein Pulver zu riechen bekommen!"

„Oh, daran ist gar nicht zu denken, Tante Anna!" rief Agathe. „Albert ginge einfach daran zugrunde, wenn er nicht in der vordersten Reihe mittun könnte. Irgendeinen Gedanken an sich selbst oder die, die sich um ihn härmen, kennt er dabei nicht."

„Es ist eine Leidenschaft wie die Liebesraserei!" meinte Frau von Lengheim, den Kopf schüttelnd. „Ein wahrer Koller, ein blindes Hineinrennen ins Unbekannte!"

Agathe horchte auf und wurde nachdenklich.

„Jetzt hast du sie gekränkt, Mama!" rief Susel.

Bestürzt streichelte Frau von Lengheim Agathens Hand.

„Du bist mir doch nicht böse, Kind? Es fiel mir natürlich nicht ein, irgens etwas Abfälliges über deinen Mann sagen zu wollen, den ich aufrichtig schätze. Daß es noch solche Helden gibt, ist ja aller Achtung wert."

„Und ein Glück für uns," sagte Agathe, „sonst säßen die Russen uns schon im Nacken. Übrigens hast du mich wirklich nicht gekränkt, liebe Tante, und ich wüßte nicht, warum ich böse sein sollte. Was du sagtest, machte mich nur stutzen, eil es mich im Innersten berührte . . . Eine Leidenschaft ie Liebesraserei! . . . Ich habe selbst schon manchmal Ähn-es gedacht. Vielleicht läßt sich die Kriegsbegeisterung rklich mit der Liebe vergleichen. Beide denken nicht an

sich selbst, beide folgen gleichsam einem höheren Befehl, beide opfern sich einem dunklen Ziele . . . Und dieses verzückte und verklärte Hineinstürmen ist vielleicht erst das wahre Leben, das aufs höchste gesteigerte, zur Wesenheit verdichtete Leben!"

„Ich sprach von einem blinden Hineinstürzen ins Unbekannte," beharrte Frau von Lengheim.

„Auch daran mag etwas Wahres sein," versetzte Agathe. „Aber einen Koller möcht' ich es darum nicht nennen! Denn das Blindsein hat hier etwas Gottgewolltes, und wenn schon die Klugheit fehlt—wer weiß, ob nicht letzte Weisheit darin steckt?"

„Eine schöne Weisheit das, die die Menschen ins Unglück treibt!"

„Es ist etwas Großes," rief Agathe gleichsam auflebend und mit strahlenden Augen, „etwas unsagbar Schönes und Großes um die Leidenschaft, die aus dem Dunkelsten und Tiefsten kommt! Sie ist es, die die Liebe heiligt —"

„Und vielleicht auch den Krieg?" warf Frau von Lengheim dazwischen.

„Wenn man es recht betrachtet — auch den Krieg!" sagte Agathe langsam und jedem Worte nachsinnend. „Ja! Es ist etwas Schönes und Großes auch um den Krieg!"

Ihr war, als seien ihr auf einmal die Augen aufgegangen, sie meinte geheime Zusammenhänge zu ahnen, die vieles veränderten und in ein anderes Licht rückten.

„Vielleicht," sagte sie nachdenklich, „sind Liebe und Krieg Geschwister? Und vielleicht ist die Liebe so wenig wie der Krieg dazu da, uns glücklich zu machen. Vielleicht haben sie eine ganz andere Sendung, alle beide? Und vielleicht ist gerade dieses das Überwältigende und Erhabene daran, daß sie keinem unserer Zwecke dienen und dennoch da sind und dennoch da sein müssen! . . ."

„Du versteigst dich, Agathe," mahnte Frau von Lengheim lachend. „Was nicht den Zweck hat, unser Leben angenehmer zu gestalten, das kann meines Erachtens überhaupt keinen Zweck haben!"

Ehe Agathe ihren Besuch abbrach, kam, wie jetzt täglich gegen Abend, der Bräutigam. Sie kannte ihn, wenn auch nur flüchtig, als unterhaltsamen und scharfsinnigen Plauderer von bester Lebensart und weltmännischem Schliff. Mit seinem glatten, bartlosen Gesicht hätte sie ihn für jünger gehalten, als er war, aber der schon recht schüttere Haarwuchs wurde zum Verräter. Nach ihrem Geschmack kleidete er sich etwas zu sorgfältig, und auch sonst fiel ihr einiges an ihm auf. So trug er das Taschentuch mit Vorliebe in der Handstulpe, stellte an Ringen, Knöpfen, Busennadel reichlich viel kostbare Juwelen zur Schau und wendete und plusterte sich im Gespräch wie ein hofmachender Sperling — alles kleine Eigenheiten, die man an einem seichten Menschen geziert gefunden hätte, bei seinem sonst gediegenen Wesen aber gern übersah.

Im Laufe der Unterhaltung, als abermals die Sprache auf Albert und seine Hingebung an den Dienst gekommen war, bemerkte Susel: „Wir haben vorhin eine Entdeckung gemacht. Daß Liebe und Krieg im Grunde etwas Gemeinsames haben. Was sagst du dazu, Felix?“

„Der Zusammenhang liegt auf der Hand,“ antwortete Doktor Moerungen scherzend. „Die Liebe führt zur Ehe, und die Ehe, wenn sie bis zur goldenen Hochzeit dauert, ist ein fünfzigjähriger Krieg.“

„Agathe meint es in dem Sinne,“ nahm Frau von Lengheim das Wort, „daß die Liebesleidenschaft wie die Kriegsbegeisterung aus dem Uferlosen komme und ins Uferlose strebe. Und das ist ja auch ganz richtig. Aber merkwürdigerweise findet Agathe etwas Erhabenes darin, daß Vernunft und Überlegung nur zu oft dabei ausgeschaltet bleiben.“

„Du dürftest Frau von Eckhards Meinung nicht ganz richtig wiedergegeben haben, liebe Mama,“ sagte Felix Moerungen, sich ritterlich für Agathe einsetzend. „Die gnädige Frau hat vermutlich sagen wollen, daß im Aufschwung der Seelen etwas wie geheimnisvolle Natur selbst wirksam ist, vor der alle Vernunft versagt. Und darin liegt eine tiefe

Wahrheit. Das Wertvollste, das in uns ist, steht immer über der Vernunft, ohne deshalb unvernünftig zu sein. Es ist das aus unbewußten Urtiefen Stammende, das schlechthin Selbstlose, ohne unser Zutun Wirkende, das uns von uns selbst befreit und seine höchste Steigerung in der Liebe findet und vielleicht auch im Krieg. Denn für den, der ihn mit den Organen der reinen Leidenschaft erfaßt und von innen heraus wahrhaft erlebt, wird er Schicksal und Vorsehung wie dem Liebenden die Liebe, dem Künstler seine Kunst, dem religiösen Gemüt sein Glaube. In all diesen Fällen stehen wir vor einem Heiligen, das aus dem Unbewußten stammt."

„Ich danke Ihnen tausendmal!" rief Agathe, mit überströmender Empfindung seine Hand drückend. Felix Moerungen aber fühlte die Unterhaltung zu ernst und schwer werden und war ein zu guter Gesellschafter, um nicht rasch einen Wechsel des Gegenstandes und einen Übergang ins Heitere und Spielerische für wünschenswert zu halten.

„Darum möchte ich auch vorschlagen," schloß er, „Gleiches mit gleichem Namen zu benennen. Einen Soldaten, der den Nöten und Gefahren des Felddienstes auszuweichen weiß, nennt man einen Drückeberger. Warum nicht auch eine gläubige Seele, die äußerer Rücksichten oder Vorteile wegen ihre Überzeugung verleugnet? Warum nicht auch einen Künstler, der seinem Wesen untreu wird und um Erfolg buhlt, oder ein liebendes Herz, das sich unter das Joch einer Vernunft- und Geldheirat beugt? Wenden sie nicht alle die gleiche Taktik an? Entziehen sie sich nicht auch der Soldatenpflicht, die die Menschheit, ja die Natur selbst von ihnen fordert? Darum sind sie in meinen Augen auch nichts anderes als — Drückeberger!"

Er hatte seine Absicht vollkommen erreicht. Man lachte, und das Gespräch zerflatterte. Agathe gewann den Eindruck, daß es den Damen Lengheim, der Mutter wie der Tochter, die beide eine Zeitlang in sich gekehrt und verlegen geschienen hatten, nicht unerwünscht war, die von ihnen selbst aufgerollte

verfängliche Frage von der Erörterung abgesetzt zu sehen. Sie mochten sich von Doktor Moerungen erwartet haben, daß er sie mit dem Heiligen Geist weltläufiger Klugheit segnen würde. Sein warmes Eintreten für das Gegenteil bedrückte sie sichtlich, und vorübergehend hatte es fast so ausgesehen, als säßen sie vor ihm wie Angeklagte. Indes brachte der übliche Ton der Geselligkeit, das sprunghafte und oberflächliche Jagen von Gegenstand zu Gegenstand, sie rasch wieder ins Gleichgewicht.

Agathe, die bis dahin den rechten Augenblick nicht hatte erhaschen können, sich zu verabschieden, fand es jetzt hoch an der Zeit, das Brautpaar mit sich selbst allein zu lassen. Man lud sie ein, bald wiederzukommen, und war erstaunt, als sie ihre Ablehnung damit begründete, daß ihr voraussichtlich bald die Zeit dazu fehlen würde. Nun erst, zwischen Tür und Angel, kam die Sprache auf ihren Entschluß, sich dem Roten Kreuz zur Verfügung zu stellen. Denn in den Empfangsräumen der schwarz-weißen Quadrate pflegten gerade die wichtigeren Dinge mit Vorliebe zwischen Tür und Angel erörtert zu werden. Frau von Lengheim riet ihr mit mütterlicher Besorgtheit von der Verwundetenpflege ab. Sie war überzeugt, daß es sie zu sehr angreifen würde. Und sogar Felix Moerungen, der sie doch nicht genauer kannte, schien Bedenken zu hegen.

„Ich habe kein Recht, Ihnen zu raten, gnädige Frau," sagte er, während er ihr die Hand zum Abschied reichte, „aber ich vertraue Ihrer tieferen Einsicht. Sie werden sich sicher selbst gesagt haben, daß man mit der Charitas keine Vernunftehe schließen kann. Auch diese Art von Liebe muß ungewollt und wie eingeboren sein."

Agathe wurde rot, während sie versicherte, dies sei natürlich der Fall, sonst wäre sie nie auf den Gedanken gekommen. e wußte eigentlich selbst nicht, warum sie nicht bei der ahrheit blieb. Tatsächlich wäre sie ja niemals aus eigenem ntrieb auf den Gedanken gekommen, nur Albert hatte ihn r eingegeben.

Aber sein Wille war nun ohne Vorbehalt auch der ihrige geworden. Die eben geführte Unterhaltung hatte sie aufs deutlichste empfinden lassen, daß er ihr im Grunde doch näher stand als sonst irgendwer auf der ganzen Welt. Wie damals, auf der Rückfahrt vom Antlaßstein nach Gmunden, nur klarer und bestimmter noch, begriff sie seine Art als eine der ihrigen verwandte, sah ihn als Mann von Feuer und Geblüt und fühlte sich beglückt, ihn als durchaus männlich zu erkennen. Ohne sein Zutun und Wissen, während er in Ostgalizien ruthenische Spione und Verräter aufknüpfen ließ, war er in ihren Augen zur Heldengestalt gewachsen.

Und auf der Tramfahrt nach Hause wurde der Entschluß unverbrüchlich, durch opfervolle Hingabe an den Pflegedienst seiner würdig zu werden. Nun fühlte sie Mut, es auch allein zu beginnen. Nun fühlte sie Kraft, die widerspenstige Natur zu zwingen. Auch den schwersten Anforderungen fühlte sie sich jetzt gewachsen und die härtesten Entsagungen auf sich zu nehmen bereit.

Denn nun geschah es nicht ihm zum Trotz, sondern ihm zuliebe.

VII.

Als der Infanterist Florian Stöffler noch zwischen Tod und Leben im Lazarett lag, bildete er sich oft ein, eine Glockentruhe klappern zu hören. Aber diese Sinnestäuschung, die ihm das Fieber vorspiegelte, hatte nicht jedesmal die gleiche Wirkung auf ihn.

Manchmal schien sie ihn zu beruhigen, schien wohlige Gefühle in ihm auszulösen; dann lächelte er aus seiner geistigen Benommenheit heraus und lallte mit schwerer Zunge: es sei an der Zeit, Feierabend zu machen, schon hätte die Glockentruhe geläutet, nun könne man heimgehen, nun dürfe man rasten . . . Manchmal wieder peitschte der Wahn ihn auf, daß er aus dem Bette springen wollte und

mit Gewalt festgehalten werden mußte. Dann kam es vor, daß er wie ein Irrsinniger zu toben anfing, sich bitter über seine Kameraden beklagend, die rein auf den Ohren säßen. Und er hätte ihnen doch längst mit der Glockentruhe das verabredete Zeichen gegeben! Warum hörten sie ewig nichts? Nun seien richtig die „Moskali“ da und würden ihn gefangennehmen.

„Obacht geben, Kinder! Dort — hinter der Schneewächten stecken's!“ schrie er, sich aufbäumend und mit der ausgestreckten Hand ins Leere weisend. „Da ziehn sie sich schon in den Wald hinein! Wir sein umstellt, jetzt heißt es rennen! So kommt's doch und tragt's mich fort!“ jammerte und wimmerte er; „secht's denn nit, daß ich nimmer krauchen kann? Die Haxen is beim Teufel!“

Die barmherzige Schwester, die im Krankensaal die Aufsicht führte, hatte oft ihre liebe Not, ihn zu beschwichtigen und in die Kissen zurückzuzwingen. Und wenn es ihr endlich gelungen war, dann sagte sie wohl zu Agathe von Eckhard, die ihr als Hilfsschwester zugeteilt war und ihr in solchen Fällen beisprang, mit einem Kopfschütteln des Unverständnisses: „Immer phantasiert er von einer Glockentruhe! Was ist das eigentlich für ein Ding?“

„Weiß der Himmel, was er damit meint! Ich habe das Wort sonst nie gehört. Es muß etwas sein, womit man Lärm schlagen kann,“ meinte Agathe.

„Wenn es nicht einfach eine fixe Idee ist,“ sagte die barmherzige Schwester.

Einmal hatte er Schlaf gefunden, zum ersten Male wieder seit langer Zeit. Und als er aufwachte, schien er sich erquickt zu fühlen in seiner Mattigkeit, denn Agathe, die sich gerade in der Nähe befand, hörte einen Seufzer, der wie aus erleichterter Brust kam. Sie trat ans Fußende des Bettes und bemerkte, wie er die Augenlider zu öffnen versuchte, die ihm schwer wie Blei sein mochten. Und dann drehte er den Kopf langsam und vorsichtig erst auf die eine, dann auf die andere Seite und sah mit großen, erstaunten Augen um sich.

Vielleicht wurde es ihm jetzt klar, daß er sich in einem

Lazarett befand. Unwillkürlich folgte Agathe diesen die Welt gleichsam neuentdeckenden Blicken, sich den Eindruck vergegenwärtigend, den ein solches Erwachen auf einen Schwerverwundeten ausüben müsse.

Neben dem Bette, in dem er lag, standen da noch eine Menge andere Betten, rechts und links, zur Seite und gegenüber, ganze Reihen gleicher, eiserner Betten, alle mit dem gleichen Bettzeug, alle mit dem braunen oder schwarzen oder blonden Haarschopf, der oben heraussah. Und über jedem hing ein schwarzes Holztäfelchen, auf dem der Name und die Verwundung aufgeschrieben stand. Auf einer dieser kleinen Holztafeln schrieb gerade ein Sanitätssoldat mit einem Stück Kreide einen neuen Namen auf. Das kam täglich wohl mehr als einmal vor, den Florian Stöffler schien es aber besonders zu beschäftigen, er wendete kein Auge davon, und Anzeichen von Erregung und Unruhe zeigten sich auf seinem grobgeschnittenen Gesicht, das nur mehr aus Haut und Knochen bestand. Agathe nahm an, daß das laut klappernde Geräusch, welches das Anschlagen der Kreide auf dem Holzbrett hervorbrachte, ihm auf die Nerven gehe.

„Er schreibt nur einen Namen hin," erklärte sie ihm. „Gleich wird er fertig sein, dann hört das Geklapper wieder auf."

Wie auf eine Erscheinung richtete der Florian Stöffler seinen Blick auf sie. Es war nicht sicher, ob er sie verstanden habe oder nicht. Es ging offenbar in ihm etwas vor, er tat ein paarmal den Mund auf, wie um ein Wort zu bilden.

„Mir hat von einer Glockentruchen träumt," sagte er endlich matt. „Und jetzt war's gar keine Glockentruchen!"

Eine gewisse Traurigkeit lag in dem Ton, in dem er es sagte. Agathe vermutete, daß er im Fieber das gelegentlich wiederkehrende Klappern der Kreide auf dem Holz für den Ton der Glockentruhe gehalten habe, die seine Gedanken so sehr beschäftigte. Und nun fühlte er sich enttäuscht, daß es gar keine Glockentruhe gewesen sei. Sie war jetzt überzeugt, daß es sich um ein ihr unbekanntes Lärminstrument, etwa eine Art Rassel, handeln müsse.

„Versuchen Sie zu schlafen!" mahnte sie milde und gütig.

Es bedurfte nicht erst ihrer Aufforderung, der Florian Stöffler hatte mit dem bißchen Umherschauen und Sprechen seine Kräfte ohnedies erschöpft. Lautlos bewegten sich noch ein paarmal seine Lippen. „Es war also gar keine Glockentruhe gewesen!" — so viel mochte er gerade noch denken können, mehr nicht. Dann fielen ihm die Augen von selbst wieder zu. Doch war es kein sanfter Schlummer, der ihn umfing, es war eine tiefe Bewußtlosigkeit, von neuerdings einsetzendem Wundfieber begleitet und mit schrecklicheren Tobsuchtsanfällen abwechselnd als je.

Ein andermal, um vieles später — Weihnachten näherte sich, und vor den Fenstern des Hilfskrankenhauses sah man nichts als Schnee — da tat der Florian Stöffler, nachdem er lange regungslos dagelegen hatte wie ein Toter, wiederum die Augen auf, und als Agathe, die es bemerkte, sich beobachtend über ihn neigte, da nahm sie einen Ausdruck darin wahr, als sei er jetzt endlich zu sich gekommen und wieder völlig klar.

„Wie ist Ihnen?" fragte sie teilnehmend und so geduldig, wie man zu einem kranken Kinde redet.

Er war nicht gleich imstande zu antworten, hilflos zuckte es um seine Mundwinkel, das Sprechen wollte erst wieder erlernt sein. Schließlich brachte er es aber doch hervor, was er sagen wollte: „Wo ist... wo ist denn meine Glockentruchen?"

„Versuchen Sie nur weiterzuschlafen," redete Agathe ihm zu, „dann wird noch alles gut werden."

Die barmherzige Schwester, die ans Krankenbett herangetreten war, schüttelte den Kopf und meinte: „Den bringen wir nicht auf, das Delirieren dauert schon zu lang!"

„Ich habe den Eindruck, daß er ganz bei Sinnen ist," antwortete Agathe.

Wenn er es noch immer mit dieser Glockentruhe zu tun !" sagte die barmherzige Schwester ungläubig.

ie nahm an, er habe nach wie vor im Fieber geredet, legte ihm ihre kühle Hand auf die Stirn. Denn es ging

eine Kraft von ihr aus, die Kranken in Schlummer zu versenken . . .

Wieder einige Tage später, bei der ärztlichen Visite, richtete der Regimentsarzt ein paar Fragen an Florian Stöffler. Und wenn man es auch leicht merken konnte, daß das Antworten ihm Mühe verursachte, so hatte das, was er sagte, doch Kopf und Fuß. Der Regimentsarzt hob mit einem fragenden Blick auf die barmherzige Schwester die Schultern hoch, als verstünde er es nicht recht, aus welchem Grunde sie immer behauptete, der Mann rede irr.

„Weil er beständig von einer Glockentruhe phantasiert," rechtfertigte sich die barmherzige Schwester.

Da wendete der Regimentsarzt in seiner knappen und zwingenden Art sich gegen den Verwundeten: „Also, was hat es für eine Bewandtnis mit dieser — Glockentruhe?"

Und matt wie ein Hauch kam es von den welken Lippen: „Wissen . . . wissen tät' ich halt gern — wo sie geblieben ist."

„Wo ist sie denn sonst gewesen?" fragte Agathe, die längst davon überzeugt war, daß die Glockentruhe kein bloßes Hirngespinst sei.

„In meinem Rucksack," sagte Florian Stöffler.

Der Regimentsarzt wußte ebensowenig wie die andern, was eine Glockentruhe eigentlich sei, willigte aber auf Agathens Verwendung gern darein, den Rucksack des Florian Stöffler aus dem Aufbewahrungsorte holen zu lassen. Er wurde gebracht, Agathe löste die Schnüre und zog, nachdem sie eine Weile darin gekramt, einen Kloß aus roh zugeschnittenem Ahornholz ans Licht, von dem sie vermutete, daß es der gesuchte Gegenstand sein könnte. Er glich ungefähr einem hölzernen Schlägel, wie ihn in manchen Gegenden die Wäscherinnen gebrauchen, um die nasse Wäsche damit zu klopfen, und hatte unten eine Handhabe zum Anfassen, während am oberen Ende ein eiförmiges Holzklötzchen befestigt war, das an einem Lederriemchen baumelte.

Ohne eine Ahnung, welchen Gebrauch man von dem sonderbaren Gerät machen könne, waren alle noch damit

beschäftigt, es zu betrachten und Mutmaßungen darüber anzustellen, als der Schwerverwundete, der plötzlich aufzuleben schien, die abgemagerte Hand steil aufreckte und sie ein paarmal im Gelenk hin und her bewegte. Da begriff Agathe, daß man das Ding in derselben Weise, wie Florian Stöffler es andeutete, durch die Luft schwenken müsse. Und als sie es versuchte, schlug der hölzerne Klöppel, der am Lederriemchen hing, bald vorn, bald hinten an das ausgehöhlte Ahornholz, das als Schallboden wirkte, und es gab einen merkwürdig scharfen und weittragenden Klang: Pink-pank, pink-pank, pink-pank . . .

Die Verwundeten in den anderen Betten hoben die Köpfe, die Schwestern und Krankenwärter sahen lächelnd herüber, und auch der Regimentsarzt konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Die Melodie kam ihm reichlich primitiv vor.

„Ein sonderbares Musikinstrument! Das stammt wohl von den Botokuden?“

Florian Stöfflers Züge hatten sich verklärt, als lausche er einer himmlischen Musik. „Nein! . . .“ sagte er in seiner Einfalt, „aus der Gegend, wo ich daheim bin.“

Der Regimentsarzt blickte auf Agathe, beide wurden ernst und verstanden einander. Daß dem armen Menschen in seinem Elend diese harten Töne so heimatlich traut ins Herz klangen, rührte sie. In seine Fieberträume sogar waren sie ihm nachgegangen. Hier in der Fremde, in dieser kahlen traurigen Umgebung, unter quälenden Schmerzen, fast am Rand des Grabes, hatte ihn seine Glockentruhe, die er im Rucksack in den Feldzug mitgeschleppt und als kostbarstes Gut daraus gerettet hatte, offenbar ein Stück Heimat bedeutet, mit blumigen Wiesen, Bergseligkeit und Tannenrauschen.

„Der Rucksack kommt ins Depot zurück,“ ordnete der Regimentsarzt an; „das Holzding aber bleibt hier!“

Und damit reichte er, ehe er seinen Rundgang fortsetzte, dem Florian Stöffler die Glockentruhe ins Bett. Ganz behutsam und liebreich legte er sie ihm in den Arm, wie man einer Wöchnerin ihr Kindlein an die Brust legt. Und der

Florian drückte sie auch geradeso zärtlich an sich, wie eine Mutter ihr Kind an die Brust drückt, während sein hilfloser Blick das Auge Agathens suchte, der er es verdankte, daß er endlich in den Besitz seiner Glockentruhe gekommen war . . .

Eine Woche später wurde im Krankensaale Christabend gefeiert. Im Lichterglanz des Weihnachtsbaumes sang Agathe das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ zur Laute. Es wurde ihr weh dabei ums Herz. Sie erinnerte sich, wie Albert beim Abschied sie damit zu trösten versucht hatte, daß der Krieg längstens bis Weihnachten zu Ende sein müsse, und daß er ihr ganz bestimmt den Christbaum würde anputzen helfen. Aber auch Erinnerungen an die unglückliche Zeit in Mosty Wielki erwachten beim Klang der Laute. Sie hatte in die galizische Verbannung wegen der elenden Wohnungsverhältnisse, die dort herrschten, ihren geliebten Flügel nicht mitnehmen können und der Musik entsagen müssen, an der von Jugend auf ihr Herz hing, ohne die sie beinahe nicht leben konnte. Damals hatte sie das Singen wieder aufgenommen und sich die Laute als Begleitinstrument zugelegt. Aber gerade in Mosty Wielki, wo sie der Musik am notwendigsten bedurft hätte, fehlte sie ihr darum doch. Denn es war trotz ihrer angeborenen musikalischen Begabung bei allem Fleiß und Eifer, den sie ans Lautenspiel wendete, doch der ganze lange, öde, einsame Winter hingegangen, ehe sie so viel Fertigkeit erlangt hatte, daß es ein Vergnügen wurde. Ach, und Albert, der die Musik eigentlich nicht sonderlich leiden mochte — wie oft war er ungeduldig geworden, wenn er in dem engen, niedrigen, ebenerdig gelegenen Quartier, der glänzendsten Wohnung, die es in Mosty Wielki gab, bei der kleinen Petroleumlampe über seinen Büchern saß und sie nebenan auf der Gitarre gicksend und wimmernd sich an den ungewohnten Saiten fast die Finger brach! Denn es war eine heiße Sehnsucht in ihr gewesen, es so rasch wie irgend möglich vorwärts zu bringen, um nur endlich wieder einmal menschliche Klänge zu hören, die etwas mit Musik

gemein hatten, nicht ewig bloß dieses trostlose Reveille- und Retraiteblasen! . . .

Nun belohnte sich erst die damals aufgewendete Mühe. Mit welch heißen Blicken hingen die abgezehrten Köpfe, die sich aus den Betten hoben, an der lichtstrahlenden Weihnachtstanne und an ihren Lippen, während sie sang! Immer wieder aus einem anderen Bett, wenn sie ein Lied geendet hatte, kam eine schüchterne Stimme: „Bitt schön, noch was!"

Und sie sang alles, was sie wußte, die bekanntesten und schönsten Weihnachtslieder, deren kindlicher Einfalt die Herzen dieser Schwerverwundeten, die so viel Not und Schmerzen erlitten hatten, weit offen standen: „Kommet ihr Hirten, ihr Männer und Frau'n" . . . und „Es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart" . . . und „Josef, lieber Josef mein, hilf mir wieg'n mein Kindelein" . . . Weil die armen Burschen aber gar so fromm und andächtig gelauscht hatten und so ernste und gerührte Gesichter machten, meinte sie schließlich, man müsse sie auch ein bißchen aufheitern und ihnen etwas bringen, was ihnen Spaß mache. Darum schloß sie, nachdem die Christbaumkerzen niedergebrannt und erloschen waren, noch ein paar volkstümlich scherzhafte Gesänge an, wie den „Tachanierer", ein Lied, das erst in diesem Kriege aus dem Feldleben selbst hervorgewachsen war, und das sie zufällig in einer Sammlung neuester Soldatenlieder gefunden hatte:

„D'Haubitzn ziagn in Russisch-Poln
Und fahrn am Parkplatz auf,
Kommando: Schirrt die Pferde aus
Und stellt die Zelte auf!
Der Tachanierer mit seinem Sack,
Der tachaniert die ganze Gegend ab.

Da kommt er zu an Häuselein,
Da war nix weiter drin,
Als wia a großer Hendlstall,
Da ziagts ihn nervig hin.
Der Tachanierer kennt kein Schreck,
Er tachaniert die ganzn Hendln weg.

Zum Braten braucht ma auch a Schmalz,
Drum suacht er sich a Sau,
Die findt er glei im nächsten Ort
Und denkt bei sich gar schlau:
Erst schlagst as nieder, dann stiehlst das a
Und fahrst damit dann in der Ziehung a."

Ein kräftiges Gelächter scholl durch den Krankensaal, als Agathe geendet hatte. Sie sah, daß der Sinn für Spitzbübereien den braven Bauernlackeln auch in ihrem Elend nicht abhanden gekommen sei. Jede neue Tat des „Tachanierers" wurde mit gesteigerter Lustigkeit aufgenommen. Das war der Krieg, den sie alle kannten, mit dem noch all ihre Gedanken aufs innigste verwoben waren, von seiner heiteren Seite aus gesehen. Warum sollten sie darüber für ein paar Minuten nicht seine harte und bittere Seite vergessen dürfen, unter der sie alle so schwer gelitten hatten und ihr ganzes Leben lang leiden würden? Damit rechtfertigte es Agathe vor sich selbst, daß der Schluß ihres kleinen, aus dem Stegreif veranstalteten Konzerts einer Weihnachtsfeier nicht ganz so angemessen schien wie der Anfang.

Dem Florian Stöffler war sie dadurch, daß sie am Christabend auch heimatliche Töne angeschlagen hatte, um vieles näher gekommen. Ohnedies hing das Herz des Schwerverwundeten seit jenem Tage, wo sie den Regimentsarzt auf die richtige Fährte geleitet hatte, in stiller Verehrung an der gütigen Hilfsschwester, die ihn verstand und seine geheimsten Gedanken zu erraten wußte wie keine. Trotz ihrer grauen Pflegerinnentracht war sie ihm eine strahlende Lichtgestalt mit schneeweißen Schwanenflügeln an den Schultern. Und auch Agathe hatte eine Zuneigung zu diesem Menschen von bäurischer Herkunft gefaßt, wie man jeden liebt, dem man Gutes erweisen kann. Und weil er so schlicht und kindartig in seinem Grundwesen war, so erwachten alle mütterlichen Triebe in ihr, wenn sie ihm irgendwie helfen, einen unausgesprochenen Wunsch an den Augen absehen konnte. Sie fuhr fort, für ihn zu sorgen, sich bei jeder Ge-

legenheit um ihn zu kümmern, und wurde seine Vertraute. Der Florian Stöffler war von Haus aus schwer vom Wort, und seine Kriegserlebnisse hatten ihn nicht gesprächiger gemacht. Auch dauerte es noch eine Zeit, ehe er die große Schwäche überwand. Aber allmählich und stückweise erfuhr sie doch so viel über sein Leben, daß sie ihn trösten und beraten und mit ihm Zukunftspläne schmieden konnte.

Wenn sich an die Glockentruhe, wie Agathe richtig angenommen hatte, Kindheits- und Heimatserinnerungen knüpften, so gab es doch auch noch einen anderen Grund, warum er sich so heiß nach ihr gesehnt und sogar in seiner Benommenheit an nichts anderes gedacht, von nichts anderem gesprochen hatte. Die Monika, seine Liebste, hatte sie ihm zum Andenken mitgegeben, als er ins Feld zog. Und ihr Wort war gewesen: „Damit rufe ich dich jeden Tag, daß du mir bald wiederkommst!" Denn in der steirischen Ramsau, wo sie beide zu Hause waren, bediente man sich der Glockentruhe, um den Leuten, die draußen auf Feld und Wiese arbeiteten, von den Bauernhöfen aus ein Zeichen zu geben, daß es an der Zeit sei, Feierabend zu machen und heimzukehren.

„Wenn sie wüßt', wie mein' Sach' bestellt ist," sagte traurig eines Tages der Florian Stöffler, „so tät' sie sich nit mehr wünschen, daß ich bald wiederkomm'. Denn was soll sie mit einem Krüppel anfangen?"

Bis dahin hatte er immer gehofft, es stünde nicht so arg schlimm mit ihm, weil er doch alle zehn Zehen noch spürte. Nun aber war er dahintergekommen, daß beide Beine fortwaren. Die schreckliche Entdeckung erschütterte ihn aufs tiefste.

„Bereits die Halbscheid von mir liegt in Galizien begraben," klagte er. „Für den Rest, der übrig blieben ist, wird sich die Monika bedanken!"

„Sie wird ihren Liebsten doch nicht im Stich lassen, weil r Unglück gehabt hat?" meinte Agathe. „Wär' es so, dann önnten Sie froh sein, sie loszuwerden."

„Mit der Kramerei is es jetzt doch nichts mehr," sagte er 'anz verzagt. „Wüßt' nicht, auf was wir heiraten könnten."

Er hatte in einem Marktflecken des Ennstales die Handlung erlernt und als Gehilfe einen Sparpfennig zurückgelegt, mit dem er eben einen kleinen Kramladen in der Ramsau übernehmen wollte, als der Krieg ausbrach. Die Monika, die eine Ramsauer Bauerntochter war, sei ohnedies zu gut für ihn gewesen, meinte er. Nur weil er sie zur Kramerin hätte machen können, hätte sie ja gesagt.

„Aber ein Kramer muß Haxen haben!" rief er aufgebracht. „Einen Kramer, der nit einmal hinter der Budel stehen kann, gibt es nicht!"

Agathe sprach ihm Trost zu und erzählte von den künstlichen Gliedmaßen, die man jetzt hätte.

„Wer einmal Übung hat, läuft damit wie ein Wiesel. Und kein Mensch braucht etwas davon zu merken. Die Monika kann noch immer Kramerin werden — wenn sie nur das Herz auf dem rechten Fleck hat!"

Da beteuerte er eifrig und wieder Hoffnungen nährend, das sei ganz sicher der Fall. Immer fleißig geschrieben hätte sie ihm und auch manchmal etwas zum Essen oder zum Rauchen geschickt ins Feld. Und ohne die Glockentruhe im Rucksack wär' er überhaupt nicht mehr am Leben, sondern liegengeblieben und elend verblutet. Nur weil er ihnen damit ein Zeichen hätte geben können, sei er von den Kameraden aufgefunden und auf den Verbandplatz getragen worden. Und da ihm die Monika die Glockentruhe mitgegeben und eigenhändig in den Rucksack gepackt hatte, so stellte er, wohl zum eigenen Trost, seine Rettung vom sichern Tode nicht nur als ihr Verdienst, sondern gewissermaßen als Anzeichen und Beweis hin, daß sie ihm immer noch gut und anhänglich sei.

Agathen leuchtete ein solcher Zusammenhang freilich nicht ohne weiteres ein. Aber sie hütete sich, Bedenken dagegen auszusprechen. Gern gönnte sie ihm, wenn es ihn nur beruhigte, auch den ungereimtesten Gedankengang. Auch hi[elt] sie es durchaus nicht für ausgeschlossen, daß die Monika de[m] armen Krüppel wirklich die Treue halten würde, wenn ma[n] ihr Herz anrief. Sie erbot sich, an sie zu schreiben. Und de[r]

Florian nahm es dankbar an. Er hatte ihr bis dahin noch keine Nachricht über sein Schicksal gegeben. Es war eine harte Pflicht, die Agathe übernahm. Aber die Worte flossen ihr so warm, so tröstend und die Zuversicht stärkend aus der Feder, daß sie, als sie den Brief noch einmal überlas, kaum daran zweifelte, den richtigen Ton getroffen zu haben. Sie glaubte jetzt an Florian Stöfflers Zukunft und fühlte sich als verantwortliche Beschützerin eines nicht alltäglichen Liebesbundes, der Herzeleid und Körperelend aus sittlicher Kraft überwinden und schlichten braven Menschen zu vorbildlichem Eheglück und einem gesegneten Hausstand verhelfen würde.

Dies Sorgen und Denken für andere, dieses Sicheinfühlen in fremde Lebensinteressen nahm Agathens Zeit und Aufmerksamkeit völlig in Anspruch. Der Florian Stöffler, wenn sie ihm auch am mütterlichsten zugetan blieb, war nur einer von den vielen Verwundeten, die sie mit Hingebung betreute, denen sie als aufopfernde Pflegerin, als Seelenfreundin und Beraterin zur Seite stand. Damit sicherte sie den Leiden ihrer eigenen Seele das wirksamste Heilmittel: Arbeit.

Ihre Hand erwies sich als geschickt und lindernd, ihre Art, mit den Leuten aus dem Volke umzugehen, gewann ihr die Herzen auch der Verschlossenen und Widerspenstigen. Sie war verwendbar, sie wurde gesucht, sie hatte ihre besonderen Fälle, die man ihr zuwies, man brachte ihr Vertrauen, man brachte ihr Liebe entgegen. Sie gehörte zu den am meisten beschäftigten Hilfsschwestern des Hauses, sie hatte sich einen Wirkungskreis geschaffen und erlebte den Segen der Pflichterfüllung. Das Mitleid, der feste Wille, das einmal Unternommene auch zu einem guten Ende zu führen, und nicht zuletzt der Stolz, in Alberts Sinne eine tapfere Offiziersfrau zu sein — das alles verlieh ihr ungeahnte Kräfte und hielt sie aufrecht. So überstand sie, als nimmermüde Pflege-
ester mehr tätig als leidend, die schweren Herbst- und ntermonate, in denen es so viel Anlaß zu Schmerz, Kummer Bangigkeit gab, mit mehr scheinbarer Gelassenheit, als sich selbst jemals zugetraut haben würde.

Er hatte in einem Marktflecken des Ennstales die Handlung erlernt und als Gehilfe einen Sparpfennig zurückgelegt, mit dem er eben einen kleinen Kramladen in der Ramsau übernehmen wollte, als der Krieg ausbrach. Die Monika, die eine Ramsauer Bauerntochter war, sei ohnedies zu gut für ihn gewesen, meinte er. Nur weil er sie zur Kramerin hätte machen können, hätte sie ja gesagt.

„Aber ein Kramer muß Haxen haben!“ rief er aufgebracht. „Einen Kramer, der nit einmal hinter der Budel stehen kann, gibt es nicht!“

Agathe sprach ihm Trost zu und erzählte von den künstlichen Gliedmaßen, die man jetzt hätte.

„Wer einmal Übung hat, läuft damit wie ein Wiesel. Und kein Mensch braucht etwas davon zu merken. Die Monika kann noch immer Kramerin werden — wenn sie nur das Herz auf dem rechten Fleck hat!“

Da beteuerte er eifrig und wieder Hoffnungen nährend, das sei ganz sicher der Fall. Immer fleißig geschrieben hätte sie ihm und auch manchmal etwas zum Essen oder zum Rauchen geschickt ins Feld. Und ohne die Glockentruhe im Rucksack wär' er überhaupt nicht mehr am Leben, sondern liegengeblieben und elend verblutet. Nur weil er ihnen damit ein Zeichen hätte geben können, sei er von den Kameraden aufgefunden und auf den Verbandplatz getragen worden. Und da ihm die Monika die Glockentruhe mitgegeben und eigenhändig in den Rucksack gepackt hatte, so stellte er, wohl zum eigenen Trost, seine Rettung vom sichern Tode nicht nur als ihr Verdienst, sondern gewissermaßen als Anzeichen und Beweis hin, daß sie ihm immer noch gut und anhänglich sei.

Agathen leuchtete ein solcher Zusammenhang freilich nicht ohne weiteres ein. Aber sie hütete sich, Bedenken dagegen auszusprechen. Gern gönnte sie ihm, wenn es ihn nur beruhigte, auch den ungereimtesten Gedankengang. Auch hielt sie es durchaus nicht für ausgeschlossen, daß die Monika dem armen Krüppel wirklich die Treue halten würde, wenn man ihr Herz anrief. Sie erbot sich, an sie zu schreiben. Und der

Florian nahm es dankbar an. Er hatte ihr bis dahin noch keine Nachricht über sein Schicksal gegeben. Es war eine harte Pflicht, die Agathe übernahm. Aber die Worte flossen ihr so warm, so tröstend und die Zuversicht stärkend aus der Feder, daß sie, als sie den Brief noch einmal überlas, kaum daran zweifelte, den richtigen Ton getroffen zu haben. Sie glaubte jetzt an Florian Stöfflers Zukunft und fühlte sich als verantwortliche Beschützerin eines nicht alltäglichen Liebesbundes, der Herzeleid und Körperelend aus sittlicher Kraft überwinden und schlichten braven Menschen zu vorbildlichem Eheglück und einem gesegneten Hausstand verhelfen würde.

Dies Sorgen und Denken für andere, dieses Sicheinfühlen in fremde Lebensinteressen nahm Agathens Zeit und Aufmerksamkeit völlig in Anspruch. Der Florian Stöffler, wenn sie ihm auch am mütterlichsten zugetan blieb, war nur einer von den vielen Verwundeten, die sie mit Hingebung betreute, denen sie als aufopfernde Pflegerin, als Seelenfreundin und Beraterin zur Seite stand. Damit sicherte sie den Leiden ihrer eigenen Seele das wirksamste Heilmittel: Arbeit.

Ihre Hand erwies sich als geschickt und lindernd, ihre Art, mit den Leuten aus dem Volke umzugehen, gewann ihr die Herzen auch der Verschlossenen und Widerspenstigen. Sie war verwendbar, sie wurde gesucht, sie hatte ihre besonderen Fälle, die man ihr zuwies, man brachte ihr Vertrauen, man brachte ihr Liebe entgegen. Sie gehörte zu den am meisten beschäftigten Hilfsschwestern des Hauses, sie hatte sich einen Wirkungskreis geschaffen und erlebte den Segen der Pflichterfüllung. Das Mitleid, der feste Wille, das einmal Unternommene auch zu einem guten Ende zu führen, und nicht zuletzt der Stolz, in Alberts Sinne eine tapfere Offiziersfrau zu sein — das alles verlieh ihr ungeahnte Kräfte und hielt sie aufrecht. So überstand sie, als nimmermüde Pflege-
ester mehr tätig als leidend, die schweren Herbst- und
itermonate, in denen es so viel Anlaß zu Schmerz, Kummer
Bangigkeit gab, mit mehr scheinbarer Gelassenheit, als
sich selbst jemals zugetraut haben würde.

Zwar ließen die Briefe ihres Mannes jetzt oft wochenlang auf sich warten, aber es fehlte ihr an Muße und Spannkraft, sich fruchtlosen Angstgefühlen hinzugeben. Nur des Nachts überkam es sie manchmal, wenn sie mit wehem Gemüt aufwachte und eine Zeitlang nach der Ursache dieses unbestimmt quälenden Gefühles forschen mußte, bis es ihr plötzlich einfiel: Wo mag Albert jetzt sein? Und wer weiß, ob er überhaupt noch am Leben ist?

Dann war ihr manchmal, als müsse das Herz ihr brechen vor leidvoller Sehnsucht. Dann meinte sie oft, der Sturz aus der Höhe eines gesicherten Daseins, von dem sie sich die persönlichen Glücksgüter einer ausgeglichenen Ehe und gesegneten Mutterschaft erhofft hatte, in diese Hölle von Furcht und Zittern, Entsagen und Sichaufreiben sei zu jäh gewesen, als daß sie nicht daran zugrunde gehen müßte. Und doch erhob sie sich am nächsten Morgen neu gestärkt von ihrem Lager, wusch und kleidete sich wie gewöhnlich und warf sich mit frischem Mut dem eisigen Wintermorgen in die Arme, um die Tram nach dem Krankenhaus zu gewinnen, selbst nicht ohne Verwunderung darüber, daß sie so reichlich und mit so gutem Appetit hatte frühstücken können.

Im Straßenbahnwagen traf sie manchmal mit einer schönen, ernsten Frau zusammen, von der sie wußte, daß sie im Hilfskrankenhause als Operationsschwester tätig sei. Man nannte sie die „Hofrätin“, und Agathe hatte gehört, daß sie die Witwe eines Professors sei, dessen Ruf als Chirurg weit über Österreichs Grenzen hinausgereicht und dem sie bei seinen Operationen zur Seite gestanden habe. Es schien, daß sie in Agathens Nähe wohnte, denn sie fuhr dieselbe Strecke, und wenn sie einander begegneten, so wechselten sie gelegentlich ein paar freundliche Worte. Je öfter es geschah, um so mehr fühlte Agathe sich zu der schönen Frau hingezogen, die um mehr als zehn Jahre älter sein mochte als sie selbst. Ihre Züge waren streng und regelmäßig geschnitten wie eine antike Gemme, ihre Gesichtsfarbe erinnerte an den Ton des Elfenbeins, ihr reiches Haar glänzte tief

blauschwarz wie Rabengefieder. Man hätte sie für eine Italienerin halten können, aber ihre Sprache hatte keinen fremden Anklang, und ihr ganzes Wesen zeichnete sich mehr durch edle Haltung als durch südländische Lebhaftigkeit aus.

Einmal um Mittag, als sie beide zur gleichen Zeit das Pflegeheim verlassen hatten, kamen sie zufällig im Tramwagen nebeneinander zu sitzen.

„Was haben Sie für Nachricht von Ihrem Mann?“ fragte die Hofrätin unvermittelt.

Agathe, die annahm, daß die schöne Frau im Krankenhause zufällig einiges über ihre Umstände erfahren haben mochte, wie es ja auch umgekehrt der Fall war, gab bereitwillig die gewünschte Auskunft. Es ließ sich leider nicht viel Erfreuliches berichten. Albert selbst war ja wohlauf, aber bei aller Zähigkeit des Standhaltens und trotz der mit beispielloser Tapferkeit immer wieder unternommenen Vorstöße mußte das Augenmerk der Führung hauptsächlich auf ein geschicktes Ausweichen gerichtet bleiben. Die ungeheure Überlegenheit des Feindes zwang zu strategischen Rückzügen.

„Es ist bewundernswert, daß er seine Zuversicht nicht verliert,“ sagte Agathe. „Ein paarmal scheint er sich schon in recht mißlichen Lagen befunden zu haben. Aber seine Briefe verraten keine Spur von Gedrücktheit. Immer ist er obenauf, immer voll Begeisterung und Opferfreudigkeit.“

„Wenn wir lauter solche Offiziere hätten —!“ sagte die schöne Frau. „Er ist für seinen Beruf wie geboren, nicht nur wegen seiner Tüchtigkeit. Freudige Hingebung an die Sache, der er dient, ist sein Lebenselement.“

Agathe blickte auf. „Kennen Sie meinen Mann?“ fragte sie erstaunt.

„Hat er Ihnen nie meinen Namen genannt?“

„Ich wüßte nicht . . .“

„Hofrätin Orlik.“

Verlegen suchte Agathe nach einigen verbindlichen Worten, [sie] hatte den Namen nie gehört und fürchtete, daß die schöne [Fra]u sich dadurch gekränkt fühlen könnte.

„Vielleicht, daß er Ihnen einmal von Priszilla Söll gesprochen hat?" fuhr die Hofrätin fort . . . „Auch nicht?" . . . Ein fast unmerkliches Lächeln spielte um ihre schmalen, stolz geschürzten Lippen. „Nun, ich sehe, er hat mich gänzlich vergessen," sagte sie kalt. „Wir kannten einander, als das Leben noch vor uns lag . . . Ich war damals ein junges Mädchen und er eben Leutnant geworden . . ." Sie brach ab.

„Junge Frau," sagte sie plötzlich, Agathen fest ins Auge fassend, „Sie sollten sich nicht aufreiben! Für Sie taugt das Pflegen nicht."

„Ich tue es gern!" beteuerte Agathe, über und über errötend. „Es befriedigt mich. Warum sollte es für mich nicht taugen? Ich tue mein Möglichstes . . ."

„Sie tun sogar mehr, als Ihnen auf die Dauer möglich sein wird," sagte die Hofrätin ernst.

„Wieso?"

„Es zehrt an Ihrer Gesundheit. Sie überanstrengen sich."

„Ihr eigener Dienst, Frau Hofrat, ist zehnmal anstrengender."

„Aber trotzdem überanstrenge ich mich nicht. Es sind eben nicht alle Naturen gleich. Das hat Ihr Mann nicht bedacht — wenn er vielleicht die Ursache gewesen ist, daß Sie sich dem Samariterdienst gewidmet haben."

Agathe beteuerte, daß dies durchaus nicht der Fall sei. Und da sie wußte, daß man es ihr stets ansah, wenn sie nicht bei der Wahrheit blieb, so verlor sie mehr Worte darüber, als nötig gewesen wäre. Sie fühlte selbst, daß ihre Aussage dadurch nur verdächtig wurde.

„Ich habe mich aus eigenem Antrieb und freiem Willen dazu entschlossen," sagte sie schließlich. „Meinem Mann lag es gänzlich fern, mich beeinflussen zu wollen. Wie kommen Sie bloß darauf?"

„Es war lediglich eine Vermutung," lenkte die Hofrätin ab. „Die Männer opfern uns so gern ihren eigenen Zielen."

Die Haltestelle, an der sie aussteigen mußte, war gekommen. Sie erhob sich.

„Wenn ich nicht irre, haben wir denselben Nachmittag frei," sagte sie, Agathen die Hand reichend. „Es würde mich freuen, Sie einmal bei mir zu sehen und Näheres über Sie und Ihren Mann zu erfahren. Er war meine erste Liebe, müssen Sie wissen . . ." Sie lächelte. „Tempi passati!" . . .

Verwirrt stammelte Agathe das Versprechen hervor, daß sie kommen würde.

„Also, dann auf Wiedersehen!"

VIII.

Die Zeit der vielen und späten Schneefälle ging vorüber und die Fliederbüsche in den städtischen Gärten sahen fast so aus, als wollten sie bald die ersten grünen Blätterbutzen ansetzen.

Als Agathe einmal um die Mittagszeit, nach einem Dienst, der sie achtundvierzig Stunden lang fast ununterbrochen in Atem gehalten hatte, völlig erschöpft nach Hause kam, fand sie eine Nachricht Alberts vor, die für sie eine Freudenbotschaft war. Er sah sich gezwungen, Krankenurlaub zu nehmen. Während der Winterschlachten in den Karpathen war er von einem rheumatischen Leiden befallen worden, dem er anfangs keine Bedeutung beigemessen hatte. Aber es erwies sich als hartnäckig und verschlimmerte sich zusehends. Der Regimentsarzt drang auf eine Kur. Die Schmerzen waren schließlich so quälend geworden, daß Albert, wenn auch widerstrebend, selbst einsehen mußte, es könne so nicht weitergehen. Darum hatte er sich entschlossen, die Heilquellen von Baden bei Wien zu gebrauchen.

„Ich könnte bersten vor Wut," schrieb er, „wenn ich daran denke, daß ich auf Krücken spazieren gehen und aus der Ferne hen soll, wie die Tatarenhorden an unseren Toren rütteln. einzige, was mich einigermaßen tröstet, ist die Aussicht, bald wiederzusehen."

Nun — es war ja recht liebenswürdig, daß es ihn wenigstens

einigermaßen tröstete! Mehr konnte man wirklich von ihm nicht verlangen. Agathe mußte lächeln. Es forderte schon fast zur Heiterkeit heraus, wie mühsam er sich eine so karge Spur von zärtlicher Gesinnung abringen mußte. Bittere Gefühle darüber konnten jetzt in ihr nicht aufkommen. Die Erleichterung, daß sie eine Zeitlang keine Angst um ihn auszustehen haben würde, machte sie nachsichtig. Und daß er sich offenbar nicht ebenso heiß nach ihr sehnte, wie sie nach ihm, konnte ihre Freude nicht schmälern. Seine Sache war nun einmal der Krieg, wie die ihrige die Liebe, daran ließ sich nichts ändern — und wenn sie liebte, was ging's ihn an?

Nach Tisch streckte sie sich auf ihr Ruhebett, es war schon vorher beschlossene Sache gewesen, daß sie den freien Nachmittag durchschlafen würde, um ihre Kräfte zu ersetzen. Aber nun fühlte sie sich gar nicht mehr müde und wollte auch gar nicht schlafen, weil sie dann nicht mehr daran hätte denken können, daß sie ihren Mann so bald wiedersehen würde. Sie wollte aber unausgesetzt daran denken, es wäre ihr um jede Minute leid gewesen, wo sie nicht daran gedacht hätte. Darum lag sie mit offenen Augen da und rechnete nach, wie lang es wohl dauern könne, einen Rheumatismus auszuheilen. Und ob Albert dann wohl noch ein Endchen freie Zeit übrig behalten würde, gegen Schluß seines Urlaubs, wenn er wieder vollständig hergestellt wäre? Dann würden sie vielleicht von Baden aus gemeinsame Spaziergänge unternehmen, über die Höhen des Wienerwaldes, den sie so sehr liebte, und bis nach Reisenmarkt hinein, wo das Gnadenwaldhaus lag. Die herrlichen Buchenwälder, die es dort stunden- und stundenweit gab, waren das reine Märchen, wenn der Frühling sie mit erstem Grün schmückte.

Sie fühlte das Bedürfnis, sich mit jemand auszusprechen, ihre Freude und ihre Hoffnungen in einer verstehenden Seele widergespiegelt zu sehen, um sich ihrer dadurch doppelt bewußt zu werden. Und da fiel ihr die Hofrätin Orlik ein. Seit Wochen schob sie den Besuch bei ihr hinaus. Sie hegte

eine wahre Verehrung für diese Frau, bewunderte sie wegen ihrer Leistungen als kundige Operationsschwester, wegen der überlegenen Ruhe und beispiellosen Ausdauer, mit der sie ihren schweren Dienst versah, und nicht zuletzt wegen ihrer Schönheit und wegen des nicht näher erklärbaren Zaubers innerer Vornehmheit, der von ihr ausstrahlte. Aber gerade aus diesem Grunde hatte sie gezaudert, sich ihr zu nähern. Sie kam sich klein und nichtig neben ihr vor. Und daß diese hochstehende Frau Albert einst geliebt haben sollte und vielleicht von ihm wiedergeliebt worden war, bedrückte sie.

Ließ es nicht tief blicken, daß ihr Mann ihr nie von der Hofrätin Orlik, oder von Priszilla Söll, wie sie mit ihrem Mädchennamen hieß, gesprochen hatte? Oder bewies es gerade im Gegenteil seine völlige Gleichgültigkeit gegen diese Frau und die Erinnerungen, die sich an sie knüpfen mochten? Jedenfalls war Agathe zu sehr Weib, um sich eines gewissen Mißtrauens gänzlich zu entschlagen, das sie je nach ihren wechselnden Stimmungen bald als quälend empfand, bald wieder belächelte. Es gab Augenblicke, wo sie ganz demütig wurde und es schwer begreifen konnte, daß Albert sie selbst und nicht jene zu seiner Gattin erwählt habe. Dann fragte sie sich, was es zwischen den beiden wohl gegeben haben mochte? Und dann zweifelte sie kaum mehr daran, daß hier ein Geheimnis verborgen liegen müsse.

Aber die Nachricht von ihres Gatten bevorstehender Heimkehr machte sie so froh, daß sie die ganze Welt hätte umarmen mögen. Die Hofrätin nahm teil an ihr und ihrem Geschick, das fühlte sie. Und da sie Albert gekannt hatte und ihm gut gewesen war, so würde sie sich mit ihr darüber freuen, daß er eine Zeitlang der Gefahr entrückt wäre. Der Drang, sich mitzuteilen, war stärker als die Scheu, zu Priszilla Orlik in nähere Beziehung zu treten. Sie ging zu ihr, die nur einige Straßen entfernt von ihr wohnte, traf sie zu Hause und schüttete ihr Herz vor ihr aus. Alle Sorge, die sie um ihren Mann ausgestanden, alle Anstrengung, die es sie gekostet hatte, ihre Fürsorge fremden Leiden zuzuwenden,

während sie doch nur an ihn dachte, allen Jubel, der jetzt in ihr war, bekannte sie freimütig und unbekümmert, wie ein Kind, wenn es durch Freude zutraulich gemacht ist, ohne jeden Rückhalt ausplaudert, was ihm eben nur über die Lippen fließen will. Die Hofrätin zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn.

„So gefallen Sie mir, kleine Frau! Das sind Sie nun einmal selbst! Die den Florian Stöffler betreut, das ist nur Ihr Schatten, Ihr Gespenst. Oder — daß Sie mich nicht etwa mißverstehen! — Ihr guter Wille. Ja, ich weiß, daß es Ihr guter Wille ist, Ihre beste Absicht, Ihre Selbstüberwindung und Hingabe. Ich schätze und achte Sie darum, daß Sie dessen fähig sind — aber ich liebe Sie, wie Sie in Wahrheit und in Ihrem Wesen sind. Der Wille, sehen Sie, richtet auf die Dauer nichts. Er bleibt etwas Gezwungenes, Künstliches; nur was die reine Natur aus Eigenem einzusetzen hat, behält recht. Alles andere ist Schein, jede Selbstüberwindung zugleich eine Selbsttäuschung. Und alles Unwahre rächt sich. Sie sind am Ende Ihrer Kräfte, junge Frau, ohne es zu spüren und zu ahnen. Das gewaltsame Wollen zehrt Sie auf. Jetzt spannen Sie aber sogleich aus, damit der heimkehrende Gatte nicht enttäuscht sei! Glauben Sie mir, trotz aller starken Grundsätze wird er ein frisches Frauchen und nicht eine abgehärmte Krankenschwester wiederzufinden hoffen."

„Sie trauen mir aber auch gar nichts zu!" sagte Agathe etwas gekränkt. „Es ist ja wahr, daß ich zur barmherzigen Schwester nicht geboren bin, ich mußte mir's erst abringen, daraus mache ich kein Geheimnis. Aber nur rein der Wille ist es doch nicht, der mich leitet, jetzt nicht mehr! Zeitweise wenigstens vergesse ich wirklich alles andere und handle nicht bloß aus Pflichtgefühl ..." Ein Lächeln nistete sich um ihre Mundwinkel ein und senkte zwei reizende Grübchen in ihre Wangen. „Lassen Sie mir meinen Florian Stöffler," sagte sie schmollend; „wenn ich den armen Kerl ein bißchen bemuttere, so geschieht es gern."

„Gott sei's geklagt, daß Sie nichts anderes zu bemuttern haben!“

Agathe seufzte, wurde ernst und nachdenklich. Wie Frost auf Frühlingsbäume fiel in ihre warm und unbekümmert entfalteten Gefühle, die dem erwarteten Gatten entgegenblühten, die Erinnerung an jene entsetzliche Nacht, wo sie gewähnt hatte, Albert komme, sie in seine Arme zu schließen, während er Abschied zu nehmen kam. Sie holte einen tiefen Seufzer aus der Brust.

„Der Krieg vernichtet auch ungeborenes Leben,“ sagte sie zurückhaltend.

Aber die Hofrätin durchschaute sofort, daß etwas wie ein Geständnis, das sich nicht offen ans Licht wagte, sich hinter der dunklen Äußerung versteckte. Sie lächelte und nahm Agathens Hand warm zwischen die ihrigen.

„In der Zeit der Allegorien malten die Maler mit Vorliebe die Göttin der Liebe, wie sie den Mars bekränzt.“

„Die Künstler werden an den vom Siege ausruhenden Kriegsgott gedacht haben, der den Harnisch abzulegen im Begriffe steht.“

„Vorher, meinen Sie, wären seine Gedanken zu sehr mit den Aufgaben beschäftigt gewesen, die noch vor ihm lagen?“

„Wie verstehen Sie mich nur so rasch?“ fragte Agathe.

„Ich erzählte Ihnen doch, daß ich Ihren Mann gekannt habe.“

„War er schon damals so streng gegen sich selbst?“

„Streng gegen sich selbst? Wie man's nehmen will. Er stand unter einer Führung. Er überließ sich ihr aus voller Überzeugung. Insofern bedurfte es keiner Strenge . . . Beide standen wir unter einer Führung, er und ich. Eben darum gingen unsere Wege auseinander.“

Agathe begriff nicht recht, was sie damit meinen konnte. „Unter einer Führung?“

„Sie kennen doch das schönste aller Kirchenlieder, das den Katholiken leider fehlt: So nimm denn meine Hände und führe mich —?“

„War denn Albert damals so glaubensstark?“ wunderte sich Agathe.

„Keineswegs! Eher das Gegenteil. Es hat jeder den Gott, der ihm gemäß ist. Und danach fällt denn auch die Führung verschieden aus. Ihr Mann war von jeher Soldat durch und durch. Etwa im Sinne des Hauptmanns von Kapernaum, der zu Christus sagte: Herr, ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan, und habe Kriegsknechte unter mir; und wenn ich zu einem sage: geh hin, so geht er, und zum andern: komme her, so kommt er . . .“

„Sie meinen, daß der Dienst ihm über alles geht?“

„Der Geist des Dienstes, der Geist der Ordnung und des Gehorsams, der hohen Zielen dient. Es ist ein Geist, der der Führung Gottes nahesteht, aber freilich nicht mit ihr zusammenfällt. Schon der Heiland schätzte ihn, und unter seinen ersten Anhängern und Blutzeugen finden sich merkwürdig viele Soldaten. Ihr Mann gab sich freudig in die Hände seines Berufes, überantwortete sich mit allem Sinnen und Trachten jener stolzen Ritterlichkeit, die Vaterland, Recht und Ehre mit dem Schwerte schirmt. Das ist der Geist, der ihn leitet, von dem er sich führen läßt. Nur so konnte er sein eigentliches Wesen fühlen und eins mit sich werden. Und darauf kommt es doch an, nicht wahr?“

„Darauf, meinen Sie, komme es an?“ fragte Agathe, ihren Worten nachsinnend . . . Sie hatte neuerdings die unabweisbare Empfindung, als würde diese geistesstarke und willensklare Frau unendlich viel besser zu Albert gepaßt haben als sie selbst. Und vorsichtig tastend, suchte sie sich dem Geheimnis zu nähern . . . „Sie selbst aber, Frau Hofrat,“ forschte sie — „Sie sagen, sein Weg und der Ihrige hätte eine entgegengesetzte Richtung genommen. So viel ich sehe, folgen auch Sie derselben Führung wie Albert: der Pflichterfüllung.“

Die Hofrätin schüttelte den Kopf.

„Ebensowenig wie er. Denn was er vielleicht aus Gehorsam oder Pflichterfüllung zu tun meint, ist im Grunde

nichts anderes, als was er seiner ganzen Natur nach auch in voller Freiwilligkeit verrichten würde. Und was mich betrifft, so weiß ich überhaupt nichts von Pflicht, ich kenne nur die Freudigkeit. Wo sie mir fehlt, da sinken mir die Hände kraftlos nieder. Und um mein eigenstes Wesen zu fühlen und eins mit mir selbst zu sein, kann ich sie nicht in den Dienst irdischer Ziele stellen."

„Aber die Menschenliebe, die Sie so warm und aufopfernd betätigen —?" erinnerte Agathe.

„Sogar sie scheint mir nichtig, mag ihr Kurswert in Staat und Gesellschaft jetzt auch höher stehen als sonst. Ich liebe nur Gott, den wirklich seienden Gott, an den ich glaube."

Etwas scheu sah Agathe zu ihr empor. Katholisch erzogen, aber unter mehr freidenkerischen als tiefgläubigen Einflüssen aufgewachsen, war sie von Jugend her gewohnt gewesen, die Formen und Gebräuche der Kirche mitzumachen, ohne eigentlich viel darüber nachzudenken. Ausgesprochen religiöse Bedürfnisse lagen kaum in ihrer Natur, darum hatte sie auch immer ihr volles Genügen dabei gefunden. Sie fühlte sich innerlich nicht reif genug, über solche Dinge, in denen ihr eigene Erfahrungen fehlten, mitzusprechen, und ein wenig dadurch befangen, daß sie überhaupt berührt wurden.

„Sie tun so viel für Ihre Mitmenschen!" sagte sie unsicher. „Ist nicht jede Pflichterfüllung, die dem Nächsten dient, Gottesdienst und Religion?"

„Nein!" antwortete die Hofrätin mit großer Bestimmtheit. „Jede Werktätigkeit ist Menschendienst. Nur die Liebe zu Gott ist Religion. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte diese Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze. Ich bin Krankenschwester aus innerer Nötigung, nicht um Gutes zu tun, wie man so sagt, nicht um irgendein Wohlfahrtsideal zu verwirklichen."

„Und ebenso, meinten Sie doch vorhin, sei Albert aus innerer Nötigung Soldat?"

„Gewiß! Aber er ist es nicht um Gottes willen. Seine Götter sind Ehre und Vaterland, hohe, aber erdgeborene

Begriffe. Ich brauche ausgiebigere Hilfe. Ich bin ein schwaches Weib, ich bedarf des Beistands. Und die Kraft, aus der ich wirke, ist auch nicht mein eigen. Sie kommt von oben. Allein vermöchte ich nichts."

„Ich dachte immer," wendete Agathe zögernd ein, „wenn man nur Gutes tue . . . wenn man sich in den Dienst der Allgemeinheit stelle . . ." Sie brach ab. Es fiel ihr schwer, sich in den ihr fremden Gedankengang zu finden.

„Auch die höchstgesteckten Ziele der Werktätigkeit," sagte die Hofrätin, „erlösen uns nicht vom Übel."

„Aber die Nächstenliebe —?"

„Die Nächstenliebe und Humanität so wenig wie der Patriotismus, der Gemeinsinn, die Volksbegeisterung, das Rechtsbewußtsein, die Heldenhaftigkeit — und wie solche Ideale sonst noch heißen mögen. Sie alle sind nicht stark genug, unser Inneres vor Weltfurcht zu behüten. Oder sie vermögen es doch nur im Erfolg, im Unterliegen auf keinen Fall! Nur aus der Liebe Gottes kommt die wahre Kraft. Dabei denke ich aber nicht etwa an eine dichterisch umgefärbte Gottheit, eine Art Symbol. Nein! Ich meine die Liebe jenes Gottes, der da ist und sein wird, und an den wir wirklich, ohne jede Einschränkung glauben müssen, wenn wir Hilfe von ihm erwarten wollen."

„Wenn man nun aber nicht so unbedingt an ihn glauben könnte?" fragte Agathe . . . „Wenn man diese Liebe nicht echt und wahr in sich zu empfinden vermöchte?"

„Dann bleibt nichts übrig als Geduld und Demut!" antwortete die Hofrätin, die Achseln hebend. „Erzwingen läßt sich die Liebe Gottes nicht, ob sie gleich unsere wahrste und innerste Natur ist. Denn nur wo die Erde aufgerissen ist und gleichsam aus Wunden blutet, steigen Quellen tiefster Tiefe ans Licht. So schließt erst bitterste Erfahrung die Liebe Gottes in uns auf. Auch ist es überhaupt nicht jedermanns Sache, bis zum letzten Ende vorzudringen. Aber einen Anfang und Versuch kann jeder machen. Je mehr er eindringt, um so mehr nähert er sich seinem eigensten und tiefsten

Wesen. Darum tut es vor allem not, wahrhaftig zu sein und sich selbst zu suchen. Glauben Sie nicht, man brauche nur zu wollen, so sei es schon ein gutes Werk! Es ist niemals ein gutes Werk, zu wollen, was man eigentlich im Grunde nicht will."

„So sagen Sie mir, was ich in Wahrheit will!" rief Agathe, durch solch strenge Worte aufs tiefste bekümmert. „Albert weiß es, er liebt den Krieg. Sie wissen es, Sie lieben Gott. Muß ich ohne Führung bleiben? Seien Sie barmherzig, nehmen Sie meine Hände und führen Sie mich! Was soll ich tun, um mein eigentliches Wesen zu empfinden und eins mit mir selbst zu werden?"

Es sprach eine so aufrichtige Not aus ihr, daß die Hofrätin die Arme um sie schlang und sie an sich zog.

„Habe ich Sie erschreckt, junge Frau? Verzeihen Sie und glauben Sie mir, ich bin Ihnen gut! Aber gerade darum sorge ich mich um Sie. Ich habe Sie öfters beobachtet, Sie tun sich Zwang an, Sie gehören dem Leben! Als Sie vorhin bei mir eintraten, so lachend und wie verjüngt, da waren Sie ganz Sie selbst in Ihrer Glückseligkeit. Sie gehören der Liebe, der Freude, der Mutterschaft! Reiben Sie sich nicht auf! Behüten Sie sich für Ihren wahren Beruf! Ihr Mann kehrt zurück, schmücken Sie sich wie eine Braut, dienen Sie dem Leben, dienen Sie dem werdenden und kommenden Geschlecht! Das ist Ihre Führung, wenn ich Sie richtig beurteile: Weib zu sein! Das ist Ihr Kriegsdienst und Ihr Gottesdienst: die Naturbestimmung des Weibes!"

„Sie meinen, zu sonst sei ich nichts nütze?" rief Agathe halb enttäuscht und doch auch halb erleichtert.

„Glauben Sie nicht, daß Ihre Sendung weniger heilig, weniger erhaben, weniger aufopfernd sei als die Ihres Mannes oder die meinige! Wir erfüllen unsere irdische Bestimmung, ein jedes nach seiner Natur."

„Und ich hätte Ihnen so gern nachgeeifert!" sagte Agathe, aufrichtig betrübt. „Sie sind so groß in Ihrem Denken, so edel in Ihrem Tun, so gesichert in Ihrem Wesen! Fehlt

mir wirklich jede Fähigkeit, ein Vorbild in Ihnen erblicken zu dürfen?"

„Warum sollte Ihnen die Fähigkeit dazu fehlen?" tröstete die Hofrätin sie warm und liebevoll, wie eine Mutter zu ihrem Kinde spricht. „Aber vorderhand wenigstens fehlt Ihnen — denken wir irdisch und sagen wir, gottlob! — das erschütternde Erlebnis. Die Weihen des Schmerzes und der Entsagung fehlen Ihnen. Es hängt nicht von unserem Willen ab, ob wir sie überhaupt jemals empfangen, und von Haus aus ist wohl eine jede von uns nichts anderes gewesen als Weib . . ." Sie hielt inne und streichelte zärtlich Agathens Hand. „Den Florian Stöffler will ich Ihnen gern abnehmen," sagte sie lächelnd; „mir wären Muttergefühle versagt geblieben, wenn ich nicht meine armen Verwundeten hätte."

An dem Schrecken, den Agathe bei dem Gedanken empfand, daß es auch ihr bestimmt sein könne, keine anderen Muttergefühle kennen zu lernen, als die, welche sie den Verwundeten im Krankenhause zugewendet hatte, wurde sie erst recht inne, wie zutreffend der Hofrätin Urteil über sie war. Es gab nichts Mitleidenswerteres für sie als eine Frau, der die Mutterschaft versagt war.

„Ihre Ehe ist kinderlos geblieben?" fragte sie teilnehmend.

„Hofrat Orlik war ein alter Herr, als ich ihn heiratete. Ich war nicht seine Gattin, ich war seine Gehilfin im Operationssaal. Ich wünschte mir nichts anderes, ich hatte abgeschlossen — nicht mit dem Glück, nur mit dem, was die Menschen gemeinhin so nennen . . . Wenn Ihr Mann zurückkommt," sagte sie, „so erzählen Sie ihm von mir. Wir haben keine Ursache, heimlich zu tun und wie Fremde aneinander vorüberzugehen. Er wird, da ich seine junge Frau ins Herz geschlossen habe, nicht daran zweifeln, daß meine Gefühle für ihn sich längst in reine Freundschaft verwandelt haben."

Es klang so offen und wahrhaftig, wie sie es sagte, daß Agathe nicht das geringste Bedürfnis mehr fühlte, die Dinge, die der Vergangenheit angehörten, zu entschleiern. Ja, sie hätte es geradezu als häßlich und undankbar empfunden,

wenn sie jemals noch den leisesten Versuch hätte unternehmen wollen, in Beziehungen einzudringen, von deren Reinheit sie überzeugt war, und die nicht für endgültig abgeschlossen zu halten, ein Mangel an Vertrauen zu Priszilla Orlik gewesen wäre. Daß sie so denken durfte und es auch ohne jede Schwierigkeit über sich brachte, so zu denken, beglückte sie. Es war ihr, als strömte von dieser hochstehenden Frau ein veredelnder Einfluß auf sie über, als sei sie schon jetzt in ihrer Nähe besser, vornehmer, abgeklärter geworden. Und dankbar und demütig den Gewinn dieser Stunde beherzigend, ergriff sie ihre Hand, um sie an die Lippen zu führen.

„Was fällt Ihnen ein, junge Frau!“ rief die Hofrätin erschrocken, indem sie Agathe an sich zog und ihre Arme um sie schlang.

Sie küßten sich auf den Mund. Ein Bund der Freundschaft war damit besiegelt. Beide hatten sie das Gefühl, im Laufe dieses Beisammenseins einander unendlich viel mehr vertraut zu haben, als eigentlich in Worten ausgesprochen worden war. Und daß schon beim leisen Hinhuschen über die geheimsten Dinge die Wechselwirkung zwischen Bekenntnis und Verständnis sich eingestellt hatte, das schlang ein Band von Gemeinsamkeit um ihre Seelen, dessen sie sich mit innerster Genugtuung bewußt wurden. Bei aller Gegensätzlichkeit ihrer Naturen glaubten sie einander so nahe zu sein, als hätten sie sich seit Jahren gekannt. Beide waren sie eigentlich vereinsamt gewesen. Beide fühlten sich jetzt bereichert. Mehr als je gewährte es in dieser Zeit, wo der Krieg wie ein Alp auf jedem Gemüte lastete, Halt und Trost, sich aneinanderzuschließen.

Und der flüchtige Augenblick, wo sie sich mit liebenden Armen umschlungen hielten, blieb bedeutsam für alle Zukunft. Denn von dieser Stunde an standen sie treu zusammen, durch alle ·rzensnot, die sie noch gemeinsam erleben sollten.

Als Agathe aufbrechen wollte, verweilte sie unwillkürlich ›ch ein paar Augenblicke vor den ihr unbekannten Bild·rken an den Wänden, die sie durch ihre Fremdheit fesselten.

Es waren teils flimmernde Mosaiken, aus kleinen Glasstückchen zusammengesetzt und kunstvoll in Rahmen gefaßt, teils kindlich unbeholfene Darstellungen von allerhand Mensch- und Tiergestalten, in stumpfen Farben, die alte Wandmalereien nachahmten. Agathen kamen diese Dinge vor wie aus einer Kinderfibel. Sie wunderte sich im stillen, wie man sich dergleichen in sein Zimmer hängen könne.

„Es ist eine Sammlung, die mein guter Vater hinterlassen hat," erklärte die Hofrätin. „Er war Kunstforscher und beschäftigte sich ausschließlich mit der frühchristlichen Zeit."

„Stellt das einen Hirten dar?" fragte Agathe, vor einem Mosaik auf tiefblauem Grunde Halt machend.

„Es ist eine frühe Christusdarstellung aus Ravenna."

„Wie —? Der bartlose Jüngling!"

„Die Maler der Renaissance wußten es natürlich besser, wie er in Wirklichkeit ausgesehen hat," spottete die Hofrätin, die heiter geworden war und sich sichtlich angeregt fühlte, „Hier ist er noch ganz unpersönlich, eine jugendliche Gottheit überhaupt, wie ein Kind sie sich vorstellen mag, das noch nichts von Heidentum oder Christentum weiß . . . Beachten Sie, wie die Lämmlein zu seinen Füßen still und fromm zu ihm aufblicken! Die weißen Hündchen, die da zu beiden Seiten aufmarschieren, sollen nämlich Lämmer sein."

„Und dies?" fragte Agathe weiter.

„Dies sind christliche Sinnbilder. Hier der Delphin, etwas wie ein Bilderrätsel, weil das griechische Wort für Fisch die Initialen des Namens Christi enthält. Hier die Ente, das Symbol des Winters und damit auch des Todes. Hier die Taube, die die erlöste Seele vorstellt. Und dies hier soll ein Pfau sein, der die Auferstehung bedeutet, vermutlich, weil er mit solcher Glorie sein Rad schlägt."

„Es ist alles so schön in Gedanken und so dürftig in der Ausführung," sagte Agathe verwundert . . . „Haben auch diese Ornamente einen Sinn?"

„Gewiß, der Weinstock und das Rebenornament mahnen

an ein schönes Wort des Johannesevangeliums. Wenn ich mich recht erinnere, so lautet es ungefähr so: Ich bin der Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner, der jegliche Rebe an mir, die nicht Frucht bringt, wegnehmen wird; die aber, welche Frucht bringt, wird er reinigen, daß sie noch mehr Frucht bringe . . . So hat, wie Sie sehen," schloß sie lächelnd, „alles seine besondere Bedeutung. Nie bleibt die Kunst müßig, nie wird des Malens wegen gemalt, immer nur aus der Notdurft des Herzens heraus, etwas auszusprechen."

„Sie haben sich mit diesen Dingen viel beschäftigt, wie es scheint?"

„Gott, ich bin mitten unter ihnen aufgewachsen. Mein Vater, der Deutscher war, brachte fast sein ganzes Leben in Rom zu, wo ich auch geboren bin. Er hat die Kunst der Katakomben sozusagen erst erschlossen. Meine Mutter, eine Römerin, starb frühzeitig. So lernte ich diese Bildwerke mit deutschen Augen sehen. Ich begriff schon als Kind ihre Innigkeit. Sie haben etwas Ergreifendes für mich, gerade durch die Unbeholfenheit der Darstellung. Der Gegenstand ist alles, die Kunst nichts. Vielleicht wäre auch unseren Tagen ein Hauch dieses Geistes wieder zu wünschen. In Zeiten des Leides, der Gedrücktheit und der Sorge tut das rein Künstlerische und nur Künstlerische den Herzen mehr weh als wohl."

„Ich würde es nicht gerade für einen Vorteil halten," scherzte Agathe, die inzwischen zur Betrachtung eines anderen Bildes übergegangen war, „wenn unsere Maler das Malen und Zeichnen wieder verlernten. Seien wir froh, daß sie doch etwas mehr können, als zum Beispiel dieser . . . dieser — Künstler, wenn man ihn überhaupt so nennen darf. Sagen Sie mir um Gottes willen, sollen die blassen Gestalten, die auf diesem Blatte alle zehn Finger von sich spreizen, Gespenster sein?"

Die Hofrätin lachte.

„Es sind Adoranten aus der Katakombe der Priszilla, von

der ich meinen Namen habe. Diese dürftige Szene stellt die Auferweckung des Lazarus dar, und jene fadenscheinigen Menschenkinder sind die Jünglinge im Feuerofen. Der Maler war ein Stümper, ich geb' es zu. Aber er war auch ein gläubiges Gemüt, und es lag ihm in erster Linie daran, das große Wunder zu verkünden, die Erweckung vom Tode, das Ausharren im Feuer, um es den Hinterbliebenen, die die Grabstellen besuchten, recht trostreich ans Herz zu legen. Er tat es, so gut er konnte, und den Betrübten, an die er sich wendete, genügte es, weil sie mehr mit dem Herzen als mit dem Auge schauten. Wer's besser kann, soll's besser machen, dagegen habe ich natürlich nichts einzuwenden."

„Fängt nicht die Kunst überhaupt erst an," entgegnete Agathe, unwillkürlich einen Knüttelvers aus dem Ärmel schüttelnd, „wo einer ist, der's besser kann?"

„Zugegeben! — da Sie mich schon so in die Enge treiben," lenkte die Hofrätin lachend ein. „Aber ein gewisses Können vorausgesetzt — so ist es doch wichtiger, daß einer uns etwas zu sagen habe und uns innerlich bereichere, als daß seine Technik glänzend sei. Die deutsche Kunst wenigstens hat es immer so gehalten, und da die frühen Christen in Rom und Ravenna wohl großenteils germanischen Blutes waren, so wird es vielleicht kein Zufall sein, wenn ich die frühchristliche Kunst beinahe als deutsch empfinde. Hier wie dort derselbe tiefe Ernst, dieses zum Gemüt Sprechende, Ungekünstelte, Gegenständliche, diese seltsame Stille, die darüber ausgebreitet ist, dieses ergreifende Schweigen, möcht' ich sagen. Ist das alles nicht deutsch, gerade in Verbindung mit der Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit des Ausdrucks? Liegt es nicht so recht in der Tiefe des deutschen Wesens begründet, dem die Sache stets wichtiger ist als die Art, wie sie sich ausspricht? Und erleben wir diesen selben Charakterzug unseres Volkes nicht gerade jetzt wieder im Krieg? Unsere Sache ist unendlich viel besser und stärker als die unserer Feinde, daran kann kein Ehrlicher zweifeln! Dagegen sind sie uns in der Schönrednerei, in der diplomatischen Form, in der ge-

fälligen Aufmachung ihrer Pronunziamientos bei weitem überlegen."

„Das würde gerade dafür sprechen," beharrte Agathe, „daß das Scheinen oft wichtiger ist als das Sein."

„Möchten Sie die Rollen tauschen?" fragte die Hofrätin, sich steil aufrichtend. Sie hatte die Stirn gerunzelt und blickte der neuen Freundin streng und fast herausfordernd ins Auge. „Wollen Sie lieber einem Volk angehören, das ungeschickt für sein gutes Recht einsteht, oder einem Volke, das durch glatte Gewandtheit das Unrecht und die Lüge zum Feldgeschrei einer ganzen Welt zu machen weiß?"

Da antwortete Agathe rasch und ohne Zögern: „Nein, nein, nein! Ich bleibe, was ich bin, eine Österreicherin und Deutsche!"

Die Züge Priszillas entspannten sich. Sie lächelten einander zu. Sie waren ihrer vollen gegenseitigen Übereinstimmung sicher. Aber Agathe konnte sich nicht enthalten, der Sache in aller Heiterkeit doch noch ein Quästchen anzuhängen.

„*Muß* denn aber auch gerade die Redlichkeit plump sein?" fragte sie. „Und wär' es nicht auch denkbar, daß das Recht *geschickt* vertreten würde?"

„Denkbar wohl. Aber die Natur ist sparsam. Was die Pflanze auf Blüte ausgibt, kann sie nicht auf Blätter verwenden."

Agathe reichte ihr die Hand, sich zu verabschieden. Sie sah jetzt bekümmert drein, da sie einsehen mußte, daß die Fehler der Deutschen, die nur die Schatten ihrer Vorzüge waren, kaum jemals auszumerzen sein würden. Und sie litt schwer unter dem Lügenfeldzug der Feinde, der sich auf abgeschnittene Kabel und bezahlte Zeitungen stützte, und unter der Schmach und dem Hohn, der dem deutschen Namen auf der ganzen Welt zugefügt wurde.

„Es macht mich oft ganz krank," sagte sie noch, „wenn ich die Verleumdungen lese, mit denen jetzt Völker, die wir für gesittet hielten, sich selbst und die Menschheit vergiften. Und wenn je einmal von unserer Seite eine Antwort darauf

erfolgt, so kann ich mich oft des Gefühls nicht erwehren, daß sie nicht schlagend und raffiniert genug ausgesonnen sei."

„Lassen Sie sich's nicht anfechten!" mahnte die Hofrätin, sie herzlich umarmend. „Halten Sie den Kopf hoch und glauben Sie fest wie an Ihr eigenes Dasein an eine waltende Gerechtigkeit! Und wenn auf unserer Seite nicht ebensoviel geschwatzt wird wie auf der anderen, so seien Sie doppelt stolz, eine Deutsche zu sein!"

Und indem sie ihr zum Abschied die Hände drückte, gab sie ihr noch einen Trost auf den Weg mit, der sich tief in Agathens Gedächtnis prägte.

„Worte sind des Tages," sagte sie voll freudiger Zuversicht, „und verwehen mit ihm. Am Purpurkleid der Wahrheit webt das Schweigen. Denn die Wahrheit ist die Tochter der Zeit, und die Zeit schweigsam wie alles Unendliche."

IX.

Das Wiedersehen mit Albert litt unter einer gewissen Befangenheit.

Er hatte zuerst seine Ankunft, die schon für einen bestimmten Tag angesagt war, drahtlich verschieben müssen, die übliche Beobachtungssperre im Staffelraum zog sich in die Länge. Und dann war er doch wieder früher losgekommen, als sich im Anfang voraussehen ließ. Unerwartet traf er in Wien ein, und als Agathe, die an dem Abend dienstfrei war, sich eben von der Mahlzeit erhob und das Licht im Speisezimmer abdrehen wollte, um sich bald zu Bette zu begeben, da sie sich angegriffen fühlte, läutete plötzlich lange und schrill die elektrische Klingel. Unwillkürlich zusammenschreckend, hielt sie inne und lauschte mit angehaltenem Atem, wie zu Stein geworden und noch die Hand am Schalter, während ihr Herz stürmisch pochte. Derbe Männerschritte dröhnten im Vorraum . . . „Der Kohlenmann noch so spät?" dachte sie enttäuscht . . . Da flog die Tür auf, und Albert stand vor ihr.

Albert —? War er es wirklich? Einen ganz flüchtig kurzen Augenblick zweifelte sie fast daran. Er sah so fremd aus, ganz verändert! Nicht nur braun gebrannt wie ein Mulatte, auch mehr als wohlgenährt. Geradezu dick war er geworden im Feld, trotz seines Krankheitszustandes. Der Krieg schlug ihm offenbar gut an. Er war in die Breite gegangen, was ihm nicht gerade vorteilhaft stand. Das Gesicht und die ganze Gestalt, die in einer abgebrauchten und zu knapp gewordenen Uniform stak, hatten sich dadurch vergröbert. Sie zögerte, ihm in die Arme zu eilen.

„Du bist es? . . . Ich glaubte — der Kohlenmann!"

„Kommt der bei euch um neun Uhr nachts?" lachte Albert auf. Der seltsame Empfang machte auch ihn einigermaßen befangen.

„Der Schritt war so fremd."

„Daran ist der verfluchte Rheumatismus schuld. Die Beine wollen nicht recht gehorchen." Er stand noch auf demselben Fleck, wie er eingetreten war. Jetzt breitete er die Arme aus: „Agathe!"

Sie näherte sich ihm, legte langsam die Arme um seinen Hals und sah stumm zu ihm auf. Da war es ihr, als spürte sie einen Augenblick lang ein unwillkürliches Zurückweichen auf seiner Seite, ein ganz leises, fast unmerkliches und rasch niedergekämpftes Zurückprallen vor ihr, und als verberge sich etwas wie Enttäuschtsein und Erschrecken hinter dem starren Lächeln, das auf seinen Lippen stand. Es war nicht eigentlich eine Wahrnehmung gewesen, die sie gemacht hätte, mehr ein Erraten mit der weiblichen Feinfühligkeit für solche Dinge, und ein Empfinden, kaum meßbar der Zeit nach; denn schon hatte Albert sie umschlungen und küßte sie auf den Mund. Aber die flüchtige Empfindung hatte genügt, jedes Gefühl von Freude in ihr zu ertöten, daß sie wieder in seinen Armen ruhte. Denn während er sie an sich drückte und mit Liebkosungen überhäufte, konnte sie nichts anderes mehr denken, als daß der erste Eindruck, den ihr Anblick auf ihn gemacht hatte, ein ebenso ungünstiger gewesen sein müsse wie der, den sie von ihm empfangen.

Hatte sie sich denn ebenso zu ihrem Nachteil verändert wie er? Sah man auch ihr die Folgen des Krieges an, aber in entgegengesetztem Sinne? Denn daß sie bei ihrer Tätigkeit nicht ebenso üppig gediehen war wie Albert bei der seinigen, das stand fest. Vielleicht erschien sie ihm bei seiner jetzt um so viel wuchtigeren Leiblichkeit als allzu schmächtig und mager? Vielleicht hatte er sich in der Ferne — wie es umgekehrt auch von ihrer Seite geschehen sein mochte — ein Idealbild von ihrer äußeren Erscheinung zurecht gemacht, dem jetzt die Wirklichkeit nicht entsprach. Oder waren sie sich überhaupt fremd geworden, mußten sich erst wieder aneinander gewöhnen? . . . Auf alle Fälle kam ihr die Art, wie er sie umschlungen hielt, kamen ihr die Zärtlichkeiten, mit denen er sie bedachte, die Worte, die er zu ihr sprach, und die froh und forsch klingen sollten, hölzern und wie gemacht und gezwungen vor. Sie ließ sich das alles nur mit einer Art leisen Widerwillens gefallen und hatte beinahe das Gefühl dabei, als hielte sie ein fremder Mann in seinen Armen.

Die Nötigung, die Hausfrau zu spielen, gab ihr den erwünschten Vorwand, sich ihm zu entziehen. Mit übertriebener Geschäftigkeit bemühte sie sich um einen Imbiß, den sie dem Heimgekehrten und von der langen Fahrt hungrig Gewordenen vorsetzen könne. Theres, die Köchin, war nicht eben ein Licht, aber da Agathe sich nicht aufs Anordnen beschränkte, sondern selbst mit anpackte, so gelang es, ein annehmbares Abendessen aus dem Stegreif herzustellen. Albert hatte sich inzwischen vom Eisenbahnstaub gereinigt und wieder menschlich gemacht. Nun saßen sie einander am blank gedeckten Speisetisch gegenüber wie damals, nach der Rückkehr aus Gmunden, als sie ihr festlich herausgeputztes Heim zum ersten Male betreten hatten. Doch wölbte sich diesmal über dem schneeigen Tafellinnen nicht wie damals der Kristall und Silber überschattende Rosenstrauß. Es stand an dessen Stelle Alberts zerschundene und verbeulte Feldflasche, die er mit herübergenommen hatte, weil er erriet, daß Agathe kein Getränk im Hause haben würde.

Während er sich flüchtig nach ihrem Befinden erkundigte und ein paar anerkennende Worte über ihre Tätigkeit als Pflegeschwester fallen ließ, schraubte er den über den Hals der Flasche gestülpten Becher ab und goß sich Wein ein, des klaren Stengelglases nicht achtend, das Agathe ihm hingeschoben hatte.

„Hier wäre ein Glas —?" mahnte sie bescheiden. Es war ihr unbegreiflich, wie man aus dem wenig einladenden Becher trinken konnte, wenn es nicht unbedingt nötig war.

„Ist gehupft wie gesprungen," meinte er. „Dein Wohl!" Er leerte den Becher und zeigte ihr eine kleine runde Stelle in dem zweifelhaften Metall. „Das war eine russische Kugel. Hätte ich meine Feldflasche nicht umgehabt, so säße sie mir im Rückgrat, oder vielmehr — ich säße nicht hier."

Agathe schauderte. Sie wollte wissen, wo es gewesen sei und wann, alle näheren Umstände wollte sie erfahren. So kam er, während er sich mit gutem Appetit über die willkommene Mahlzeit hermachte und sie ihm schweigend dabe zusah, ins Erzählen.

Im Anfang, voll Eifer ganz im Essen aufgehend, das er ziemlich wahllos durcheinandermengte und fast heißhungrig hinunterschlang, verstummte er ab und zu, und sie mußte ihn ein paarmal durch Fragen daran erinnern, daß er von seinen Kriegserlebnissen zu berichten im Begriffe stand. Als er aber abgespeist hatte und zu rauchen begann, bedurfte es keiner besonderen Anregungen mehr. Eins gab das andere, der Faden ging ihm ebensowenig aus wie die Zigarette, deren er jede neue an der vorhergehenden anzündete.

Er hatte ja in diesem halben Jahre mehr erlebt und erfahren als in seinem ganzen übrigen Leben; alles, was es sonst noch auf der Welt geben mochte, wurde davon aufgezehrt. Er kannte nur den einzigen Gedanken: Krieg. Und dessen das Herz voll war, dessen ging der Mund über. Heiteres schloß sich an Tragisches, Begeisterndes an Ernüchterndes, Ergreifendes an Skurriles. Strategische Vorgänge wechselten mit persönlichen Abenteuern, Schlachtenerlebnisse mit Idyllen.

Er war so innig mit all diesen Dingen verwachsen, daß das ständige Auf-und-ab der wechselnden Ereignisse im Feld gleichsam sein Atem und Pulsschlag geworden war. Und er befand sich in Wahrheit gar nicht in Wien, in seiner Wohnung und in Gesellschaft Agathens, sondern weit fort von hier, draußen auf dem Kriegsschauplatz . . .

So geschah es, daß er sich gänzlich vergaß. Er vergaß, daß das bisher Mitgemachte nun hinter ihm lag, daß er jetzt in einen neuen Abschnitt seines Lebens eintreten sollte, für den wieder andere Voraussetzungen galten, der wieder andere Forderungen an ihn stellte. Und er vergaß vor allem, daß seine Frau, wenn sie auch im Anfang Interesse gezeigt hatte, doch nicht so ausschließlich und andauernd in dem einen Gegenstand aufgehen konnte wie er.

Es war recht spät geworden, und Agathe, die fromm und in ihr Schicksal ergeben zuhörte, fiel es immer schwerer, ein Gähnen, das sich in einer Bewegung ihrer Nasenflügel Luft machte, zu unterdrücken. Sie atmete auf, als aus dem Flur abermals schwere Tritte hörbar wurden. Der Bursche war mit dem Gepäck angekommen. Albert unterbrach und besann sich, kehrte in die Gegenwart und friedliche Umgebung zurück, lächelte und sagte wie beschämt: „Nun rede ich aber die ganze Zeit von mir selbst! Und du erzählst mir gar nichts! Oder bist du etwa müde?"

„Ein wenig . . . Es ist spät . . ." sagte Agathe, die zum Umsinken müde war.

„Dann wollen wir lieber zu Bette gehen. Aber morgen mußt du mir von dir erzählen, hörst du! Dann reden wir ausschließlich nur von dir allein und plaudern recht gemütlich miteinander, nicht wahr?"

„Morgen — ja gern! . . . So viel du willst!" sagte sie dankbar.

„Ja — und richtig!" besann er sich. „Nun hätte ich fast vergessen. Für den Burschen muß ich dich bitten zu sorgen."

„Für den Ignaz —?"

„Den Ignaz haben mir die Kosaken abgeschossen."

„Den braven Ignaz —? Armer Kerl!“

„Der neue Pfeifendeckel heißt Miroslav. Es wird sich wohl irgendeine Schlafgelegenheit für ihn finden?“

„Dieser — Miroslav wird doch nicht bei uns übernachten wollen?“

„Irgendein Strohsack genügt.“

„Wo soll ich einen Strohsack hernehmen?“ sagte Agathe entsetzt.

„Oder eine Reservematratze.“

„Eine überschüssige Matratze besitze ich allerdings. Sie befindet sich aber auf dem Dachboden in einer Kiste. Die kann man jetzt in der Nacht unmöglich herunterholen.“

„So schläft er einfach auf meinem Diwan,“ entschied Albert etwas ungeduldig. „Oder er legt sich zu Füßen meines Bettes auf den Fußboden. Der hat schon härter gelegen! Wenn nicht gerade geschossen wird, schläft er überall wie ein Murmeltier.“

„Du willst ihn doch nicht in deinem Zimmer schlafen lassen?“ fragte Agathe mit erneutem Entsetzen.

„Das muß ich nun allerdings, ich kann ihn nicht entbehren. Derzeit bin ich nichts wie ein armer Krüppel, liebe Agathe; ich muß meinen Burschen bei der Hand haben. Früh und abends reibt er mich ein, und zu jeder Handreichung brauche ich ihn; ich wäre sonst ganz hilflos.“

„Ich hätte dich so gern gepflegt,“ sagte Agathe enttäuscht.

„Das ist lieb von dir, schönen Dank! Aber was soll ich deine Nachtruhe und Bequemlichkeit stören? Der Miroslav ist schon eingeschossen, und zum Massieren braucht es eine männliche Hand. Wir sind nun bereits aneinander gewöhnt. Morgen soll er sich die Matratze heruntertragen, für heute nacht legt er sich auf den Diwan.“

„Ist der Mensch denn auch — rein?“ fragte Agathe, der schon der Name Miroslav eine gewisse Abneigung gegen den neuen Burschen eingeflößt hatte.

Albert lachte auf: „Dies Kind, kein Engel ist so rein . . .“

„Nein ganz im Ernst gesprochen! Wenn er geradenwegs

vom Kriegsschauplatz kommt! Der Diwan ist ein nagelneues Möbel, und ich möchte kein Ungeziefer in die Wohnung bekommen."

„Du kannst unbesorgt sein. Der Miroslav ist so tadellos entlaust wie ich selbst."

„Pfui!" machte Agathe.

„Gar nicht pfui!" wehrte sich Albert. „Das Gegenteil wäre pfui!"

Und er beschrieb ihr die Prozeduren, denen er und Miroslav an der Grenze des Sperrgebietes unterzogen worden waren, so anschaulich, daß Agathe alle Zustände bekam.

„Nun hör aber auf, bitte!" rief sie schließlich, sich die Ohren zuhaltend. „Es juckt mich schon am ganzen Körper, wenn ich nur davon höre. Soll man diesen herrlichen Entlausungsanstalten vielleicht auch die übliche Begeisterung entgegenbringen? Es ist bezeichnend genug für diese angeblich so große und erhabene Zeit, daß sie sich mit derlei Dingen so liebevoll beschäftigen muß!"

„Ich bitte — gute hygienische Einrichtungen tragen auch das ihrige dazu bei, den Erfolg vorzubereiten!" sagte Albert, plötzlich sehr ernst geworden. „Sie gehören nun einmal zur Organisation des Ganzen, und ich sehe keinen Grund, geringschätzig über sie abzuurteilen!" Eine steile Falte hatte sich zwischen seinen Augenbrauen eingegraben.

„Ach Gott — ich will ja nicht das geringste gesagt haben ... Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Agathe!" sagte er weich und mild, ihr die Hand reichend.

Und dann rief er nach Miroslav. Man hatte den Burschen schon seit einigen Minuten vor der Speisezimmertür auf und ab gehen hören, als wolle er seinen Herrn ans Schlafengehen mahnen. Nun trat er ein und schlug sogleich die Hacken vor Agathen zusammen. Es war ein kleiner, aber stämmiger, braungebrannter Mensch, der sich, wie er Albert jetzt unter den Arm faßte, recht geschickt dabei anzustellen schien. Aber Agathe, die seinen breiten, glattgeschorenen und fast kugel-

runden Schädel abstoßend fand, mochte ihn von allem Anfang an nicht recht leiden.

„Gute Nacht, Liebste!" sagte Albert noch einmal, seiner Frau herzlich zunickend. Das Gehen schien ihm, da er so lange stillgesessen hatte, jetzt schwerer zu fallen als vorhin. Er humpelte nur so und stöhnte ein paarmal vor Schmerz. So ließ er sich, auf Miroslav gestützt, in sein Schlafzimmer geleiten.

Als Agathe allein war und sich auch ihrerseits auf ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, versäumte sie nicht, ehe sie zu Bette ging, noch ihren Spiegel zu befragen, ob sie sich denn wirklich zu ihren Ungunsten verändert hätte? Zum ersten Male seit vielen Monaten betrachtete sie sich wieder mit Aufmerksamkeit. Sie betrachtete ihr Bild im Spiegel gleichsam mit begutachtenden Blicken, bemühte sich, es gewissermaßen mit den Augen ihres Mannes zu sehen, es daraufhin zu prüfen, ob es fähig sei, Liebe zu entzünden. Und der Spiegel kannte keine Rücksicht, er sagte ihr die volle Wahrheit ins Gesicht: daß sie verhärmt und angegriffen aussehe, abgearbeitet wie ein Weib aus dem Volke, daß sie um zehn Jahre gealtert habe und beinahe häßlich geworden sei!

Jetzt wurde es ihr zur Gewißheit, daß ihre Empfindung, Albert sei vor ihr förmlich zurückgeschreckt, keine bloße Einbildung gewesen war. Jetzt wußte sie auch warum. Und der Gedanke erfüllte sie mit Bitterkeit.

Er, der ihr nahegelegt hatte, sich dem Pflegedienst zu widmen, er entsetzte sich jetzt über ihren Anblick, obgleich sie doch nur auf seinen Wunsch und ihm zuliebe so töricht gewesen war, sich aufzureiben und zugrunde zu richten! Wie recht hatte Priszilla doch gehabt mit ihrem beharrlichen Mahnen, daß sie auf eine Tätigkeit verzichten solle, die ihre Kräfte überstieg! Die Freundin, die ihr noch vor kurzem eine Fremde gewesen war, sie hatte von Anfang an die Gefahr urchschaut, die ihr dabei drohte. Albert dagegen, ihr eigener lann, der sie doch besser hätte kennen müssen, dem man ch eine noch liebevollere Rücksicht auf ihre Gesundheit und eistungsfähigkeit hätte zutrauen sollen — der war blind

dagegen gewesen und hatte ihr ohne weiteres zugemutet, ihre Jugend und Schönheit aufs Spiel zu setzen! Und jetzt, wo es zu spät war und er beim Wiedersehen mit eigenen Augen feststellen mußte, wie seine vortrefflichen Ratschläge ihr bekommen waren, jetzt gab er sich nicht einmal die Mühe, seine Enttäuschung zu bemänteln, brachte nicht einmal das Zartgefühl auf, sich so weit zu verstellen, daß sie wenigstens nichts davon merkte, und prallte vor ihr zurück, als ob sie eine Vogelscheuche wäre! Wie lautete doch das Wort, das die Hofrätin damals, beim zufälligen Zusammentreffen im Straßenbahnwagen, zu ihr gesprochen hatte, als sie ihrer Vermutung, sie habe sich nur auf Alberts Wunsch dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt, so entschieden wie unaufrichtig entgegengetreten war? „Die Männer," hatte sie gesagt, „opfern uns so gern ihren eigenen Zielen!" Das war wohl kaum, wie es scheinen konnte, eine bloß obenhin gemachte allgemeine Bemerkung gewesen. Priszilla hatte damit ganz sicher auf bestimmte Eigenschaften nicht nur der Männer überhaupt, sondern gerade Alberts gezielt, den sie doch sehr genau zu kennen schien. Aber vielleicht hätte sie noch einen Satz hinzufügen müssen. Nach Agathens jüngster Erfahrung wenigstens bedurfte das Wort noch einer Ergänzung, die da lautete: „Und wenn es ihnen gelungen ist, so danken sie's uns nicht einmal!"

Ein wilder Groll, wie sie ihn seit jener Nacht nicht mehr gekannt hatte, wo Albert von ihr Abschied nehmen kam, ergriff jetzt von ihr Besitz, ein unbestimmter Haß — vielleicht gegen den Krieg, der die Menschen, wenn nicht um Leben, Gesundheit und Unterhalt, so doch um ihr Glück, um Schönheit, Liebe und Freude brachte, sie auseinanderriß und einander entfremdete. Oder gegen die Grausamkeit der Männer im allgemeinen, die ihn erfunden haben. Oder gegen ihren Mann im besonderen, der bei seiner Kriegsbegeisterung zum Blasengel gediehen war, während sie sich zu Hause um ihn gesorgt, ihm zu Gefallen ihre Abneigung gegen das Häßliche, ihren Ekel vor allem Wundärztlichen überwunden hatte —

wozu? Um ein reizlos gewordenes und unbegehrtes Weib zu sein, an dessen vorstehenden Knochen man sich Beulen stieß!

Und es breitete sich wieder einmal jene eigentümliche Ernüchterung in ihr aus, die ihr die ganze Welt in anderen Farben erscheinen lassen konnte, und wo gleichsam alles in ihr einstürzte und sich wandelte, als beherberge sie, wie die Chinesen meinen, drei Seelen und sieben Geister in ihrer Brust, von denen bald die eine, bald die andere Gruppe die Oberhand gewinnen kann. Es war ein ähnlicher Vorgang, wie er sich damals in Traunkirchen am See in ihr vollzogen hatte, als die Purpurgluten des Traunsteins plötzlich zu Asche zusammensanken und der Felskoloß, der eben noch im roten Abendfeuer zum Himmel gelodert hatte, auf einmal als ein fahles, runzeliges Greisenantlitz zu ihr herübersah ...

Nun war also ihr Mann wieder da. Gut! Was weiter? Man hörte ihn nebenan mit dem Miroslav flüstern, der ihn vermutlich knetete. Gefallen war er zum Glück nicht, verwundet auch nicht, und ein Rheumatismus läßt sich ausheilen. Was hatte sie sich eigentlich so übermäßig um ihn gesorgt? Es war ihm doch im Grunde gar nichts abgegangen. Nicht einmal sie! Im Gegenteil! Wie der Fisch im Wasser hatte er sich gefühlt! Es lag ihm zehnmal mehr an seiner Schwadron und deren Heldentaten als an ihr. Wenn er nicht die Kur gebrauchen müßte, wäre er überhaupt nicht zurückgekehrt. Dagegen sie — was hatte sie nicht um ihn gelitten! In Wahrheit sind es bloß die Frauen, die wissen, was Krieg ist; für die Männer hat er doch auch seine Lichtseiten ... Wie hatte sie sich um ihn gebangt, sich nach ihm gesehnt! Mit welcher Selbstentäußerung war sie bemüht gewesen, in seinem Geiste zu leben! Ihr ganzes Wesen hatte sie umgestülpt, um eine barmherzige Schwester zu sein, nur weil sie wußte, daß er es wünschte. Wozu das alles, wozu? Wie kam sie dazu, s e i n Leben zu leben, statt ihr eigenes? Abermals hatte Priszilla recht: Es ist vom Übel, sich Zwang anzutun. Nur wer seiner Führung folgt, trägt Lohn und

Dank in sich. Aber freilich — wenn ihre Führung sie zum Leben, zur Liebe, zur Mutterschaft bestimmte, dann war diese Zeit, die sich von Tod, Haß und Unfruchtbarkeit nährte, ihr bitterster Feind!

Und jener Vergleich, den sie einst mit Doktor Moerungen angestellt? Jene tiefen Zusammenhänge des Seelenlebens, die sie damals entdeckt zu haben glaubten, aus dessen dunklem Schoß die Leidenschaften emporwachsen? Jene geheimnisvolle Verwandtschaft zwischen den Urtrieben des Krieges und der Liebe, aus der sie bisher ihr Verständnis für Alberts Kriegsbegeisterung abgeleitet hatte? Wie stand es nun damit? Es war nichts als Irrtum und Verblendung gewesen! sagte sie sich. Der männliche Gewalttrieb des Zerstörens und Unterdrückens, der weibliche Demutstrieb der Hingebung und Mütterlichkeit — sie konnten nichts miteinander gemein haben. Sie waren nicht Geschwister, sie waren Gegensätze, Todfeinde! Und wenn sie ihr wahres Wesen finden und eins mit sich selbst sein wollte, so mußte sie den Krieg und alles, was mit ihm zusammenhing, verabscheuen und bekämpfen, wie es von allem Anfang an dem Zug ihres Herzens entsprochen hätte. Sie durfte Albert zuliebe keine Anpassung mehr üben und dem großen Feinde keine Abgaben mehr entrichten, wie sie es getan, indem sie sich in den Dienst der Verwundetenpflege stellte. Das Leben sollte nicht dem Tode dienen, die Erneuerungsmöglichkeit der Menschheit, die im Weibe verkörpert ist, nicht hineingerissen werden in den Strudel der Vernichtung. Darum galt es zusammenraffen und behüten, was immer an Schönheit, Liebe und Lebensdrang noch nicht vergeudet war, um es ins Sommerland der Zukunft hinüber zu retten, wo endlich das große Erwachen aus den Fieberschauern des Wahnsinns Wirklichkeit werden mußte.

In diesem Gedanken fühlte Agathe sich mehr und mehr erstarken und allmählich getröstet. Wie hinausgehoben fühlte sie sich schließlich über die Stürme der Zeit. Gleich bezwungenen Ungetümen lagen jetzt die schweren Wirren der

Menschheit zu ihren Füßen, sie glaubte nichts mehr mit ihnen gemein zu haben. Wie die Natur selbst, wie die Erde, wenn Schnee sie deckt, in göttlicher Ruhe des Augenblicks harrt, wo der Hauch des Frühlings sie erlösen und einen unendlichen Segen neuer Keime über sie hinwehen wird, damit sie sie in ihren Schoß aufnehme, so zuversichtlich und beruhigt sah sie ihrer Zeit entgegen, die da kommen würde. Nun war sie ganz sie selbst, ganz Weib, ganz Liebe an sich, ohne jede Beziehung auf Albert, nur gleichsam der Denkbarkeit nach, im Zustand schlummernder Möglichkeiten. Mit einer trotzigen Handbewegung drehte sie das Licht ab und streckte sich voll kräftigen Behagens im Bett.

Und zum ersten Male seit langer Zeit schlief sie wieder ruhig und ohne ein einziges Mal aufzuwachen, bis in den hellen Morgen hinein.

X.

Albert fand sich im Hinterland bald wieder zurecht. Er legte die aus dem Feld mitgebrachten Manieren allmählich ab und kehrte zu den guten Umgangsformen zurück, die ihn sonst ausgezeichnet hatten. Je mehr er fühlte, daß er sich auf den ersten Anhieb im Erzählen seiner Kriegserlebnisse übernommen habe, um so weniger war er geneigt, überhaupt noch darauf zurückzukommen. Und in demselben Maße, wie sie verblaßten und aufhörten, seine Gedanken auszufüllen, wuchs der Anteil, den er an seiner neuen Umgebung nahm, und die Rücksicht, die er gegen sie übte.

Im Kern seines Wesens war er unverändert geblieben. Insbesondere seiner Frau, die ihn nach Baden begleitet hatte, brachte er, sobald er sich nur einigermaßen wiedergefunden hatte, dieselbe Aufmerksamkeit und Ritterlichkeit, das gleiche Zartgefühl und die gleiche liebevolle Nachsicht entgegen wie ehedem. Indes verhinderten ihn die Umstände daran, so viel mit ihr beisammen zu sein, wie sie beide es

gewünscht hätten. Er wohnte in der Militärheilanstalt Sauerhof, während sie im Gasthof absteigen mußte; das erschwerte den Verkehr. Außerdem brachte sein Leiden es mit sich, daß er einen großen Teil des Tages mehr der Kur und seinem Burschen gehörte, der ihn wartete und betreute, als Agathen. Sie fand nur selten Gelegenheit, sich mit ihren Erfahrungen als Pflegerin nützlich zu machen, und lebte dauernd in einem Zustand der Eifersucht gegen Miroslav, von dem sie behauptete, daß er eine Verbrecherphysiognomie habe.

Wenn Albert nicht mit Bädern oder sonstigen Behandlungen zu tun hatte, so war es bei der eingeschränkten Bewegungsfreiheit, die sein Zustand bedingte, kaum zu vermeiden, daß er sich nicht in Gesellschaft anderer kurbedürftiger Offiziere befand, die großenteils allein standen und auf kameradschaftlichen Verkehr angewiesen blieben. Nach dem am Morgen eingenommenen Bade ließ er sich gewöhnlich in den Kurpark fahren, wo täglich während der Vormittagsstunden Musik gemacht wurde. Es gab schon früh eine Reihe von milden Tagen, der dolomitische Boden der Thermalstadt hatte, wenigstens in den geschützt liegenden Kuranlagen, das Grün schon zu einer Zeit hervorgezaubert, wo andernorts noch halb und halb Nachwinter herrschte. Wenn aber ausnahmsweise kühleres oder regnerisches Wetter einfiel, so spielte die Kurkapelle in der weiträumigen Halle des nahebei gelegenen Kurhauses, auf deren ausgedehnter Diele die Badegäste sich mit derselben Ungezwungenheit bewegen konnten wie im Freien.

Auch Agathe pflegte sich zur bestimmten Stunde im Park oder Saale einzufinden, um an ihres Mannes Seite der Musik zuzuhören und mit ihm zu plaudern. Aber wenn sie ankam, fand sie fast regelmäßig den Rollwagen, in dem Albert saß, von Uniformen umringt, so daß jedes vertraute Gespräch zwischen den Ehegatten ausgeschlossen blieb. Die Herren waren voll Zuvorkommenheit gegen sie, rückten ihr einen Sessel an der Seite ihres Mannes zurecht, hielten die schönsten Blumen für sie in Bereitschaft und bemühten sich auf die

liebenswürdigste Art, sie zu unterhalten und ihr gefällig zu sein. Auf den Gedanken, ihr jene einzige Gefälligkeit zu erweisen, die sie allzugerne von ihnen beansprucht hätte, nämlich die, sie mit Albert allein zu lassen, verfielen sie aber merkwürdigerweise nie. Die Jüngeren hatte Agathe sogar im Verdacht, daß sie weniger ihres Mannes wegen kamen, als durch ihre Gegenwart angelockt. Sie machten ihr offensichtig den Hof, und zwar je nach Bildungsstand und Sinnesart mit mehr oder weniger Geschmack und Schneidigkeit.

Der innerlich Vornehmste und Agathen bei weitem Liebste war der Artilleriehauptmann Baron Zill, ein ernster, wertvoller, stets etwas befangener und verhältnismäßig noch recht jugendlicher Mann aus altem, aber mittellosem Geschlecht, Herr und Landmann von Tirol, und mit dem blau-gelben Band der Eisernen Krone geschmückt. Bei Rawaruska hatte er, um den Rückzug zu decken, seine Batterie bis auf den letzten Mann geopfert und sich selbst eine schwere Verwundung zugezogen. Ihm stand gleichsam als Gegenpol der etwas allzu gepflegte, aber bildhübsche, aus der Geldaristokratie hervorgegangene Dragoneroberleutnant von Oppenheim gegenüber, witzig, aufdringlich, von sich eingenommen und, wenn er etwas sagte, gern die träge und läppische Sprechweise nachäffend, in der einzelne Kreise des echtblütigen Adels sich manchmal gefallen. Zwischen diesen beiden, die sich auf recht verschiedenen Wegen um Agathens Gunst bemühten, gab es noch eine ganze Anzahl von Anbetern, Bewunderern und Verehrern, in beinahe so vielfältigen Abstufungen, wie sie zwischen einem Brackenburg und einem Don Juan denkbar sind.

Albert schien das beharrliche und nicht durchwegs ganz harmlose Werben um seine junge Frau, die unter dem Einfluß des erholenden Landlebens wieder aufzublühen begann, entweder gar nicht zu bemerken, oder für eine natürliche Sache, wo nicht gar für eine ihm selbst dargebrachte Huldigung zu halten. Agathe aber fühlte sich nur belästigt dadurch und umgab sich mit einem Stacheldrahtverhau von Kühle und

Schärfe, aus dem gelegentlich auch Abwehrfeuer zu gewärtigen war. Höchstens als ein Anzeichen, daß Schönheit und Jugend nicht hoffnungslos verloren seien, sondern allmählich wiederkehrten, schmeichelte es ihr. Es stärkte ihren Glauben, daß noch alles gut werden könne, daß die Spuren des Sichsorgens und Abgearbeitetseins sich schließlich ganz verwischen würden und Albert keine Ursache mehr hätte, vor ihr zurückzuprallen wie vor einer Vogelscheuche. Dann fehlte nichts weiter, als daß er gesund wurde und der Krieg endlich aufhörte — so konnte man wieder von vorne anfangen mit Hoffen. Dann war das verlorene Eheglück doch noch zu retten, dann winkte dem Traum der Mutterschaft vielleicht doch noch Erfüllung . . .

Wenn sie daran dachte, tauchte gewöhnlich, ohne daß ein unmittelbarer Zusammenhang dies gerechtfertigt hätte, das traute Haus am Gmundener See, auf der Höhe über Schloß Ort, in ihrer Erinnerung auf. Einen stichhaltigen Grund dafür hätte sie eigentlich nicht anzugeben gewußt. Die ganze Idylle hing ja von vornherein in der Luft, war nichts als ein plauderndes Pläneschmieden gewesen, in einer sorglos heiteren Stunde an Alberts Seite. Aber jenes Haus war ihr nun einmal zum Sinnbild oder Wahrzeichen einer wünschenswerten Zukunft geworden.

In dem erwähnten Kreise von Freunden und Kameraden, der sich um Albert zu sammeln pflegte, wurden die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen natürlich mit Spannung verfolgt und manchmal auch mit Lebhaftigkeit erörtert. Agathe nahm an solchen Gesprächen nicht teil, sie hätte am liebsten vom Krieg nichts mehr gehört, der jetzt alle Erhabenheit in ihren Augen eingebüßt hatte, und in dem sie nur, wie in der ersten Zeit, den Erzfeind von Weib und Familie, den großen Zerstörer und Vernichter von Leben, Glück und Liebe sah. Dennoch mißfiel es ihr, wenn aus dem Munde dieses oder jenes Offiziers Bemerkungen laut wurden, die flaue Auffassung, Mangel an Gesinnung oder gar ein Bestimmtsein durch eigennützige Gesichtspunkte verrieten. Die so dachten, waren ver-

einzelt, aber es gab deren. Insbesondere Oberleutnant von Oppenheim, der vor ihr vielleicht das Ansehen des klügeren und vorurteilsloseren Außenseiters zu gewinnen hoffte, gefiel sich gelegentlich in Lobhudeleien für den Feind und beißendem Spott über österreichische Verhältnisse und die Vaterlandsbegeisterung überhaupt, wenn er freilich die Sache auch immer so zu wenden wußte, daß es schließlich zweifelhaft blieb, ob er nicht bloß herausfordern wolle, um sich hinterher über jeden lustig zu machen, der ihn ernst genommen hätte. Agathe hielt mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg, aber ein Blick auf die Reihe bunter Bänder, die Oppenheims Brust schmückte, während Albert noch nicht einmal das Signum laudis besaß, legte ihr eine gewisse Schonung nahe. Nach diesen Auszeichnungen zu schließen, mußte er Ungeheures und Außerordentliches geleistet haben. Sie nahm an, daß er schwer verwundet gewesen und dadurch vielleicht in seinem Innersten zerrüttet, mit sich selbst zerfallen sei. Die Achtung vor seinen gemutmaßten Verdiensten machte sie nachsichtig.

Einmal nahm sie Gelegenheit, ihn vorsichtig und nur ganz beiläufig auszuforschen, wo es eigentlich bei ihm fehle.

Er hatte wieder seinen hochadligen Tag und antwortete im Ton des Serenissimus: „Total halali!“ Worauf er die abgelenkte Aufmerksamkeit der anderen Herren, die sich auf das eben ausgegebene Sonderblatt einer Zeitung gestürzt hatten, dazu ausnützte, ganz nahe an Agathens Ohr sich so anzüglich über die Leiden seines Herzens auszulassen, daß zu einer Liebeserklärung nicht mehr viel fehlte. Sie erhob sich empört, empfahl sich unter einem Vorwand und eilte fort. Aber es verfolgte sie heute. Denn auf ihrem Gasthofzimmer fand sie einen Strauß von so herrlichen und ausgesucht kostbaren Rosen vor, daß sie sogleich wußte, nur Oppenheim, der sehr reich war, könne der Geber sein.

War sie denn eine Tänzerin? Sie hatte doch, weiß Gott, keinen Anlaß gegeben!

Sie überlegte. Es stand fest, daß sie Albert davon nichts

sagen durfte, es hätte ihn nur beunruhigt. Für ihre Ehre konnte er bei seinem leidenden Zustand ohnedies nicht eintreten, wo er kaum zu gehen imstande war. Und der Blumenspender hatte sich nicht genannt, es blieb mißlich, auf eine Vermutung hin anzuklagen und eine vielleicht tödliche Feindschaft zu stiften. Schon aus Rücksicht für ihren Mann mußte sie versuchen, mit dieser Sache allein fertig zu werden.

Sie nahm die wunderbare Fülle der Rosen in ihre Hände, vergrub ihr Antlitz darein und sog einen vollen Atemzug Duft in sich, dann trat sie ans offene Fenster. Ein tiefer, klarer Mühlbach zog schräg gegenüber am Hause vorbei. Mit einem kräftigen Schwung schleuderte sie den Strauß ins Wasser. Sie sah die Blüten schwimmend sich ausbreiten, sinken und langsam kreisend dahintreiben. Sie sah ihnen nach, bis Uferweiden, die sich schon in grüne Schleier hüllten, sie ihren Blicken entzogen. Dann ließ sie sich auf ihr Ruhebett nieder und fing leise zu weinen an . . .

Wie sehnte sie sich nach Liebe! Und nun saß sie einsam in dem öden Gasthofzimmer, während Albert in der Offizierskuranstalt, wo keine Frauen wohnen durften, sich von Miroslav warten ließ. Und kaum daß er hergestellt wäre, würde es ihn wieder ziehen und locken — in den Krieg, der noch weiß Gott wie lang weitertoben konnte! Darüber floß die schönste Zeit des Lebens vorbei, entglitt unaufhaltsam, unwiederbringlich, wie die Strömung die Rosen mit sich genommen hatte. Und die Freude entglitt und die Jugend und die Schönheit, und ihr blühten keine Rosen — außer die, die sie nicht behalten durfte und wollte, deren sie sich nicht erfreuen konnte, die sie anwiderten, weil der Sinn, den sie aussprachen, ihre Entwürdigung bedeutete . . . Was stellte Oppenheim sich vor? Oder Baron Zill, der vielleicht dasselbe wollte wie jener, nur feiner und taktvoller war? Belehrte ihr ganzes Verhalten sie nicht zur Genüge, daß sie ihrem Mann die Liebe rein bewahren würde, und wenn sein Kranksein und der Krieg noch zehn Jahre dauerten? Oder bildeten diese Freibeuter sich ein, Liebe lasse sich durch

Liebeleien ersetzen, Leidenschaft sich gegen Lust austauschen? Trauten sie ihr wirklich die Genügsamkeit zu, den Goldschatz ihrer Seele in Katzengold umzuwechseln? Dann waren sie schlechte Menschenkenner und sollten sich überzeugen, an die Unrechte gekommen zu sein!

Ihr Zürnen brachte sie wieder auf den Damm. Und sie beschloß, niemand das geringste merken zu lassen und Oppenheim nicht die Ehre anzutun, als hätte sie irgendeine Notiz von seiner Sendung genommen. Ganz unbefangen und heiter wollte sie nach wie vor an der Seite ihres Gatten weilen, alle andern sollten Luft für sie sein. Und wenn das nicht genügte, dann würde sie auch noch mit mehr Kälte und ätzender Schärfe aufzuwarten wissen als bisher. —

Bei den Zusammenkünften im Kurpark nur über militärische Angelegenheiten und Berufsfragen zu sprechen, war übrigens niemand besonders erpicht. Auf Erholung und Wiederherstellung der Gesundheit kam es in dieser Stadt der Schwefelquellen an, und alle wollten, wie sie Kräftigung für den Körper suchten, auch ihre Gedanken von den Anstrengungen des Dienstes ausruhen. Seine eigenen Erlebnisse im Krieg berührte keiner gern, und wenn der Zeitungsbericht nicht unwillkürlich dazu nötigte, so plauderte man lieber über gleichgültige Dinge als über Schützengräben und Gasangriffe, Durchbrüche und strategische Umfassungen.

So tauchte einmal, veranlaßt durch eine in der Nähe sitzende Dame, die sich etwas auffallend benahm, und die irgendwer eine Kokette genannt hatte, eine Meinungsverschiedenheit darüber auf, was das Wort Koketterie eigentlich bedeute. Jeder versuchte sich mit einer anderen Verdeutschung, Auslegung, Erklärung oder Umschreibung. Bis ein naher Freund Alberts, Major Frank vom Geniestab, alle bisher gegebenen Definitionen für unzulänglich erklärte und sich anheischig machte, eine bessere zu liefern. Denn keine, behauptete er, habe den Nagel auf den Kopf getroffen, und vor allem sei es gänzlich verfehlt, das Wort einfach mit Gefallsucht zu übersetzen.

„Nicht nur ein Gefallenwollen liegt in dem Begriff," sagte er, „es liegt auch die Anlockung darin. Und selbst damit ist es noch nicht genug. Bestünde nämlich dabei gleichzeitig eine Möglichkeit oder Absicht des Gewährens, so hätten wir mehrere gute deutsche Wörter, die Sache zwar derber, aber deutlicher auszudrücken. Der Begriff Koketterie, wie ich ihn fasse, will aber im Gegenteil eine solche Absicht geradezu ausschließen. Das ist sein besonderer Sinn, der sich durch kein deutsches Wort wiedergeben läßt. Wenn wir also das Fremdwort nicht zwecklos gebrauchen, sondern eine Bedeutung damit verknüpfen wollen, die es unersetzlich macht, so heißt Koketterie in unserer Sprache (wenn auch vielleicht nicht in der französischen) so viel wie: ein Gefallenwollen und Anlockenwollen mit der Absicht, nicht zu gewähren."

„Gibt es das überhaupt?" wunderte sich Agathe.

Ihre Frage kam so kindhaft und naiv heraus, daß sie Heiterkeit damit hervorrief. Besonders Albert lachte, daß ihm die Tränen in den Augen standen, und während er zärtlich Agathens Hand tätschelte und sich vor Lachen bog, wiederholte er, ihren Tonfall nachahmend, mit demselben Ausdruck ehrlichen Staunens, das sich in ihren Worten ausgesprochen hatte: „Gibt es das überhaupt?"

„Sie meinen, gnädige Frau," neckte Major Frank, gleichfalls herzlich lachend, „daß es ein Nichtgewährenwollen überhaupt nicht geben könne?"

Oberleutnant von Oppenheim aber geriet in eine fast impertinente Verzückung. Er schlug sich wiederholt mit der flachen Hand auf den Schenkel, daß es nur so klatschte: „Patente Eröffnung! Überaus wertvolles Geständnis! Vertreterin holder Weiblichkeit gibt uns Versicherung, daß Abblitzen ein für allemal ausgeschlossen!"

„Ein Abblitzenlassen halte ich natürlich nicht für ausgeschlossen," wehrte sich Agathe, die rot wurde, „aber ein vorausgehendes Anlocken. Denn ich kann mir gar nicht vorstellen, daß eine Frau jemals so von aller Würde verlassen sein könnte, auf einen Mann Eindruck machen zu wollen,

wenn ... wenn ..." Sie stockte und wurde immer verlegener. „Wenn sie nicht liebt," schloß sie endlich erleichtert. „So meine ich es."

Es war bezeichnend für ihr natürliches und geradliniges Denken in Liebessachen, daß sie an die abgefeimten Künste der Koketterie nicht einmal bei anderen glauben konnte. Ihr völliges Unbewandertsein darin rückte die Wahrhaftigkeit ihres Charakters ins beste Licht und verlieh ihr einen Reiz mehr in den Augen derer, die wahren Wert zu schätzen wußten. Major Frank legte die Hand salutierend an den Schirm seiner Kappe, sich ehrerbietig gegen sie verneigend, und Albert, der ganz ernst geworden war, ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf, während Baron Zill, schweigend wie fast immer, sie mit heißen Blicken verzehrte.

Da errötete sie noch immer mehr, denn sie ahnte, daß er sterblich in sie verliebt sei. Und er dauerte sie ...

An diesem Nachmittag traf sie sich mit Albert in einem vielbesuchten Kaffeehaus, einem der Brennpunkte des vornehmen Badelebens. Es lag in der Nähe der Offiziersheilanstalt, so kurze Wege konnte er schon, auf den Stock gestützt, zurücklegen, ohne sich von Miroslav im Rollwagen schieben zu lassen. Man saß im Freien, zwischen blühenden Oleanderbäumen, und Agathe löffelte mit Vergnügen Eis, da es ein schwüler Tag war, und knusperte ungezählte Hohlhippen dazu.

„Man muß es ausnützen," sagte sie. „Es heißt, daß jetzt bald alles feine Gebäck verboten wird. Gott strafe England!"

„Amen!" sagte er.

„Du, war das gar so albern, was ich heute vormittag sagte?" fragte sie unvermittelt. „Ich meine, als Major Frank von der Koketterie sprach."

„Warum soll es albern gewesen sein?"

„Weil ihr mich doch alle so auslachtet."

„Es kam etwas urwüchsig heraus, daß du dich so unerfahren in den weiblichen Verführungskünsten zeigtest. Das war aber icht albern, sondern süß und herzig, und ein reizendes

Zeugnis deiner Lauterkeit. Echteste Agathe, Eigenbau! Nicht alle Frauen wollen nur d a die Liebe wecken, wo sie lieben."

„Wirklich?" fragte sie verwundert. „Ich denke, das legt nur ihr Männer euch so zurecht."

„Und manche gibt es, die wenigstens einen kleinen Flirt, wenn auch vielleicht verhältnismäßig harmlos, so nebenher nicht verschmäht."

„Wenn das wahr ist," meinte Agathe nachdenkend und sich selbst mit Ernst prüfend, „so bin ich freilich anders. Spielen könnte ich mit der Liebe nicht. Ich kann nur im Ernst lieben und mit Glut — oder gar nicht. Und wenn ich nicht dich gefunden hätte — ich meine, wenn es etwa nicht geklappt hätte . . ."

„Nun, es hat aber doch geklappt," sagte er lächelnd.

„Wo ich liebe," setzte sie ihren Gedankengang unbeirrt fort, „da wäre ich, glaub' ich, zu allem fähig. Sonst bin ich ja wohl nicht die Stärkste und Mutigste. Aber in dem Punkt bin ich so ausschließlich, so ganz wie in der Gewalt eines höheren Willens — da würde ich, glaub' ich, vor nichts zurückschrecken und auch das Schwerste auf mich nehmen, wenn es nötig wäre . . . Manchmal fürcht' ich mich fast vor mir . . ."

„Aber du sollst ja gar nichts Schweres auf dich nehmen!" rief er lachend. „Du bist nicht in einem alten Kloster eingesperrt, sondern wohnst im ‚Grünen Baum', und ich, wenn ich zu dir kommen will, brauche nicht erst durch den Traunsee zu schwimmen, sondern lasse mich ganz einfach von Miroslav in den Kurpark kutschieren. Das ist zwar nicht so poetisch, aber angenehmer und meinem Zustand entsprechender."

„Ach — der Antlaßstein!" sagte sie, sich plötzlich erinnernd. „An den hatte ich jetzt gar nicht gedacht! Nicht mit dem leisesten Gedanken hatte ich daran gedacht! . . . Es war übrigens eine schöne Stunde — damals! Wie weit liegt sie zurück! . . ."

„Ja, wie weit! Was hat sich inzwischen alles ereignet! Und der Krieg ist auch so ein schwarzdunkler See in der

Nacht. Und ich schwimme und schwimme — um endlich zu dir zu gelangen."

„Und ich stelle jede Nacht das Licht ans Fenster und warte und warte . . ."

Und mit einem seltsamen Gedankensprung über viel Unausgesprochenes hinweg fuhr sie fort: „Du achtest ja den Liebestod nicht und findest solch tragische Lösungen überstiegen — wenigstens sagtest du es damals. Aber siehst du — Herzen wie das meine sind wie das jener Nonne vom Antlaßstein. Sie kennen nur Glück — oder Tragik. Dazwischen nichts. Das ist vielleicht töricht, aber es ist so. Und wenn ich keiner Liebelei fähig bin, nur der Liebe, so ist das nicht etwa Tugend. Beileibe! Durchaus nicht! Es ist ganz einfach meine Natur."

„Das weiß ich, mein Kind, und Natur ist mehr als Tugend," sagte er, sich zu ihr neigend und ihr zärtlich in die Augen schauend, während er seine Hand warm auf die ihrige legte. „Darum ist auch mein Vertrauen in dich so felsenfest. Darum sehe ich so ruhig zu, wie sie dir den Hof machen. Ich weiß zu sicher, daß dir keiner gefährlich wird!"

„Wenigstens kein — Oppenheim!"

Er stutzte, überlegte einen Augenblick, schüttelte aber den Gedanken, der sein Gehirn durchkreuzt haben mochte, rasch wieder ab und sagte mit unveränderter Ruhe und Heiterkeit: „Der Oppenheim ist aufdringlich. Ich fürchte, er fällt dir nachgerade lästig?"

„Mehr als lästig! Immer diese Blumen —!"

Sie stockte. Der Blumen, die sie jetzt täglich auf ihrem Zimmer fand und täglich in den Mühlbach wandern ließ, wollte sie doch nicht ausdrücklich erwähnen. Mochte er bei dem Glauben bleiben, daß sie nur von jenen spreche, die Oppenheim ihr in den Kurpark mitbrachte und in seiner Gegenwart gab.

„Am liebsten würde ich sie zurückweisen," sagte sie. „Aber das darf ich wohl nicht —?"

„Tu's lieber nicht!" mahnte er, die Sache auf die leichte

Achsel nehmend. „Geschmacklos finde ich es auch, daß er nicht wenigstens bescheidener schenkt und immer das Kostbarste wählt. Aber schließlich ist es nichts als eine Aufmerksamkeit, die er der Frau eines Kameraden erweist."

„Ich war schon ein paarmal nahe daran, unhöflich gegen ihn zu werden," gestand Agathe ein. „Aber dann dachte ich wieder, weil er sich schon solche Verdienste erworben hat —"

„Verdienste?" fragte Albert mit einem vielsagenden Lächeln. „Nun, ob es gerade damit so weit her ist —?"

„Wieso? Wo hat er sich eigentlich all die schönen Auszeichnungen geholt?"

Albert zuckte die Achsel.

„Ich meine, an welcher Front er gekämpft hat?"

„An gar keiner." Und er nannte eine höhere militärische Stelle in Wien, der Oppenheim seit Beginn des Krieges zugeteilt sei. „Der hat überhaupt noch kein Pulver gerochen," sagte er. „Er liebt es nicht, sich zu exponieren, vielleicht hat er sich sonst nützlich gemacht."

Mit einer Art von Bestürzung starrte Agathe schweigend vor sich nieder.

„Du — Albert?" fragte sie nach einer Weile. „Wurden bei euch eigentlich gar keine Auszeichnungen verliehen?"

„Doch! Gewiß! Alle Offiziere meiner Schwadron, mit Ausnahme von mir selbst, haben Auszeichnungen erhalten."

„Mehrere davon sind schwer verwundet?" fragte sie teilnehmend.

„Einer sogar gefallen. Es ist Soldatenlos. Sie erfüllten ihre Pflicht als Männer — das ist alles."

Albert sagte es ruhig, ohne jede Bitterkeit, mit einem Ton von Wärme in der Stimme für die treuen Kameraden, mit denen er so viel Schweres durchgemacht.

„Und Baron Oppenheim —!" rief Agathe. „Welch ein Gegensatz! Du nimmst es hin, als ob es selbstverständlich wäre! Empört dich denn das nicht?"

„Empören? Nein! Ich bedaure es allenfalls, hauptsächlich aus dem Grunde, weil es als Beispiel auf unzuverlässige und schwankende Elemente einen nicht gerade wünschenswerten Einfluß üben könnte. Aber empören —? Mein Gott! Mit Eitelkeiten läßt sich das, was ein Offizier — ich meine, ein richtiger Offizier — leistet, nicht aufwiegen."

„Er sollte doch jene Belohnung finden, die seinen Verdiensten entspricht!" rief Agathe, sich immer mehr ereifernd.

„Die findet er im Bewußtsein getaner Pflicht," sagte Albert warm und freudig. „Mach dir klar, Kind, daß es neben den vielen, die einen Beruf ausüben, um zu leben, auch solche gibt, die leben, um ihren Beruf zu erfüllen. Man findet deren vielleicht in allen Ständen, aber einige Berufe gibt es, in denen man keinen finden sollte, der anders denkt. Übt der Priester — ich meine natürlich immer nur den wahren und echten — übt der Künstler seinen Beruf, damit er davon leben kann? Nein! Er lebt, weil er Gott bekennen muß, er schafft, weil er nicht leben könnte, ohne die Welt ein zweites Mal zu erschaffen. Und zu diesen Berufen, siehst du, gehört auch der des Offiziers. Meinst du, ich hätte mein Leben hundertmal in die Schanze geschlagen, manchen meiner Kameraden neben mir elend zugrunde gehen sehen und meine bereits dreimal hart mitgenommene heldenhafte und todesmutige Eskadron zum vierten Male vor den Feind geführt, um das bißchen Gage und ein paar Ordensauszeichnungen? Nein! Das alles habe ich getan, weil mir mein Leben wertlos schiene, hätte ich nicht das Bewußtsein in mir, daß ich es nur zu dem Zweck empfangen habe, um es für Volk und Vaterland hinzugeben."

Die Augen waren ihr feucht geworden. Jetzt liefen ihr Tränen über die Wangen, denen sie nicht wehrte. „Wie groß du denkst!" sagte sie mit gebrochener Stimme.

Er nickte ihr ermutigend zu, als wolle er sie mahnen, sich zusammenzunehmen, als wolle er sie beruhigen und trösten. Und auf das, was sie eben vorhin von sich selbst gesagt hatte, deutlich anspielend, sagte er noch mit gutmütig-heiterer An-

züglichkeit: „Das ist vielleicht töricht — aber es ist so. Und wenn ich nun einmal einer anderen Auffassung meines Berufes nicht fähig bin, so ist das nicht etwa Tugend. Beileibe! Durchaus nicht! Es ist ganz einfach meine Natur."

Da beugte sie sich nieder und küßte rasch seine Hand, obgleich sie mitten unter geputzten Menschen saßen.

In diesem Augenblick hielt ein Kraftwagen vor der aus Kugellorbeer und Oleanderstöcken zusammengestellten Postenlinie, welche die Sitzplätze der Kaffeeterrasse gegen die Straße bewachte. Ein auffallend stattlicher, überaus fein und sorgfältig gekleideter älterer Herr war mit der Leichtigkeit eines Jünglings aus dem Wagen gesprungen. Jetzt kam er, während die mächtigen Flügel seines schon stark angegrauten Bartes, die in getrennte Spitzen ausliefen, ihm beiderseits über den schwarzen Gehrock hinwehten, raschen Schrittes die Reihe der Tische entlang, nach allen Seiten grüßend und mit der Hand winkend, und doch immer aufs neue umherspähend, als hätte er noch nicht gefunden, wen er suchte. Kaum hatte Agathe ihn erblickt, so erhob sie sich von ihrem Stuhl und gab mit der Hand ein Zeichen.

„Vater!"

Da wendete Doktor Wolfrun den Kopf und gewahrte sie. Sein helles, fast wasserblaues Auge blitzte auf, sein stark gerötetes Gesicht strahlte, und die Hände den ihrigen entgegengestreckt, eilte er auf sie zu, Tochter und Schwiegersohn mit schallendem Gelächter und dröhnender Fröhlichkeit begrüßend.

XI.

Doktor Wolfrun war nicht aus dem Gnadenwald herübergekommen, wie Agathe anfangs angenommen hatte, sondern befand sich auf dem Wege dahin. Er kam aus Wien, das er jede Woche mindestens einmal zu dem Zweck besuchte, um Einkäufe zu machen und Geschäfte abzuwickeln, gelegentlich wohl auch — aber davon wurde nie gesprochen — um

einen Kranken abzuholen oder wieder der Obhut seiner Angehörigen zu übergeben.

Statt wie gewöhnlich über Mödling und Heiligenkreuz zurückzufahren, hatte er diesmal den kleinen Umweg über Baden nicht gescheut, um seinen Schwiegersohn zu begrüßen, den er seit dessen Heimkehr aus dem Felde noch nicht wiedergesehen hatte. Übrigens war er auch mit Agathen den ganzen Winter hindurch nicht zusammengekommen. Wenn man ihn nicht im Gnadenwaldhaus besuchte — und daran hatte sie ihr strenger Dienst im Pflegeheim verhindert —, so bekam man ihn nicht leicht zu sehen. Er hatte immer etwas zu besorgen, war fortwährend mit tausenderlei Plänen und Vorhaben beschäftigt. Er hielt unablässig alle möglichen Ämter und Behörden, Legionen von Geschäftsleuten und Lieferanten, Handwerkern und Künstlern in Atem, und wenn er auch, während er alle Welt zwang, sich für ihn abzuhetzen, sich selbst doch nie (wie er zu sagen pflegte) „zerriß", sondern zu allem Zeit fand, was ihm Spaß machte, so machten ihm doch Besuche keinen Spaß, und darum fand er auch keine Zeit dazu. Er liebte das Tatsächliche und verkehrte nur mit Menschen, von denen er etwas brauchte oder wollte. Dabei war er Unterhaltungen und geselligen Veranstaltungen durchaus nicht abhold und sogar ein Freund davon. Nur mußten ihm die Menschen auch bei solchen Gelegenheiten unbedingt, mit vollem Verzicht auf eigenen Willen und genau um die Zeit und an dem Ort zur Verfügung stehen, wann oder wo es ihm gerade paßte, seine großherrlichen Neigungen an ihnen auszuleben.

Auch über Albert und Agathe hatte er, ohne sie weiter um ihre Meinung zu befragen, für diesen Abend, den er in ihrer Gesellschaft zu verbringen gedachte, bereits unwiderruflich verfügt. Sie mußten selbstverständlich mit ihm kommen, man würde in einer Gastwirtschaft, die auf überschauender Höhe am Fuß des Badner Lindkogels und unweit des erzherzoglichen Sommerschlosses Weilburg lag, gemeinsam zu Abend essen, sie waren natürlich seine Gäste. Die Mahlzeit hatte er schon bestellt und sich eine Viertelstunde

lang telephonisch mit dem Wirt beraten, um die Auswahl und Reihenfolge der Gerichte auf jene Höhe zu bringen, die seinem künstlerischen Begriff von einem feinen Abendessen entsprach. Alles war vorbereitet, alles erwogen, an keine Widerrede zu denken. Man konnte ihn doch nicht sitzen lassen, wenn er nun schon einmal seine Anordnungen getroffen hatte.

Albert sollte eigentlich um sieben Uhr zu Hause sein, wegen verschiedener Anwendungen, die zur Kur gehörten. Auch der Stabsarzt hatte sich für diesen Abend bei ihm angesagt. Aber das half nichts. Doktor Wolfrun hielt für jeden Einwand, wenn er nicht vorzog, ihn schlankweg zu überhören, eine Antwort bereit.

„Den Stabsarzt sagen wir ganz einfach ab. Wie heißt er? Ich werde ihn später von der Gastwirtschaft aus anrufen, unter Kollegen macht man weiter keine Geschichten. Er wird nicht das geringste dagegen einzuwenden haben, ich übernehme die Verantwortung. Und was die Kuranwendungen betrifft, so ist es immer von Vorteil, einen Tag auszusetzen. Oder glauben Sie wirklich, lieber Schwiegersohn, daß es auf diese eine Massage ankommt? Nun, dann will ich Ihr Vertrauen nicht erschüttern, aber deswegen dürfen Sie uns doch Ihre Gesellschaft nicht entziehen! Sie werden halt schlimmstenfalls um vierundzwanzig Stunden später gesund.“

Das Auto wartete hinter den Oleanderbäumen, und während sie sich anschickten, aufzubrechen, bewies ihnen Doktor Wolfrun haarscharf, was für ein aufgelegter Unsinn es wäre, heute abend nicht im Weilburg-Restaurant zu Abend zu essen. Der Platz war einzig, etwas Schöneres gab es nicht, der Tisch, den er hatte belegen lassen, stand halbgedeckt, man würde wie im Freien sitzen und doch geschützt; übrigens verspreche der Abend milde zu werden. Und während man fast mitten in den Föhrenwäldern, die sich den Berg hinaufzogen, tafelte, würde der Mond aufgehen, die ganze Stadt mit ihren unzähligen blühenden Gärten und das Neustädter Steinfeld dahinter sah man vor sich ausgebreitet liegen, und im Mondlicht entfaltete diese niederösterreichische Landschaft erst ihrer

romantischen Zauber. Wer das nicht gesehen hatte, der hatte überhaupt nichts gesehen! Mit einem Wort, es war das einzig Richtige, es war das schlechthin Selbstverständliche, daß man diesen Abend in der Weilburg-Wirtschaft am Lindkogel speisen mußte. Die Leute, die es nicht taten und anderswo speisten, konnte man nur bedauern.

Zu allem Überfluß hatte er auch noch Freunde eingeladen, die er aus Wien mitgebracht. Wer es sei, verriet er nicht, aber Albert und Agathe würden sich freuen, sie zu sehen und ein paar fröhliche Stunden mit ihnen zu verbringen. Sie sollten sich nur überraschen lassen, die andern, eben die, die er mitgebracht hatte, wußten auch nicht, in wessen Gesellschaft sie zu Abend speisen würden, er hatte es ihnen gleichfalls geheimgehalten. Beiderseits sollte es eine Überraschung geben, es würde ein gelungener Abend werden! Und eine kleine Unregelmäßigkeit ab und zu schade ganz und gar nichts, dafür könne er gutstehen, im Gegenteil, geradezu Wunder wirke sie manchmal. Besonders ein gutes Glas Wein zu gelegener Zeit, das sei die reine Arznei, und der Keller der Weilburg-Gastwirtschaft enthalte ausgesuchte Marken von bekannt guten Lagen; einen solchen Tropfen bekam man nicht jeden Tag zu schmecken!

„Da werden Sie etwas erleben, lieber Schwiegersohn!“ sagte er, während er Albert, dem das Einsteigen ins Auto Beschwerde verursachte, mit herkulischer Kraft in den Wagen hineinhob. „Einen solchen Gumpoldskirchner haben Sie im Feld nicht getrunken, sonst wären Sie nie krank geworden!“

„Meinem Mann ist das Weintrinken überhaupt streng verboten,“ bemerkte Agathe.

„Was nicht gar! Wer wird sich so pedantisch an die ärztlichen Verordnungen halten!“

Und mit lärmendem Gelächter, nachdem er ihnen noch die Staubdecke über die Knie gebreitet hatte, schwang er sich auf den leergebliebenen Platz neben seinem Kraftwagenlenker.

Alle Gegengründe, die Albert und Agathe geltend zu

machen versucht hatten, waren ebenso wirkungslos verpufft wie dieser letzte. Eigentlich paßte ihnen die Veranstaltung in keiner Weise. Sie störte die enge Ordnungsmäßigkeit ihrer Tageseinteilung, in die sie sich eingesponnen hatten, und durchkreuzte jene ausschließliche Hingabe an den Willen zum Gesundwerden, die für Kranke und deren Angehörige ein Kurleben noch halbwegs erträglich macht. Vor allem aber war gerade in der Gegend der Weilburg, die schon an die Laubzone des Helenentals grenzte, die Abendluft bedeutend feuchter als in den gegen das Flachland gelegenen Teilen von Baden, wo der Kalkboden vorherrschte. Agathe befürchtete, das Sitzen im Freien möchte dem Zustand ihres Mannes, der sich vor Erkältung zu hüten hatte, abträglich sein. Aber sie wußte, eher konnte es gelingen, die Donau bergauf fließen zu machen, als gegen den Willen ihres Vaters aufzukommen. Er war wie ein Schicksal, so taub und so unabwendbar. Es blieb nichts übrig, als sich zu fügen. Das einzige, was sie hatte durchsetzen können, war, daß vorher noch an der Offiziersheilanstalt vorgefahren werden sollte, um Albert Gelegenheit zu geben, sich persönlich beim Stabsarzt zu entschuldigen, wie er es für angemessen hielt. Bei dieser Gelegenheit konnte er sich auch seinen Mantel holen, der unbedingt mitgenommen werden mußte, darauf bestand sie.

Doktor Wolfrun, der mit der Zeit geizte und noch bei Tageslicht auf der Weilburg einzutreffen wünschte, weil er in seinem Programm, ehe man zu Abend speiste, noch einen Spaziergang vorgesehen hatte, konnte doch nicht umhin, sich wenigstens dieses kleine Zugeständnis abringen zu lassen. Man hielt also am Tor des Sauerhofes, und Albert stieg aus. Um nicht auf sich warten zu lassen, beeilte er sich, so viel er konnte, und kehrte wirklich in wenigen Minuten zurück, gefolgt von Miroslav, der den Mantel brachte, um ihn im Wagen zu verstauen. Inzwischen war auch Doktor Wolfrun ausgestiegen, um sich rasch noch mit dem Obergärtner der Kuranstalt zu besprechen, mit dem er, da er sich mit Rosen

zucht abgab, in steter Verbindung stand. Es würde nur eine halbe Minute Zeit beanspruchen, hatte er beim Aussteigen Agathen versichert. Aber nun kam er nicht wieder, die halbe Minute zog sich in die Länge.

Leise, damit der Fahrer es nicht hören sollte, sagte Agathe, den Kopf schüttelnd: „Wo bleibt er nur so lange? . . . Kannst du verstehen, daß dies mein Vater ist?"

„Eigentlich ein prächtiger Mensch in seiner Art," erwiderte Albert ebenso. „Aber es ist angenehmer, ihm nicht in die Nähe zu kommen. Ich begreife, daß es dich auf die Dauer im Gnadenhauswald nicht gelitten hat."

„Und manchmal kommt es mir vor, als ob ich ihm im Grunde meines Herzens doch sehr zugetan wäre. Wie er von Lebenslust sprüht! Wie der Wille förmlich in ihm tobt! Und wenn er etwas durchsetzen will — man hat nicht das Herz, es ihm abzuschlagen. Aber wie du sagst: es ist unmöglich, dauernd in seiner Nähe zu sein."

„Außer vielleicht für — Verrückte. Der Irrsinn besteht ja wohl zum Teil darin, daß man über ein bestimmtes Gebiet des eigenen Wesens die Herrschaft verloren hat. Da bedarf es denn eines fremden Willens, sie zu ersetzen."

„Vielleicht ist es dies, was ihn für solche Fälle zu einem gesuchten Arzt macht," meinte Agathe.

Albert sah auf die Uhr. Nun warteten sie bald eine halbe Stunde.

„Und dir wollte er kaum Zeit gönnen, deinen Mantel herunterholen zu lassen!" murrte Agathe.

„Ich schätze, er kann gelegentlich recht rücksichtslos sein gegen andere," sagte Albert. „Nicht bloß rücksichtslos aus Liebenswürdigkeit, meine ich, wie er es heute gegen uns ist, sondern wirklich rücksichtslos im schlimmsten Sinne. Wie benahm er sich eigentlich gegen deine Mutter? Erinnerst du dich noch?"

„Soweit ich mich entsinne, war er immer von ausgesuchter Ritterlichkeit gegen sie und trug sie förmlich auf den Händen. Ich glaube, er liebte sie . . ." Sie hielt inne und überlegte.

„Wenigstens von außen gesehen schien es so. Der Form nach war er immer tadellos . . . Wenn ich mir's recht überlege," fuhr sie nach einer kleinen Weile erneuten Nachsinnens fort, „so fällt mir jetzt hinterher allerdings manches auf, das man sich auch anders zusammenreimen könnte. Einmal, weiß ich mich zu erinnern, wurde ich stutzig, obgleich ich noch Kind war. Wie ein Brausewind war ich ins Schreibzimmer hineingefahren, um mir irgend etwas zu holen, und hatte die Tür jäh aufgerissen. Er befand sich allein darin mit seiner Sekretärin. Und damals hatte ich, so wenig ich mir auch Gedanken darüber machte, den Eindruck, es sei da irgend etwas nicht ganz in Ordnung gewesen. Es wäre mir unmöglich zu sagen, worauf sich dieser Eindruck gründete. Aber daß ich den an sich so unbedeutenden Vorfall überhaupt im Gedächtnis behalten habe, läßt mich fast vermuten, daß der kindliche Instinkt doch empfindlicher dadurch berührt worden war, als der kindliche Verstand damals begreifen konnte."

„Und deine Mutter —?" fragte Albert, den die Persönlichkeit Doktor Wolfruns von jeher gefesselt hatte, so daß es ihn reizte, in sein Wesen einzudringen. „Wie verhielt sie sich gegen ihn?"

„Meine Mutter lebte wie im Märchenland, mit ihrer Umgebung schien sie überhaupt wenig gemein zu haben. Und so lebte sie denn auch mehr neben ihm als mit ihm. Ein Anzeichen, daß in der Ehe meiner Eltern nicht alles so gewesen sei, wie es hätte sein sollen, möchte ich aber darin noch nicht erblicken. Es kommt so oft vor, daß Eheleute mehr neben- als miteinander leben, ohne daß eigentlich . . . ich meine — man braucht deswegen nicht gleich Schlüsse zu ziehen . . . Wenn der Mann im Beruf und in seiner Tätigkeit aufgeht, dann bleibt eben die Frau auf sich selbst angewiesen. Dann bleibt sie eben einsam — unter bestimmten Umständen wenigstens . . ."

„Muß sie das bleiben?" fragte Albert mit bedeutsamem Kopfnicken. „Sie könnte ja auch versuchen, mehr in seinen Gedanken und dadurch auch mehr mit ihm zu leben?"

„Das übersteigt denn doch in vielen Fällen ihre Kräfte," sagte Agathe mit einem Seufzer. „Manchmal kommt es mir vor, als hätte die Natur selbst in Mann und Weib schwer vereinbare Gegensätze einander gegenüberstellen wollen."

„Welch tiefgründige Erfahrung!" sagte Albert mit beißender Anzüglichkeit.

Sein Spott reizte sie. „Diese natürlichen Gegensätze," fuhr sie fort, „bestanden wohl auch zwischen meinen Eltern. Und wenn meine gute Mutter, soweit ich mich zurückerinnern kann, gegen den Vater auch stets die Nachsicht, Güte und Sanftmut selbst gewesen ist, so zweifle ich doch fast daran, daß sie ihn liebte. Eher möchte ich glauben, daß sie ihm dankbar war."

„Dankbar?" fragte Albert. „Und wofür?"

„Wofür? Vielleicht für mich."

„Wieso? Für dich?"

„Dafür, daß ich da war. Ich meine: daß sie ein Kind von ihm hatte. Dafür war sie ihm vielleicht dankbar."

„Dankbar, ohne ihn zu lieben?"

„Vielleicht sah sie in ihrem Kinde die natürliche Ausgleichung und Vereinigung der sonst unvereinbaren Gegensätze. Vielleicht liebte sie in diesem Kinde sogar ihren Mann."

„Also eigentlich gar nicht ihn selbst?"

„Ich kann mich ganz gut hineindenken. Es ist vielleicht die dem Weibe natürlichste Liebe."

„So wären wir darauf angewiesen," sagte Albert sichtlich verstimmt, „nicht um dessen willen geliebt zu werden, was wir sind? Immer nur um eines anderen willen? Immer nur gleichsam durch eine Mittelsperson? Dann ist das Weib die reicher Beschenkte! Denn der Mann denkt, wo er liebt, gewiß nicht — an ein Drittes!"

„Sondern immer nur an sich selbst?" fragte sie mit einer plötzlich ganz unvermittelt und unerklärbar hervorbrechenden Bitterkeit.

„Nein, an die geliebte Frau, die er glücklich wissen möchte,

denn ihre Leiden sind auch die seinigen. Nichts wünscht er sehnlicher, als sie davor zu behüten — aber freilich auch nichts fruchtloser, wenn nicht sie ihrerseits dazu mithilft. Wo Rat und Hilfe zurückgewiesen werden, muß er sich mit dem mageren Trost bescheiden, daß er sich wenigstens nichts vorzuwerfen habe."

„Aber das bleibt doch immer die Hauptsache!" rief Agathe mit ätzendem Spott. „Wenn man sich nur nichts vorzuwerfen hat! Wenn man nur den Nachweis eines streng korrekten Verhaltens erbringen kann! Und wenn man nur um Gottes willen keine Verantwortung auf sich geladen hat! Was braucht es noch weiter?"

Er antwortete nichts mehr darauf. Sie schwiegen und sahen beharrlich aneinander vorbei. Nach einigen Minuten peinlicher Spannung zog Albert abermals die Uhr. Nun warteten sie bereits über dreiviertel Stunden!

„Wen er wohl aus Wien mitgebracht haben mag?" begann Agathe wieder nach einer Weile. Sie bemühte sich, einen leichten und unbefangenen Ton anzuschlagen.

Es war gleichsam wie eine zur Versöhnung dargebotene Hand. Und Albert ergriff sie bereitwillig. Sie plauderten bald wieder fast ebenso ungezwungen und harmlos wie vorhin und erschöpften sich in Mutmaßungen, mit wem sie auf der Weilburg zusammentreffen würden. Die geheimnisvollen Freunde hatten noch einen Besuch in Baden zu erledigen gehabt und sollten mit der Straßenbahn am verabredeten Orte eintreffen.

„Nun sind sie wohl längst dort," meinte Agathe.

„Und geben vermutlich uns die Schuld, daß sie warten müssen," ergänzte Albert.

„Obgleich wir doch wahrhaftig nicht die Verantwortung dafür tragen," hatte Agathe auf den Lippen zu sagen, unterdrückte es aber lieber, um nicht abermals einen Mißton in die Unterhaltung zu bringen. Auch sahen sie jetzt Doktor Wolfrun endlich aus dem Garten treten. Er trug einen großen Strauß dunkler Rosen in der Hand, verabschiedete

sich von dem Gärtner, der ihn begleitet hatte, und näherte sich. — „Die Pracht schaut euch an!" rief er ihnen entgegen. „Habt ihr schon solche Zentifolien gesehen?"

Er war sichtlich angeregt und ganz aufgepulvert. Voll Eifer fing er, während er Agathen die Rosen überreichte, zu erklären an. Das war die Sorte Alsace Lorraine, die er schon lange suchte, hochrot, mit blauem Geäder! Und die blauen Adern breiten sich mehr und mehr aus, bis die ganze Blüte fast schieferblau wird. Aber der Gipfel war diese Lady Conventry, die war schon als Knospe dunkelviolett, aus der würde es noch einmal gelingen, die reinblaue Rose zu züchten, die das höchste Streben jedes Rosenliebhabers war, und um die auch er sich schon seit Jahren bemühte. Er schilderte, wie man dabei zu verfahren habe, wieviel Sorgfalt beim Übertragen der Pollen, wieviel Geduld und Aufmerksamkeit bei der fortgesetzten Wartung nötig sei, und welche Umsicht es erfordere, aus den erzielten Ergebnissen die richtige Wahl für die Zuchtkreuzungen zu treffen.

„Was so das Handwerksmäßige und zugleich Mühsamste ist," sagte er, „dabei zerreiße ich mich natürlich nicht, das überlasse ich meinem Gärtner. Aber die Auslese bestimme ich ganz allein, da lasse ich mir nichts dreinreden. Denn die richtige Auslese ist das Verantwortungsvollste dabei, auf sie kommt alles an — und es macht mir Spaß, ein bißchen Natur und Schöpfer zu spielen . . ." Mit vergnügtem Lachen unterbrach er sich endlich: „Na, jetzt wollen wir aber weitertöffen; es ist gut, daß wir in die Abendkühle hineinkommen."

Als sie auf der Höhe der Weilburg anlangten, wartete vor der Veranda des Speisehauses schon ein junges Paar.

„Ach, die Susel mit ihrem Mann!" rief Agathe, nun wirklich freudig überrascht. Nachdem sie aber ausgestiegen war und sie ordentlich betrachtet hatte, wurde sie ganz ernst und feierlich und zog sie an sich.

„Du gutes Kind, du bist schon gesegnet? Nun wage ich dich kaum mehr in meine Arme zu nehmen. Nun bist du

auf einmal die Ältere und Reifere, und ich muß zu dir aufblicken. Der Himmel beschütze dich und dein Kind und lasse dich tausend Freuden an ihm erleben!"

Sie küßte sie auf die Stirn. Die Augen standen ihr voll Tränen . . .

Da das Abendlicht noch kräftig war, obgleich die Sonne sich längst empfohlen hatte, so blieb immer noch ein halbes Stündchen Zeit, einen kleinen Weg zu machen. Auf halber Höhe, immer den Berghang entlang, zog sich ohne Steigung ein breiter, gut gehaltener Pfad hin. Unter den schwarzgrünen Schirmföhren duftete es wie in einem südlichen Pinienwald, und auch der gelbblühende Ginster, der in verstreuten Büscheln im felsig-trockenen Waldboden stand, erinnerte an den Pflanzenwuchs der Mittelmeerränder.

Die Herren waren vorausgegangen, langsam folgten ihnen die beiden jungen Frauen. Es war zum ersten Male seit Susel von Lengheims Trauung und Hochzeit im Herbst, daß Agathe sie als junge Frau Moerungen wiedersah. Da gab es vorerst genug Neuigkeiten aus dem Verwandten- und Bekanntenkreis auszutauschen und natürlich auch über viel Naheliegendes und Alltägliches zu plaudern. Aber bald wendete sich ihr Gespräch wieder vertrauteren Dingen zu und kehrte zu Susels Zukunftshoffnungen zurück. Sie zeigte sich nicht so selig darüber wie Agathe meinte, daß sie es im gleichen Falle wäre.

„Ach Gott, es ist viel früher gekommen, als ich mir's eigentlich gewünscht hätte!"

„Kann es einem je zu früh kommen?"

„Ich finde es so langweilig, wenn gleich die Scherereien anfangen. Ich hätte so gern das Leben als junge Frau noch ein bißchen genossen."

„Du weißt dein Glück nicht zu schätzen! Nein, du weißt es wirklich nicht zu schätzen! Und dabei hast du auch noch deinen Mann nicht im Feld —!"

„Dafür sitzt er den ganzen Tag im Büro. Aber aufrichtig gesagt, bin ich fast froh darüber, denn schon die paar Stunden

am Abend, wo er frei ist, wissen wir manchmal nichts Rechtes miteinander anzufangen. Er ist so gescheit und geistreich, viel zu gescheit und geistreich für mich, er würde — wie soll ich sagen? — eine Resonanz brauchen. Ich habe immer den Eindruck, daß ich ihm nicht recht genüge. Ich glaube, er hat sich in mir getäuscht, ich bin zu unbedeutend für ihn."

„Kindskopf du, sei nicht so bescheiden!"

„Du, Agathe," sagte Susel, plötzlich stehenbleibend. „Ich möchte gern deine Meinung wissen. Wir haben doch als junge Mädel immer von der großen, einzigen und wahren Liebe geschwärmt — nicht wahr? Später bin wenigstens ich ein bißchen davon abgerückt. Die Mutter stellte mir vor, daß das Leben aus Zugeständnissen bestehe, und das wird ja wohl auch richtig sein . . ."

„Fast scheint es manchmal so," sagte Agathe mit einem Seufzer.

„Mein Mann ist ja furchtbar lieb und nett zu mir," redete Susel weiter, während sie Seite an Seite ihren Weg fortsetzten. „Er trägt mich auf den Händen, und ich hab' ihn ganz gern, er ist mir nicht gerade unsympathisch. Aber daß ich ihn leidenschaftlich liebe, das könnt' ich mit dem besten Willen nicht behaupten. Mein Gefühl für Gustl Weidt war doch ein ganz anderes . . . Und nun also, um zur Sache zu kommen. Da las ich unlängst in einer halbwissenschaftlichen Zeitschrift, die Felix hält, einen Aufsatz, der mir Schreck einjagte. Es war nämlich darin mit vielen Beispielen und Statistik und so weiter nachgewiesen, daß fast alle großen, bedeutenden und besonders tüchtigen Menschen aus Liebesehen und von noch jugendlichen Vätern stammen. Seither lebe ich in der Angst, daß mein Kind ein ziemlich gewöhnlicher und alltäglicher Durchschnittsmensch werden könnte. Was sagst du dazu? Glaubst du, daß wirklich der Grad der Leidenschaft auf die Fähigkeiten des kommenden Geschlechts Einfluß hat? Hältst du es für möglich, daß gewissermaßen eine bestimmte Temperatur der Liebe dazu nötig ist, um ein hochbegabtes Menschenwesen hervorzubringen — so wie sich

etwa Gold aus Gestein nur bei gewissen Hitzegraden gewinnen läßt?"

„Darüber," sagte Agathe, „hab' ich mir eigentlich nie Gedanken gemacht, wenigstens nicht solche, die sich auf Kenntnisse stützen. Aber daß die Liebe, wenn sie uns auch im Wirbel der Leidenschaft zum Himmel zu erheben scheint, dazu da sei, uns schön warm mitten ins Dauerglück hineinzubetten, das ist mir schon manchmal recht zweifelhaft geworden. Ihr Sinn muß also ein anderer sein."

„Wenn sie überhaupt einen Sinn hat?" warf Susel dazwischen.

„Vielleicht ist sie der Pflug," sagte Agathe, „und wir sind die Ackerkrume, die umgebrochen wird, um Saat der Zukunft zu empfangen. Je tiefer die Pflugschar die Erde verwundet und aufreißt, um so kräftiger verspricht der Halm, um so schwerer die Ähre zu werden. So würden wir also nicht uns selbst und unserm begrenzten Glück leben, nein! — wir lieben und leiden der Ernte entgegen."

Solche Worte waren nun freilich für Susel viel zu herb und hart. Sie hatte sich im Vorbeigehen rasch etwas Trost und flüchtige Stärkung holen wollen und eigentlich darauf gehofft, daß auch Agathe von der jugendlich unbedingten Liebesforderung, die sie einst gemeinsam aufgestellt hatten, inzwischen zurückgekommen sein würde. Jetzt empfand sie das Ausharren der gereifteren Freundin bei gereifteren und strenger gewordenen Sehnsuchtszielen wie eine unbequeme Mahnung des Gewissens und half sich damit, es aus einer Art Weltfremdheit zu erklären, der Agathe verfallen sei, weil sie sich so lange dem gesellschaftlichen Verkehr entzogen hätte.

„Wenn die Liebe nicht glücklich macht," sagte sie obenhin, „dann hört sie wirklich auf, ein Vergnügen zu sein. Dann verzicht' ich ganz einfach darauf."

„Falls es von dir abhängt, tust du recht daran," antwortete Agathe lächelnd. „Auf ein Vergnügen kann man ohne weiteres verzichten. Auf ein Schicksal — freilich nicht."

Und tröstend fügte sie hinzu: „Die Gedanken, die jener Aufsatz in dir angeregt hat, die schlag dir ruhig aus dem Kopf! Meines Wissens waren Goethes Eltern keine jugendlich leidenschaftlichen Liebesleute. Von der Regel, selbst wenn sie bestünde, wird es also doch wohl Ausnahmen geben."

„Ja, das muß wohl so sein!" rief Susel sichtlich erleichtert. „Und schließlich kann man, wenn man mit offenen Augen um sich blickt, jeden Tag die Erfahrung machen, daß der kluge Durchschnitt eigentlich besser fährt als das Außerordentliche. Vielleicht wäre es nur eine zitternde Freude, besonders begabte Kinder zu haben. Und die Helden und Genies, die scheinen mir eigentlich auch fast zu teuer erkauft, wenn Leidenschaft von Leiden stammt, worauf das, was du sagst, hinausläuft. Ich will abwarten, was der Zufall bringt, und zufrieden sein, wie's kommt. Wüßt' wirklich nicht, wie ich dazugekommen wäre, mein bißchen angenehm behagliches Dasein einem nebelhaften Zukunfts- oder Menschheitsideal zu opfern!"

„Das konnte allerdings niemand von dir verlangen!" sagte Agathe mit gutmütig spöttischer Überzeugtheit.

XII.

Eine Stunde später, als man bei Tische saß und die anfangs zerstreute Unterhaltung sich nach und nach auf bestimmte Gegenstände festlegte, denen alle gleichen Anteil entgegenbrachten, sollte Agathe einer ähnlichen Auffassung der Liebe, wie sie sie aus eigenstem Erleben heraus Susel gegenüber geäußert hatte, zu ihrer Überraschung im Munde Doktor Moerungens begegnen.

Der Platz, wo die kleine Gesellschaft zu Abend speiste, r einzig schön, der Himmel rein und milde. Das flache sflöß der Wirtschaft, wo man saß, befand sich auf einer r dem Tal der Schwechat aufsteigenden Bodenstufe, am ß des föhrenbewachsenen und würzige Harzdüfte aus-

strömenden Badener Lindkogels, und gewährte nach der freien Seite einen herrlichen Ausblick, über die im jungen Grün prangenden Parkanlagen der Weilburg hinweg, auf die Stadt mit ihren zahlreichen, in blühende Gärten gebetteten Landhäusern, und darüber hinaus, auf die dampfende Ebene des Neustädter Steinfelds. Die zahlreichen Gehöfte und zerstreuten Ortschaften da draußen, zwischen geradlinig abgegrenzten Anbauflächen und Fruchtstrecken eingelagert, fingen an, sich in bläuliche Dünste und Rauchschleier zu hüllen, die sich über das ganze weite Flachland hinzogen. Aber noch standen die sanften Höhenzüge des Leithagebirges und der kleinen Karpathen, die es ostwärts gegen Ungarn begrenzten, im tiefen Blau der Ferne gegen den wolkenlosen Abendhimmel . . .

Enge und Weite in lieblicher Mischung vereinend, schien der von Doktor Wolfrun gewählte Ort gleichermaßen zu Einkehr und Ausblick zu mahnen. Es kam wie von selbst, daß die durch die reizvolle Umgebung und den vortrefflichen Wein angeregte Stimmung besonders die Herren zu einem immer lebhafteren, gelegentlich sogar hitzigen Gedankenaustausch veranlaßte.

Agathe konnte sich noch gut daran erinnern, wie Felix Moerungen schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr im Hause Lengheim den von ihr damals allzu unvorsichtig aus dem Stegreif vertretenen Meinungen mit seiner Wortgewandtheit beigesprungen und als Anwalt jener Liebesleidenschaft aufgetreten war, die aus dem Unbewußtsein stammt, und die er als das über aller Vernunft Stehende, als das schlechthin Selbstlose, ja als heilig gepriesen hatte. Da sie aber seinen Ehrgeiz, für einen guten Gesellschafter zu gelten, kannte, so war sie geneigt gewesen, hierin weniger einen Ausfluß seiner wahren Überzeugung,als die ritterliche Absicht zu erblicken, ihrer Unbeholfenheit im Ausdruck zu Hilfe zu kommen. Nun sollte sie eines Besseren belehrt werden. Denn unbeeinflußt von ihr entwickelte er Ansichten, die sich abermals, und zwar recht nahe, mit den ihrigen berührten.

Und wenn er den Gedanken, daß Liebe nur scheinbar und vorübergehend persönlichem Glück diene, dagegen in Wahrheit nichts anderes sei als der strenge Befehl, die eigenen Ziele dunklen Menschheitszielen aufzuopfern, noch klarer aussprach und schärfer betonte, als sie ihn in ihrer mehr gefühlsmäßigen Weise empfunden hatte, so konnte sie sich der Vermutung nicht erwehren, daß auch aus ihm die Bitternis eigenen Erfahrens und Enttäuschtseins rede. Von seiner Seite aus war seine Verbindung mit Susel offenbar eine Liebesheirat gewesen. Und Agathen schien es wahrscheinlich, daß er Susel nicht so sehr als geistig zu unbedeutend, wie diese argwöhnte, sondern als zu matt- und engherzig erfunden habe. Leidenschaft vermißte Leidenschaft, und, wie es immer geht, die Folge war — leiden.

Das Gespräch der Herren drehte sich übrigens nicht in erster Linie um Liebe. Nur Felix Moerungen gelangte, wie schon damals im Hause Lengheim, allmählich und ganz unwillkürlich dahin, diesen Gegenstand zu Vergleichszwecken heranzuziehen, um seine Auffassung von den Urtrieben des Menschenherzens zu stützen, die sich gerade in dieser Zeit so unendlich viel mächtiger erwiesen als alle künstlichen Zäune und Gatter, die die fragwürdige Gesittung einer vielleicht absterbenden Lebensordnung umhegten. Der Ausgangspunkt aber war, wie es ja kaum anders sein konnte, das Bedürfnis gewesen, das ein jeder empfand, sich immer wieder aufs neue mit dem unerhörten Weltgeschehen des Krieges auseinanderzusetzen.

Seine Ursachen im politischen, seine Aussichten im militärischen Sinne zu erörtern, das Feststellen der Verantwortlichkeiten, das Hinundherschieben von Anklage und Schuld — das alles konnte man Staatsmännern und Zeitungen überlassen, die es mit mehr oder weniger Wahr-itsliebe oder Verlogenheit seit gut dreiviertel Jahr bis m Überdruß betrieben hatten und unentwegt weiter trieben. Dagegen blieb es eine zur Lösung stetig heraus-dernde Aufgabe, den tiefsten und wahren Ursachen nach-

zuspüren, die überhaupt zu einem so entsetzlichen Verhängnis führen konnten, und die doch wohl irgendwie in Natur und Gesellschaft verankert sein mußten. Seinen Sinn galt es zu enträtseln, seine Bestimmung in der Ökonomie des Weltganzen, wofern man in diesem nicht eine unheilbare Wirrnis erblicken wollte. Und hierin konnte kein erkenntnissuchender Verstand ermüden, kein nach wahrer Gesittung verlangender Geist, kein menschengläubiges und zukunftsfrohes Gemüt sich genugtun.

Nun war Doktor Wolfrun von Anfang an ein erbitterter Gegner des Krieges gewesen. In seinen Augen bestand der einzige Sinn, den er haben konnte, darin, die Völker durch bitterste Erfahrung zu belehren, daß er barer Unsinn sei. Seine geschichtliche Bestimmung konnte höchstens die sein, die Geschichte, wie sie bisher von unfähigen Staatsmännern und ränkespinnenden Botschaftsräten gemacht worden sei, ad absurdum zu führen, seine wirtschaftliche, die bestehende Wirtschaftsordnung als überlebt zu erweisen, seine sittliche, den Gedanken des Weltfriedens der Verwirklichung näher zu bringen. Der Krieg fing bereits an, ihn in seinen Lebensgewohnheiten zu beeinträchtigen, darüber schäumte er. Aber es wäre falsch gewesen, seinen Mangel an Begeisterungsfähigkeit für die Sache des Vaterlandes lediglich auf diesen Umstand zurückzuführen. Dafür war er doch ein zu umfassender Geist. Wenigstens Agathe, der er eigentlich aus dem Herzen sprach, ob sie gleich ein Zusammenprallen seiner unbekümmert geäußerten Ketzereien mit den Überzeugungen ihres Gatten fürchtete, zweifelte nicht daran, daß es an einem ernsten und festgefügten Unterbau für die kritischen Mörserbatterien, die er in verwegener Laune auffahren ließ, nicht fehlen könne. Aber echt weiblich suchte sie die Gründe für seine Verwerfung des Krieges in Tatsachen des Gefühls.

„Ach, der Weltfrieden —!“ sagte sie. „Wie gern würde man, wenn man es mit angesehen hat, was die armen Verwundeten leiden, noch an seine Möglichkeit glauben! Un



unsere braven, schlichten Leute aus dem Volk — wie viel Tausende mäht oft ein einziger Tag hin! Es wäre an der Zeit, daß das Morden ein Ende nähme!“

„Für die Unzähligen habe ich wenig übrig,“ antwortete Doktor Wolfrun. „Die sind dazu da, den Humus zu bilden, aus dem wieder Unzählige wachsen. Es ist ein gleichbleibender Kreislauf, der für die Entwicklung keinen Wert hat.“

Agathe verstand nicht, wie er es meinte, da begann er, es ihr zu erklären. Es war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, dem Kleinleben mit dem Mikroskop an den Leib zu rücken. Und gerade das Unscheinbarste im Kreislauf des Organischen beschrieb er ihr jetzt.

„Wenn du eine Handvoll Erde im Walde aufhebst, so findest du die verwesenden Blätter mit zarten braunen und weißen Pilzfäden zusammengesponnen und dazwischen glashelle Schleimtropfen, Algen, die nur aus einer einzigen Zelle bestehen, dann kleine Kelche, Näpfe, Töpfe, Schalen, aus denen zitternd und tastend durchsichtige Fühler und gallertartige Verästelungen herauswachsen. Und wenn du nun gar ein stecknadelkopfgroßes Krümchen dieser Erde unters Mikroskop nimmst, so kannst du hunderttausend allerwinzigste Lebewesen darin feststellen, von denen du vorher nichts gewußt hast. Diese ganze Gesellschaft, all jene Wurzelfüßler, Schleimpilze, Algen, Amöben und wie sie sonst heißen mögen, und in treuer Bundesgenossenschaft mit ihnen — Schulter an Schulter — diese Millionen Bodenbakterien, sind Tag und Nacht rastlos an der Arbeit, das Bestehende aufzulösen, zu verdauen, zu zersetzen. So bereiten sie aus Pflanzenleichen Walderde. Und wenn sie damit fertig sind, können aus dem Waldboden neue Pflanzen wachsen. Und wenn die Pflanzen wieder gestorben sind, haben die Wurzelfüßler, Amöben und Bodenbakterien wieder etwas zu verdauen, aufzulösen und zu zersetzen. So verläuft das Leben der Unzähligen. Es ist ja recht interessant,“ sagte er und brach in fröhliches Lachen aus, „aber ihr Schicksal berührt mich nicht weiter, weil es belanglos bleibt.“

„Sie könnten doch, lieber Schwiegerpapa, keine Rosen züchten," sagte Albert lächelnd, „wenn Sie keinen Humus hätten?"

„Sehr richtig, aber ich h a b e Humus, der wird von selbst. Die Rosen aber muß ich eben ziehen, und zwar mit Verstand und Umsicht. Und das ist es, was ich dem Krieg vorwerfe: er ist ein schlechter Züchter! Er züchtet nicht mit Verstand und Umsicht, er züchtet hinunter, statt hinauf. Er bringt nicht bloß die Unzähligen um — das könnt' ich verschmerzen, die wachsen nach —, er bringt auch die einzelnen um und sogar die einzigen, wahllos, wie ein blinder Teufel! Schlimmer als wahllos! Die Besten sucht er sich heraus, die Kräftigsten, die Beherzten, die Aufopfernden! Der Krieg ist wider die Natur, denn das Naturwollen ist auf Steigerung der Art gerichtet. Was käme heraus, wenn ich bei meinen Rosen so verführe? Der Krieg ist ein Pfuscher!"

„Sie vergessen, daß es nicht bloß darauf ankommt, Menschen zu züchten," nahm Doktor Moerungen das Wort. „Das Wichtigere sind Ideen, Gedanken, Gesinnungen! Und können Sie bestreiten, daß die Nötigung, dem Tod stündlich ins Auge zu schauen, dem Aufschwung der Seelen günstiger ist als ein gesichertes Dahinleben, das nur zu oft in Weichlichkeit versumpft? All die Begriffe, die die Enge des Persönlichen sprengen, züchtet der Krieg: Ehre, Freiheit, Vaterland, Treue, Gehorsam und Demut, Einordnung und Volksbewußtsein, Tapferkeit und Zuversicht, Selbstlosigkeit und Gottvertrauen. Wenn das Naturwollen auf Steigerung der Art gerichtet ist — warum sollte es auf ein so wirksames Erziehungsmittel verzichten? Oder meinen Sie, daß der Erwerbskampf, die Genußsucht, bestenfalls noch die Familiensorge den geeignetsten Boden dafür bereiten, hohe Gedanken in die Herzen der Völker zu pflanzen? Selbstverständlich will ich nicht bestreiten, daß auch der Friede andere und wertvollere Antriebe besitzt, die die Höherentwicklung fördern. Aber bisweilen bedarf es vielleicht doch eines Pfluges, der

schärfer pflügt. Und wenn wir es jetzt staunend erleben, daß sogar die Unzähligen, die sonst als Wurzelfüßler und Amöben ihr Dasein fristeten, Ziele der Allgemeinheit begreifen lernen und sich ihnen opfern — wem ist es zu danken? Dem Krieg!"

„Dahinter steckt nichts als bare Verblendung," versetzte Doktor Wolfrun, „Suggestion, Massenpsychose! Und all die schönen Dinge, die Sie nennen, werden den Leuten ja nicht eingeimpft, um ihr Leben zu steigern, sondern um sie ans Messer zu liefern! Höchstens die Stumpfen, Eigensüchtigen und Gewitzten, die sich eben nichts einreden lassen, was der Selbsterhaltung widerstrebt, kommen mit dem Leben und geraden Gliedern davon."

„Da müßte zuerst erwiesen sein," bemerkte Albert, „daß jede Kugel trifft. Das ist ja leider manchenorts der Fall gewesen, ich selbst habe mit meinen Leuten auf solchen Posten gestanden. Aber das Ganze überblickend und nach dem Gesetz der großen Zahl, dürfen wir gottlob annehmen, daß noch immer mehr brave Kerle übrigbleiben werden, als deren ins Gras beißen mußten."

„Und vor allem stirbt man nicht bloß in Schlachten den Heldentod," ergänzte Moerungen. „Was immer das Leben groß, erhaben, schön und überhaupt erst lebenswert macht, fordert Blutzeugen: Glaube, Liebe, Kunst, jede Hingabe an höchste Zwecke. Nur das engste Vegetieren verläuft verhältnismäßig ungefährdet. Wo der Geist einsetzt, beginnt die Not, und je mehr er sich über den Boden erhebt, um so mehr muß er auf das Gefeitsein eines dumpfen Wurzelfüßler- und Amöbendaseins verzichten. Denn die Urgewalt der Triebe und Leidenschaften, die der auf Steigerung der Art gerichtete Naturwille gerade in den Herzen der Hochstehenden entzündet, sprengt nicht selten ihr irdisches Gefäß. Aber ihr Wert für Allgemeinheit und Zukunft ist so groß, ; ihnen der einzelne unbedenklich geopfert wird."

„Wo finden Sie einen Vergleichspunkt zwischen Menschennbringen und geistigen Belangen der Menschheit?" fragte olfrun, den Kopf schüttelnd.

Albert berührte mit der Hand den Ärmel seines Schwieg-
vaters. Er fühlte sich zu gefestigt in seinem Urteil und G
wissen, als daß er sich irgend hätte ereifern können, und b
schränkte sich darauf, lächelnd zu erinnern: „Im Krieg geschie
das Menschenumbringen bekanntlich nicht aus Freude an d
Sache."

„Sondern aus reinen und selbstlosen Antrieben," setzte Felix Moerungen des Rittmeisters Worte fort. „Aus Begeisterung und Hingabe an Ideen, die der Naturwille für so wertvoll hält, daß er sogar den Trieb der Selbsterhaltung aufhebt, um sie zur vollen Auswirkung gelangen zu lassen. In ähnlicher, wenngleich verborgenerer und unbewußter bleibender Absicht entfesselt er in den Herzen die Liebe. Auch sie denkt nicht an sich selbst, auch sie opfert sich, wo es nottut, dunklen Menschheitszielen. Wie dort um natürliche Zuchtwahl von Gemüts- und Charakterwerten, so handelt es sich auch hier um Höherzucht, und zwar durch Auslese zwischen den Geschlechtern, die dem Zug des Herzens folgt. Denn die richtige Paarung bringt nicht der Verstand zuwege, nur die Magnetnadel der Leidenschaft verbürgt zuverlässige Führung."

„Das Sprichwort sagt, Liebe sei blind und mache blind."

„Giordano Bruno sagt, sie erleuchte, kläre und erhelle Verstand und Gemüt und mache blind nur die von Natur Unedlen . . ."

In diesem Augenblick unterbrach Susel ihren Mann, indem sie ängstlich nach seiner Hand faßte. Mit aufgerissenen Augen starrte sie erschrocken in die weite, schon abendgrau verdämmernde Ebene hinaus.

„Was ist das für ein Feuerschein? Ein Gehöft muß brennen!"

Aller Blicke folgten dem ihrigen. Weit draußen über dem Steinfeld, wo man die ferne Bodenwelle des Leithagebirges in halber Dunkelheit gerade nur noch ahnen konnte, flammte es auf, daß der Horizont rot erglühte, und wurde größer, breitete sich aus.

„Ein ganzes Dorf muß in Flammen stehen!“ klagte Susel, fast dem Weinen nahe.

Da nahm der feurige Punkt eine gewölbte Gestalt an, wie ein glutroter Hügel in der Ferne, und wuchs aus dem Flachland heraus, ein Feuerberg! Der Vollmond war es, der unerwartet rasch über den äußersten Ausläufern des Höhenzuges emporstieg und auch schon mit seiner vollen Scheibe am Rand der Ebene stand, riesengroß, ganz unwahrscheinlich groß und rot . . .

„Da kommt er wie gerufen!“ lachte Doktor Wolfrun auf. Es machte ihm Vergnügen, daß alles eintraf, wie er sich's ausgedacht hatte, sogar der Mond mußte ihm gehorchen und nach Wunsch zur Verfügung stehen.

„Der Mond will hören, was Doktor Moerungen über die Liebe zu sagen hat,“ scherzte Agathe.

Susel wechselte den Platz und setzte sich mit dem Rücken gegen das unglaublich leuchtkräftige Gestirn.

„Ich könnte nachtwandeln,“ meinte sie. „Auch sagt man, daß Kinder leicht ein Muttermal abbekommen, wenn man um diese Zeit ins Feuer schaut. Überhaupt ist, den Mond anschwärmen, nicht meine Sache. Felix ist der Verliebtere von uns beiden, ich hab' meinen Teil weg . . . Warum ist also,“ wendete sie sich an ihren Mann, „die Leidenschaft gar so wichtig?“

„Man sagt, daß die in Liebe empfangenen Kinder die wertvolleren seien.“

„Ach, das hast du in deiner Zeitschrift gelesen. Ich las es auch, aber ich glaub' nicht daran.“

„Wer könnt' es ergründen? Unzweifelhaft beweisen läßt es sich kaum. Aber ich frage mich: was sonst soll uns den rechten Weg zu künftigen Geschlechtern weisen, wenn nicht die Liebe, die über aller Vernunft steht und uns überwältigt wie ein geheimnisvolles Wunder? Wer erklärt mir ihr Dasein, wenn sie nicht eine Bestimmung hat?“

„Ihre Bestimmung ist, uns Freuden zu gewähren,“ sagte Susel mit harmloser Oberflächlichkeit.

„Dann wäre die Bestimmung der Vaterlandsliebe und des Volksgefühls, daß man sich auf Liedertafeln und Kommersen mit dem Absingen patriotischer und nationaler Lieder unterhalte."

„Aber ich bitte Sie," rief Doktor Wolfrun, „ein Verliebter denkt doch an keinen Zweck? Er will einfach lieben und glücklich sein."

„Selbstverständlich d e n k t er an keinen Zweck, aber er e r f ü l l t ihn. Auch hier kann eine vernünftige Weltordnung nur Steigerung der Art im Sinne haben. Für alle reinen Leidenschaften gilt das gleiche Gesetz: unbewußt und jedes in seiner Art dienen sie heiligen Zukunftszielen. Das ist die Bestimmung der Soldatenbegeisterung, die im Trommelfeuer standhält. Das ist der Wert der Verbissenheit des Künstlers in sein Schaffen, die ihn eher hungern und sich aufreiben läßt, als daß er sich durch Liebedienerei dem Tageserfolg gegenüber entwürdigt. Das ist der Geist des Glaubens einer religiös gestimmten Seele, die im Krankendienst — wie wir es jetzt so oft verehrend mit ansehen — Gesundheit und Leben freudig der Nächstenliebe darbringt, nur um das Reich Gottes in sich zu verwirklichen. Und das ist auch der tiefere Sinn der Liebe. Sie ist von allen vielleicht die gewaltigste, von ihr hängt Aufstieg oder Niedergang, ja das Bestehen der ganzen Rasse ab, darum schreitet sie unter Stürmen einher. Keinen nimmt sie aus, einen jeden erfaßt sie, und wo sich Hindernisse entgegenstellen, weiß sie sogar den Tod in Seligkeiten umzufärben. Die Zeitungen berichten ja ständig von solchen Tragödien, wie Liebende freudig das Leben hinwarfen, weil sie sich nicht angehören konnten, oder eine nicht naturgewollte Paarung ihnen drohte. Also auch hier die nämliche Erscheinung: Aufopferung des einzelnen für die menschheitswichtige Idee. So ist der Liebestod wie der Soldatentod ein Sterben für grundsätzliche Werte, der Liebesgram wie die empfangene Wunde ein Leiden um sie . ."

„Und wo bleibt das Glück?" rief Susel. „Bildest du d ein, ich hätte mich zu Tode gekränkt, wenn ich dich nicht [illegible] kommen hätte?"

„Die Liebe ist kein Glück, sondern ein Verhängnis!“ sagte er hart und plötzlich aus der Stimmung fallend.

Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und wendete das Antlitz dem Mond zu, der, kleiner und silberig geworden, schon ein gut Stück höher am Himmel heraufgezogen war. Seine mageren, bartlosen, ausgearbeiteten Züge nahmen sich in dem fahlen Licht, neben dem scharfe Schlagschatten standen, fast dämonisch aus.

„Das Glück —“ sagte er mit ätzender Laune, „das ist das Lockfutter für die Stecknetze und Fanggarne, mit denen man Rebhühner und Krammetsvögel fängt. Die Bedauernswerten! Ihr Schicksal führt sie an der Nase, beziehungsweise am Schnabel, sie meinen, einen gedeckten Tisch zu finden und finden ihn auch, aber zu spät: erst wenn sie gebraten aufgetragen werden, und nicht um zu speisen, sondern um verspeist zu werden. Was weiter? Auch sie können sich damit trösten, daß sie einem höheren Zweck dienen.“

Er lachte laut heraus und wollte sich den Anschein geben, als hätte er im Scherz gesprochen. Aber niemand lachte mit, ein peinliches Schweigen war eingetreten, denn jedermann hatte das Gefühl, daß eine verräterische Bitterkeit, in der er Verborgenstes preisgab, ihn für einen Augenblick übermannt habe. Indes empfand keiner den Mißton schriller als er selbst, in dessen Art es sonst so gar nicht lag, Intimes auszuplaudern. Und gewandt, wie er war, beeilte er sich, den Eindruck zu verwischen, und in den Gesellschaftston einer geistreich geführten Unterhaltung zurückzufinden.

„Also um abzuschließen — denn ich verbohre mich in unhaltbare Stellungen,“ sagte er geschmeidig und sich gleichsam entschuldigend . . . „Was ich mit meinen ungereimten Einfällen, mit denen ich die werte Gesellschaft schon zu lange in Anspruch genommen habe, zur Erwägung stellen wollte, s ist, wenn ich es zusammenfassen darf, ungefähr Folgendes: er Krieg ist keine so unerhörte Ausnahmserscheinung, wie vom Wurzelfüßler- und Amöbenstandpunkt aus scheinen chte. Er ist nur einer, allerdings einer der rauhesten Wege,

auf denen der Naturwille die Menschheit zwingt, den steilen Berg ihrer Bestimmung aufwärts zu klimmen. Die Opfer, die er fordert, sind grausam — wer könnte es leugnen? Aber Opfer fallen immer und überall, wo es um Ideale geht. Denn diese würden verblassen und verflachen, wenn sie nicht auch ihre Tragik hätten."

Mit diesen in bündigster Form gleichsam wie an ein Kirchentor angeschlagenen Thesen war der Bekenntnisstreit auf feste Grundlage gestellt, und das Protestieren konnte beginnen. Das tat denn auch nicht bloß Susel, die die Krammetsvögel nicht schuldig bleiben wollte, sondern vor allem Doktor Wolfrun, der sich getroffen und in die Spezies der Wurzelfüßler eingereiht fühlte. Wie immer, wenn die Überzeugungen von vornherein feststehen und jeder an der seinigen festzuhalten gesonnen ist, war die Meinungsverschiedenheit durch das ansehnliche Gewicht der herangefahrenen Gründe nicht ausgeglichen, sondern zog erst recht ihre Kreise wie das Wasser um die Stelle, wo eine Last Steine hineingeschüttet wurde. Im Anfang gab es sogar recht erregte Wogen, allmählich aber wurden die Kreise weiter und flacher und plätscherten schließlich nur noch als spielende und scherzende Wellchen gegen die Uferränder des Schweigens. Man hatte mit der Zeit die Wahrnehmung gemacht, daß die liebliche Mondnacht ihre höchste Weihe durch die lauschende Stille empfing, mit der sie Himmel und Erde in ihren silberigen Zauber verspann.

Aber Doktor Wolfrun hätte gewünscht, noch die Stimme seines Schwiegersohnes zu vernehmen, der sich die ganze Zeit her stumm verhalten hatte. Das paßte ihm wenig: wer unter seinem Vorsitz tafelte, dem gestattete er keine Eigenbrötelei. Denn ihm war Geselligkeit so viel wie Beherrschen und Richtung geben, niemand sollte sich ausschließen dürfen zu tanzen, wenn er pfiff. Zuerst versuchte er, Albert durch herausfordernde Bemerkungen aus seiner Geborgenheit zu locken; als es aber nichts fruchtete, rückte er ihm geradlinig ohne Umschweife an den Leib.

„Ich höre Sie beharrlich schweigen, lieber Schwiegersohn. Und dabei sind Sie der einzige unter uns, der den Krieg nicht bloß vom Hörensagen kennt. Es wäre für mich und sicher auch für Doktor Moerungen von aufklärendem Wert, wenn Sie zu den Fragen, die uns hier eine Zeitlang beschäftigt haben, Stellung nehmen wollten."

„Verzeihen Sie," sagte Albert, aus silbernen Mondnachtsgedanken erwachend, „das Reden ist nicht gerade Sache des Soldaten. Aber wenn ich in wenigen Worten aussprechen darf, was mir auf dem Herzen liegt, so wäre es dies, daß der Krieg unendlich viel entsetzlicher ist, als jeder, der ihn nicht in der Nähe gesehen hat, in seinen wildesten Fieberträumen es sich ausmalen könnte. Darum sollte, solange Friede herrscht, alles nur Erdenkliche geschehen, den Frieden zu erhalten und die Menschheit vor so fürchterlicher Züchtigung zu bewahren."

„Das sagen Sie?" wunderte sich Wolfrun. „Sie, als Offizier, als berufsfreudiger Soldat?"

„So viel ich weiß, dachte Moltke nicht anders, und auch Hindenburg dürfte nicht anders denken. Ich kann mich also auf Stimmen von einigem Ansehen berufen."

„Und die erziehliche Kraft des Krieges, die Felix vertritt?" forschte Doktor Wolfrun, sichtlich angeregt, weiter. „Und seine Lehre von der hohen Sendung des Krieges, von seiner Bedeutung für die Aufwärtsentwicklung der Menschheit? Wie stellen Sie sich dazu?"

„Ich kann Doktor Moerungen nicht widersprechen," antwortete Albert. „Ich kann ihm auch nicht voll zustimmen. Wenn man so mitten drin steht wie ich, so verliert man wohl die Fähigkeit, mit wünschenswerter Freiheit und Unbefangenheit zu urteilen . . ."

Er hob den Blick zum klaren Himmel, den das helle Mondlicht milchig überflutete, so daß nur vereinzelte blasse Sterne wie ferne Ahnungen sichtbar blieben, und schien nachzudenken . . . „Höchstens rein persönliche Empfindungen könnte ich aussprechen," sagte er, „zu denen mein Erleben

im Feld sich ganz allmählich und eigentlich erst hinterher verdichtet hat. Während der letzten Wochen blieb mir ja leider bei meiner unfreiwilligen Muße Zeit genug übrig für beschauliche Rückblicke . . .“

Und er fuhr fort: „Es ist hier mehrfach von bestimmten Naturnotwendigkeiten die Rede gewesen, die das Seelenleben beherrschen sollen. Von einem Naturwillen, der die Menschen wie mit Hilfe von Instinkten, durch Triebe und Leidenschaften, die er in ihnen entzünde, dahin führe, wo er sie haben möchte. Nun gesteh' ich offen, daß mir solche Gedanken früher auch nicht ganz fremd gewesen sind. Es gab Zeiten, wo ich es für eine Naturnotwendigkeit hielt, daß die Völker gelegentlich aufeinanderprallen müssen, damit sich zeige, was Stahl sei, und was Ton, was wert, zu bestehen, und was wert, verworfen zu werden. Der Kampf um Sein und Sonne, das Überleben des Stärkeren, die natürliche Auslese des Tüchtigsten und ähnliche Zeitgedanken liegen ja gleichsam in der Luft, wer könnte sich ihnen gänzlich entziehen? Unwillkürlich dringen sie uns durch alle Poren und leben manchmal ganz friedlich mit unserm alten Kinderglauben zusammen, ohne daß wir es uns selbst recht klar machen. So betrachtete wohl auch ich Leben und Weltgeschichte, wenigstens zeitweilig, als ein dunkles Geschehen und Sichereignen nach Naturgesetzen, uns selbst gewissermaßen als Moleküle im Gären und Aufzischen eines chemischen Prozesses. Aber da draußen an der Front, in Not und Tod, da gewann ich nach und nach eine andere und neue Schätzung des Menschen und seines Willens. Vielleicht war es auch gar keine neue, vielleicht war es nur die alte, in Vergessenheit geratene Schätzung, die ich zurückgewann. Diese alte oder neue, jedenfalls von mir neu erlebte Schätzung flößte mir Ehrfurcht ein, tiefe Ehrfurcht vor dem sittlichen Willen des Menschen. Denn ich habe ihn so oft scheinbar unlösbare Aufgaben bewältigen und scheinbar unerschütterliche Naturnotwendigkeiten überwinden sehen, daß ich ihn schließlich als mindestens gleichwertige Macht neben unseren Trieben und

Leidenschaften anerkennen mußte. Und ich fragte mich, ob denn dies ganze grauenerregende Schlachten wirklich ein blindes Naturgeschehen sei, und ob es, wie es vom menschlichen Willen beherrscht wird, nicht auch durch menschlichen Willen vermieden werden könne? Der Mensch ist ein Teil der Natur, gewiß! Aber er ist nicht ein Stein, der fällt, weil er fallen muß, und nicht ein Tier, das willenlos seinen Instinkten überliefert ist. Sein Geist, wenn er auch hinsichtlich seines Leibes den Naturgesetzen unterliegt, ist frei, und neben der natürlichen gibt es für ihn auch eine sittliche Weltordnung. Ihr Verhältnis zueinander völlig aufzuklären, müßte man Philosoph sein. Ich verstehe mich nicht darauf. Aber ich glaube an die Zukunft einer sittlichen Weltordnung, und ich glaube mehr als je daran, daß der sittliche Wille im Menschen den natürlichen Willen bändigen und beherrschen soll und kann. Und wo dies nicht in genügendem Maße geschieht, da spreche ich — obgleich das Wort schon fast für veraltet zu gelten scheint — von Schuld."

„Sie meinen also," fragte Moerungen, „daß der Krieg, wie es ja in allen Zeitungen zu lesen steht, hätte vermieden werden können? Und daß bestimmte Menschen — die man natürlich immer beim Feind zu suchen hat — daran schuld trügen?"

„Nicht bestimmte Menschen," sagte Albert, „alle Menschen. Die natürliche Weltordnung kommt aus Gründen, die Sie erwähnt haben, ohne Kriege nicht aus. Die sittliche Weltordnung könnte sie entbehren."

„Es käme also nur darauf an, zu wollen?"

„Es käme nur darauf an, an die Verwirklichung der sittlichen Weltordnung ebensoviel Kraft und Arbeit zu wenden, ebensoviel Geist und organisatorische Fähigkeit, Manneszucht und Opferwillen, ebensoviel Begeisterung, Pflichtgefühl und stilles Heldentum, wie für diesen einzigen Krieg der ganzen Erde aufgewendet worden ist und noch aufgewendet wird."

Zusel, in ihrer naturwüchsigen Ruschligkeit, glaubte aus

seinen Worten eine unbedingte Absage an den Krieg herauszuhören, der ihr im einzelnen gelegentlich kleine Unbequemlichkeiten auferlegte, obgleich sie sich im ganzen wenig darum kümmerte. „Das ist mir aus der Seele gesprochen!“ stimmte sie freudig bei. „Wie viel Schönes und Nützliches hätte sich mit demselben Geld und der gleichen Arbeit leisten lassen! Überhaupt das viele Menschenblut — puh! Seien Sie froh, Albert, daß Sie wenigstens Ihren Rheumatismus haben!“

„Ganz so, verehrte Gnädigste, mein' ich es denn doch nicht,“ antwortete Albert lachend. „Und was meinen Rheumatismus betrifft, so darf ich hoffen, daß er mich nicht mehr lange daran hindern wird, an die Front zurückzukehren. Denn das erste, was geschehen muß, um uns dem Zustand näher zu bringen, den ich meine, besteht darin, daß jeder seine Pflicht tue, bis zum letzten Atemzug! Sie können mir auch aufs Wort glauben, daß ich die meinige nicht nur deshalb, weil es meine Pflicht ist, sondern nach wie vor mit Überzeugtheit und Begeisterung erfüllen werde.“

„Nun, wenn es sein muß . . .“ meinte sie obenhin. „Aber warum fangen Sie mit der friedlichen Gesinnung nicht gleich bei sich selbst an?“

„Weil leider die Zeit dafür noch nicht gekommen ist. Noch zeigt sich selbst angesichts der Schrecken dieses Krieges bei keinem unserer Gegner die geringste Spur von ehrlicher Bereitwilligkeit, in der Menschheit aufzugehen. Im Gegenteil! Alle verbeißen sich neuerlich aufs wütendste in sich selbst und sogar die Kleinsten, die fast aufgesogen schienen, beginnen sich zu rühren und wollen lieber großtuerisch herausfordernde Natiönchen als friedfertige Menschen sein. Die Lehre: Liebet alle Völker, achtet sie, lernt sie kennen und laßt sie in ihrer Eigenart neben euch bestehen, wofern sie nur euch selbst bestehen lassen — diese Lehre ist auf der ganzen Welt bisher einzig von den Deutschen gepredigt und zum Teil auch befolgt worden. Was war der Dank? Daß die ganze Welt sich vereinigt hat, über das deutsche Volk mit der Vernichtungswut des Wahnsinns herzufallen. Unter

solchen Umständen wäre es Torheit, wenn der Deutsche aufhören wollte, in erster Linie Deutscher zu sein, wäre es Verrat, es nur halb zu sein, wie es leider zum geheimen Gespött der Feinde viele, besonders die verstreut lebenden Deutschen noch immer sind. Und unter solchen Umständen wäre es Selbstmord, wenn der Deutsche aufhören wollte, wehrhaft zu sein. Bevor nicht auch alle anderen Völker reif geworden sind, Mensch zu werden, bevor sie nicht aufgehört haben, den Menschheitsgedanken zu schänden und zu verhöhnen, indem sie seine hohen Worte und edlen Begriffe heuchlerisch dazu mißbrauchen, ihrem Haß und Neid und ihrer habgierigen Eigensucht ein Mäntelchen umzuhängen, eher kann von einem dauernden Weltfrieden keine Rede sein. So lange muß und wird es eben Kriege geben, so lange müssen und werden Ströme Blutes fließen, und so lange werde ich mit Begeisterung Soldat sein. Denn solange ich mein Volk und Vaterland von Arglist und Vernichtungswillen bedroht sehe wie jetzt, so lange wüßte ich mit meinem Leben wirklich nichts Besseres anzufangen, als es für die Ehre unserer Waffen einzusetzen."

„Dann sind mir Ihre Worte von vorhin zu hoch gewesen," bekannte Susel unbekümmert. Und sich an Agathe wendend: „Hoffentlich hast du deinen Mann besser verstanden?"

„Ich glaube, ihn ganz richtig verstanden zu haben," antwortete Agathe ernst.

In dem Schweigen, das jetzt eintrat, fand jeder, der dazu Lust hatte, Gelegenheit, die schwerwiegenden Fragen, die berührt worden waren, still bei sich noch einmal zu überdenken. Mochte man darüber reden, so viel man wollte, man schöpfte sie nicht aus, sie blieben ungelöste Rätsel, geheimnisvoll wie das Leben selbst, geheimnisvoll wie die Stimmen der Nacht, die jetzt zur Geltung kamen: das Rauschen des Flusses, das unendlich viel lauter als bei Tage aus dem Talboden heraufdrang, das dunkle Atmen des Nachtwindes, das ab und zu aus Föhrenkronen herüberwehte, und der emsige Chorgesang irgendeines Froschtümpels

in der Ferne, der manchmal aus unbekannten Ursachen verstummte, um plötzlich mit erneuter Heftigkeit wieder einzusetzen. Klein wie ein Silberstück stand der Mond nun hoch am Himmel und war, so viel Jahrtausende ihn schon gesehen hatten, immer das gleiche Wunder, mit seinem zwecklosen Dahinfliegen durch den todstummen Raum . . .

Doktor Wolfrun zog seine Uhr. Ehe er seinen Weg nach dem Gnadenwald fortsetzte, wollte er seine Gäste nach Baden zurückfahren, um Albert und Agathe nach Hause, Felix und Susel, die den letzten Zug nach Wien erreichen mußten, an den Bahnhof zu bringen. In wenigen Minuten war es Zeit, aufzubrechen.

Er legte die Hand auf die Schulter seines Schwiegersohnes. Und als dieser sich rasch herumwendete und ihn fragend ansah, schob er ihm das Weinglas hin, ergriff sein eigenes Glas und schlang den Arm um Alberts Arm.

So tranken sie Bruderschaft, setzten die Gläser wieder auf den Tisch und schüttelten sich schweigend die Hand.

XIII.

In den frühen Morgenstunden, wo Albert seine Bäder nahm und Agathe nicht mit ihm beisammen sein konnte, machte sie gern einsame Spaziergänge in die Umgebung, wobei sie das schattige Helenental bevorzugte.

Von hier führte die Straße in wenigen Wegstunden nach Reisenmarkt und zum Gnadenwaldhaus, wo sie aufgewachsen war, und das sie noch immer als Heimat empfand, wenn sie sich auch längst nicht mehr dort zu Hause fühlte. Hier nahmen die weitgedehnten Buchenforste ihren Anfang, die ihre goldiggrünen Zelte talauf und -ab durch die ganze waldrauschende Berggegend wölbten. Hier zog, eingeengt im vielgewundenen Talboden, mit trautem Murmeln und Plätschern die glashelle Schwechat dahin, der das Waldland ringsum, und weiter oben, wo sie noch ein dünnes Bächlein gewesen war,

auch der Gnadenwald seine Wasser zuführte. Heimatlüfte wehten Agathen hier entgegen, und Kindheitserinnerungen erwachten, die vom Duft des Waldmeisters und der Zyklamen erfüllt waren . . .

Jetzt blühte im moosigen Grunde freilich noch nichts weiter wie die geruchlose weiße Anemone. Dafür hatte das junge Laub an den Zweigen noch die unberührte Weichheit von Blütenblättern und duftete nach Frühling. Sie wurde an diesem Morgen, der so taufrisch erwachte, und wo die atemanhaltende Stille des Waldes, weltfern von Menschenschritt und Menschenlaut, nur dem Schlag der Finken und heimlichen Rufen des Kuckucks zu lauschen schien, nicht müde, die Zweige zu sich herunterzubiegen und die frischen Blattknospen zu betrachten, die so lind und neugeboren waren wie das zarte mollige Körperchen eines Kindes. Sie berührte dieses junge weiche Laub mit ihren Lippen, drückte es sanft gegen die geschlossenen Augenlider und streichelte es mit ihrer Wange. Es hatte so etwas Werdendes und Schonungsbedürftiges in seiner rührenden Reine und Zartheit, immer wieder mußte sie dabei an ein süßes, weiches Kinderkörperchen denken.

Ein Zweig, den sie zu tief heruntergebogen hatte, schnellte jäh zurück und streifte schmerzhaft ihr Ohrläppchen wie mit einem Peitschenhieb. War das der Dank für die nutzlos verschwendeten Zärtlichkeiten? Sie besann sich und setzte langsam ihren Weg fort. Allüberall war neues junges Leben erwacht, nur ihr eigener Frühling blieb einsam und freudlos. Wohin mit all den stürmischen Liebkosungen, die das übervolle Herz fast sprengen wollten? Schon dachte Albert neuerdings an die Front; kaum daß er hergestellt wäre, würde er nicht mehr zu halten sein. Ihren eigenen Fragen, auf wie lang er seinen Urlaub auszudehnen gedenke, wußte er freilich
iszuweichen. Aber an jenem Abend auf der Weilburg,
ı hatte er sich verraten, als er Susels unzarte Bemerkung,
ß er sich über sein Kranksein nur freuen könne, weil es
ı vor Gefahren behüte, so entschieden zurückwies. Keine

Minute länger, als unbedingt nötig, würde er bleiben, nun wußte sie es, wenn sie noch daran gezweifelt hatte. Er war imstande und rückte noch hinkend wieder ein; in der Hinsicht war ihm alles zuzutrauen.

Dann blieb sie noch einsamer zurück, als sie nun schon an seiner Seite war. Es schien ihr ein für allemal bestimmt, einen kranken Mann oder gar keinen zu haben. Zwecklos verblühte ihre Schönheit. Die frischeste Zeit ihrer Jugend, wo andere junge Frauen glücklich waren und Mütter wurden, stahl ihr dieser entsetzliche Krieg, der kein Ende nehmen wollte. Und nach wie vor dachte Albert an nichts wie an „Pflicht". Als ob die Sehnsucht nicht noch anderer Speise bedurft hätte! Ach, es war ja ein schöner und hoher Standpunkt, den er unlängst mit solcher Wärme gegen Doktor Moerungen verfochten hatte, daß es neben dem natürlichen auch einen sittlichen Willen gebe, und daß dieser Herrschergewalt gewinnen müsse über jenen. Sein ganzes Wesen sprach sich darin aus, seine feste und strenge Männlichkeit, die ihr Achtung abzwang, obgleich sie darunter litt und sich manchmal eine mildere Hand gewünscht hätte. Aber es gehörte eben Anlage dazu, das Herz unter die Zucht kühler Besonnenheit zu stellen und sich für die Unterdrückung seiner natürlichen Regungen an der moralischen Genugtuung schadlos zu halten, die sie immerhin gewähren mochte. Nicht für jeden Fuß konnte der gleiche Schuh passen. Gab es nicht auch Naturen, die der Freude bedurften? Die von Pflicht allein nicht leben konnten?

Immer der Schwechat entlang dem breiten schattigen Waldpfad folgend, begann sie darüber nachzudenken, wie Alberts Gedanken zu dem stimmten, was Priszilla Orlik damals, als sie ihr vom Pflegedienst abriet, über die Pflicht und den Willen gesagt hatte. Und sie entdeckte, daß diese beiden Meinungen nicht nur nicht übereinstimmten, sondern Gegensätze waren. Denn die Hofrätin hatte alles Pflichtmäßige, jedes Wollen und Sollen entschieden abgelehnt und das Einswerden mit sich selbst nur demjenigen in Aussicht gestellt, der seinen natürlichen Notwendigkeiten gehorche.

Eine solche Lehre leuchtete Agathen eher ein. Aber sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie Gefahren in sich barg. Eine Seele von solcher Höhe und Reinheit wie die Hofrätin konnte ihr anhangen, denn der sittliche Wille war zugleich auch ihre eigenste und innerste Natur, das Pulsen des Blutes und der Schlag des Herzens klang mit dem Sollen zwanglos in eins zusammen — so blieb jeder Zwiespalt ausgeschlossen. Wie aber stand es um Menschenkinder, die Anfechtungen unterlagen? Was geschah, wenn ihr irdisches Verlangen mit der sittlichen Forderung in Widerstreit geriet? Wo gab es dann einen Ausweg aus dem Irrgarten der Leidenschaften?

Unter solcher Besinnlichkeit war Agathe allmählich auf jene weiten, üppigen, zwischen Wälder eingebetteten Matten gelangt, die im Volksmund die Hochwiese genannt werden. Von jenseits des Flusses grüßte, auf umbuschter Anhöhe gelegen, ein kleines gotisches Gedächtniskirchlein zu Tal, vor langer Zeit zum Dank für abgewendete Not und Seuche gestiftet und ihr nicht unbekannt; denn sie hatte Sonntags darin schon ein paarmal eine kurze Andacht verrichtet. Diesseits, in die Lehne eines Hügels eingebaut, befand sich am Rand der Wiesentrift eine aus Felsstücken und Bruchsteinen gefügte Grotte, unter deren Wölbung Sitzbänke angebracht waren, um Spaziergängern einen geschützten Ruheplatz zu gewähren. Bis zu dieser Stelle pflegte Agathe ihren Morgenspaziergang auszudehnen. Auch jetzt betrat sie wie gewöhnlich die Grotte, legte eine Handvoll Wiesenblümchen und zierliche Gräser, die sie mit Auswahl gepflückt hatte, vor sich auf den roh gezimmerten Tisch und schickte sich an, sie zu einem Sträußchen zu ordnen, um den Rückweg wieder anzutreten, sobald sie damit fertig geworden und genügend ausgeruht wäre. Aber kaum daß sie saß, hörte sie von der Seite, nach welcher sie keinen Ausblick hatte, rasche Schritte sich nähern, und im nächsten Augenblick stand zu ihrer größten Überraschung Freiherr von Zill vor ihr.

Es fiel ihr sogleich auf, daß er sie anders als sonst, nicht in gemessener Haltung, sondern mit flüchtiger Hast und beinahe

unwirsch begrüßt hatte, und daß er sich, ehe sie ihn dazu einlud, ohne weiteres ihr gegenüber auf einer Bank niederließ. Er sah übernächtig aus, sein Äußeres war vernachlässigt, sein Anzug nicht so geordnet wie sonst, die Kappe eingedrückt. Auch bemerkte sie mit Verwunderung, daß er den Säbel trug.

„Seien Sie mir nicht böse!" stieß er mit fliegendem Atem hervor. „Ich habe Sie erwartet, ich hoffte, daß Sie kommen würden. Ich sah Sie schon öfters am Morgen hier eintreten, aber ich wagte nie, mich Ihnen zu nähern. Heute kann ich nicht anders, ich muß mich von Ihnen verabschieden, und außerdem habe ich Ihnen eine Mitteilung zu machen. Ich habe mich eben vorhin mit Oppenheim geschlagen, da oben im Wald hinter dem Jägerhaus, woher ich gerade komme. Ich habe ihn niedergeschossen — erschrecken Sie nicht, er ist nicht tot, wie er es verdient hätte. In wenigen Monaten kann er wiederhergestellt sein, versichert der Arzt. Es braucht ihm nicht einmal ein Denkzettel zurückzubleiben, was ich fast bedauern würde. Denn daß sein Blut geflossen ist, bleibt eine geringe Genugtuung, wo so viele brave Kerle das ihrige schuldlos vergießen. Vielleicht prahlt er noch damit, als ob er sich die Wunde an der Front geholt hätte."

„Gottlob, daß er nicht tot ist!" atmete Agathe auf, die so erschrocken war, daß sie am ganzen Körper zitterte. Sie preßte die Hand aufs Herz und rang nach Worten, um nähere Umstände zu erfragen.

Aber die Befriedigung, die sie darüber geäußert hatte, daß Oppenheim lebte, brachte den Hauptmann aus Rand und Band. Mit wildrollenden Augen, ingrimmig, beinahe drohend schrie er sie an: „Wär' Ihnen am Ende leid um ihn gewesen?"

Die Art, wie er mit ihr umging, empörte Agathen. Ihre Brauen zogen sich finster zusammen, ihre Mundwinkel zuckten, mit eisiger Kälte hielt sie seinem Blick stand. Da besann er sich, faltete die Hände, und während Tränen ihm in die Augen traten, wiederholte er eindringlich, mit gebrochener Stimme

zu ihr flehend: „Wär' Ihnen denn wirklich leid um ihn gewesen?“

„Nicht um ihn,“ antwortete sie, durch die bedauernswerte Gemütsverfassung, in der er sich zu befinden schien, milder gestimmt; „nicht um ihn — aber um Sie!“

Das Wort wirkte auf ihn wie eine Fanfare. Ein Aufleuchten ging über sein Gesicht, er kreuzte die Arme über dem Hinterhaupt und sah sie an wie ein Trunkener, mit ganz irrsinnigem Ausdruck, daß sie sich beinahe vor ihm zu fürchten anfing. Und plötzlich warf er sich leidenschaftlich ihr zu Füßen, ergriff ihre Hände und bedeckte sie mit Küssen. Sie sprang auf und stieß ihn zurück, sich von ihm losreißend. Zu Tode erschrocken und außer sich vor Erregung, mit schweratmender Brust, sank sie auf eine entfernter stehende Bank nieder, scheu und ängstlich zu ihm hinübersehend.

„Was fällt Ihnen ein? Sind Sie toll geworden?“

Er hatte sich erhoben und nahm wieder seinen früheren Platz ein. Es kam jetzt sichtlich eine Ernüchterung über ihn. Er ließ den Kopf hängen und wagte kaum den Blick zu ihr zu erheben.

„Ja, ich glaub' es fast selbst, daß ich toll geworden bin . . .“

Und neuerdings aufbrausend, als ob er sie zur Rechenschaft zöge: „Aber meinen Sie, ich hätte Fischblut in den Adern?“ schrie er auf. „Das ist durchaus nicht der Fall, ich wußte mich nur zu beherrschen, aus Rücksicht für Sie! Denn ich habe Sie geliebt vom ersten Augenblick an. Und ich werde Sie lieben bis zu meinem letzten Atemzug! Wenn so was mal in einem Tiroler drin ist, das geht nimmer heraus. Verdammen Sie mich, wenn Sie müssen, ich kann nicht anders. Und Sie sollen es auch wissen, bevor ich von Ihnen scheide; es würde mir das Herz abgedrückt haben, wenn es unausgesprochen geblieben wäre. Ich liebe Sie!“

Schweigen Sie! Kein Wort weiter!“ flehte sie, sich die en zuhaltend.

Ich liebe Sie! Ich liebe Sie! . . . Darum war es auch, ich mich mit Oppenheim schlug.“

„Darum —?“ rief sie entsetzt. „Was habe ich mit Oppenheim, was haben Sie mit mir zu schaffen? Habe ich Ihnen oder ihm auch nur die geringste Ursache gegeben, mich für eine Frau zu halten, bei der etwas zu holen ist?“

„Nicht die Spur davon!“ sagte er mit spottender Anzüglichkeit. „Sie waren gegen uns beide immer gleich abweisend, Sie haben Sonne und Wind stets überaus gerecht verteilt. Verdammt unparteiisch waren Sie, das muß ich gestehen!“

„Sie meinen wohl, ich hätte Sie bevorzugen müssen?“

„Wenn Sie zu unterscheiden wüßten, so hätten Sie es getan!“

„Wenn Sie zu unterscheiden wüßten, so hätten Sie gemerkt, daß die kalte Gleichgültigkeit, mit der ich Oppenheim begegnete, etwas anderes war als die Freundschaft, die ich Ihnen entgegenbrachte.“

„Freundschaft —!“ rief er, bitter auflachend.

„Nun? Ich bitte — —? Was wünschen Sie eigentlich? Fanden Sie jemals Anlaß, anzunehmen, daß ich meinen Mann nicht liebe?“

Baron Zill beugte sich vor und faßte Agathen scharf ins Auge. „Lieben Sie ihn wirklich!“ fragte er entschlossen dagegen. „Haben Sie an seiner Seite jenes Glück gefunden, das Sie verdienen?“

Sie stutzte — einen Augenblick zögerte sie, einen ganz kurzen, kaum merkbaren Augenblick, dann rief sie wie aus einer wirren Betäubung heraus, ein lautes, fast allzu lautes, fast übertrieben beflissenes „Ja!“

Der Hauptmann sank wie zerbrochen in sich zusammen und starrte zu Boden. Schweigen trat ein. Agathe nahm ihre Blümchen und Gräser zu sich herüber auf den Schoß und fuhr fort, ihr Sträußchen zu binden.

„Ob ich noch mehr Glück verdient hätte,“ fing sie nach einer kleinen Weile wieder zu reden an; „ob es ein vollkommeneres Glück auf Erden überhaupt gibt, als es mir zuteil geworden ist — das weiß ich wahrhaftig nicht. Aber das eine weiß ich, daß ich ohne jede andere Rücksicht nur nach meinem Herzen

wählte, als ich meinen Mann heiratete. Und auch darüber bin ich mir vollkommen klar, daß ich einen gütigeren, nachsichtigeren, tüchtigeren und edleren Mann nie hätte finden können als es der meinige ist. So, nun wissen Sie es. Ich hoffe, daß Sie einen erneuten Beweis meiner vorhin erwähnten Freundschaft für Sie darin erkennen werden, wenn ich nach allem, was vorgefallen ist, so ruhig, offen und aufrichtig zu Ihnen spreche . . . Und nun sagen Sie mir noch: warum haben Sie sich eigentlich mit Oppenheim geschlagen?"

„Weil er sich rühmte, Sie hätten ihm Avancen gemacht, Geschenke von ihm angenommen und so weiter."

„Der Elende!"

„Ich wußte, daß es erlogen sei. Darum bin ich für Ihre Ehre eingetreten."

„Für meine Ehre! Das nennen Sie für meine Ehre eintreten, wenn Sie mich zum Gegenstand eines öffentlichen Skandals machen?"

„Von Skandal kann keine Rede sein. Der wahre Anlaß des Zweikampfes bleibt geheim, es wurde unter Ehrenwort ein Vorwand vereinbart. Schon der leidende Zustand Ihres Mannes forderte diese Rücksicht."

„Die Herren sind ja überaus liebenswürdig," sagte Agathe mit neuerdings sich regendem Unmut. „Meine Person wenigstens wird also gnädigst aus dem Spiel gelassen. Und warum erzählen Sie mir dann überhaupt die ganze Geschichte?"

„Weil ich noch heute abreise und Wert darauf lege, daß wenigstens Sie mein und Oppenheims Verschwinden richtig zu deuten wissen."

„Also, so viel ich verstehe, um mir Gelegenheit zu ewiger Dankbarkeit zu geben? Aber Sie vergessen, daß Sie Ihren Ritterdienst wieder ins Gegenteil verkehren, indem Sie meine Ehre, für die Sie eingetreten sind, nur um so empfindlicher antasten."

„Wo hätte ich das getan?"

„Indem Sie behaupten, mich zu lieben."

„Das kann Ihrer Ehre unmöglich nahetreten."

„Aber Oppenheim konnte es?"

„Er liebte Sie nicht, er hoffte Sie bloß zum Gegenstand seiner Lüste zu machen."

„Und was erhoffen Sie sich eigentlich?"

„Daß Sie zwischen Liebe und Frivolität zu unterscheiden wissen werden."

„Ich wiederhole, daß ich zwischen Oppenheim und Ihnen sehr wohl zu unterscheiden weiß," sagte Agathe mit steigender Erregung. „Aber gerade darum: Seine liederlichen Verführungskünste konnten nicht einmal den Saum meines Kleides berühren. Ihre Liebe aber beleidigt mich."

„Es kann Ihnen doch gleichgültig sein, wenn ich Sie liebe?"

„Es ist mir gleichgültig, aber nicht, daß Sie es mir sagen!"

„Warum soll ich es verheimlichen müssen?"

„Weil im Aussprechen ein Werben und eine Hoffnung auf Erhörung eingeschlossen liegt."

„Ich habe längst alle Hoffnung begraben."

„Weshalb mußte ich es dann wissen, daß Sie mich lieben? Ich, die Gattin Ihres Kameraden —?"

„Ich greife nicht in seine Rechte!"

„Warum mußte ich es dann wissen, daß Sie mich lieben?"

Er schwieg, den Kopf in die Hand gestützt, er schien zerknirscht. Das Mitleid in ihr fing an, sich wieder zu regen. Sie hätte ihm so gerne alles erdenkliche Glück gegönnt. Es tat ihr weh, ihn in solcher Herzensbedrängnis, verstrickt in die Wirrnisse einer aussichtslosen Leidenschaft zu sehen, und sie bedauerte, daß sie so gar nichts dazu tun konnte, ihm zu helfen.

„Es ist schade," sagte sie mit einem Seufzer, „daß Sie nicht lieber geschwiegen haben. Wir hätten so gute Freunde bleiben können!"

„Hierin mögen Sie wohl recht haben. Ich fühle nun selbst, daß ich das Tischtuch zwischen uns entzweigeschnitten habe . . ." Er war jetzt äußerlich ganz gefaßt und saß ihr ernst und ruhig gegenüber, den offenen Blick in stiller Wehmut auf sie ge-

richtet. „Daran ist nichts mehr zu ändern," sagte er traurig. „Und wenn ich auch könnte, ich würde doch nichts daran ändern. Es mußte einmal heraus, ich konnte nicht von Ihnen gehen, ohne mich ausgesprochen zu haben. Und wenn Sie das nicht begreifen, so ist es eben nur darum, weil Sie niemals Ähnliches erfahren haben. Denn so ist nun einmal die unglückliche Liebe: alles nimmt sie willig auf sich, nur unerkannt will sie nicht bleiben. Sie begehrt nichts für sich, sie weiß von vornherein, daß ihre Wünsche Luftgebilde und ihre Hoffnungen Blendwerk sind. Sie ist darauf gefaßt, entsagen zu müssen, und auch bereit, zu verzichten und nichts für sich zu suchen und zu verlangen — nur den einzigen Trost kann sie nicht entbehren, daß das geliebte Wesen von ihr wisse. Weshalb? Was treibt sie dazu? Warum muß sie sich selbst preisgeben und der sicheren Gefahr aussetzen, mit Geringschätzung behandelt, ja mit Verachtung zurückgewiesen zu werden? Ich weiß es nicht. Vielleicht ist es etwas wie eine Hoffnung aufs Jenseits, daß die Seelen, die sich hier nicht finden konnten, von aller irdischen Hemmung befreit, sich dann um so inniger vereinigen würden, zueinander hingerissen durch die Gewalt der Inbrunst, die die Liebe trotz allem sich zutraut. Rauben Sie den Trostlosen nicht ihre wunderlichen Täuschungen! . . . Und damit ich nicht ganz verzweifeln muß," sagte er, innerlich zerschlagen und gänzlich haltlos geworden — „versagen Sie dem kranken Herzen nicht das einzige, das Sie ihm noch gewähren können, den eingebildeten Balsam, daß es nur in der Welt der Tatsachen, nicht im Reich der Ideen hoffnungslos geliebt habe! Beantworten Sie mir offen und ohne Rückhalt noch diese einzige Frage: *Wenn* Sie Ihren Mann nicht liebten — ich setze nur den Fall, ich weiß, es ist ausgeschlossen — *wenn* Sie ihn, sagen wir, nie gekannt hätten, ihm zufällig nie begegnet …en — würden Sie mir auch *dann*, auch *dann* nicht … sein können?"

„Aber ich bin Ihnen doch gut!" versuchte ihn Agathe zu …chwichtigen.

„Antworten Sie aufrichtig!“ bestand er. „Sie wissen genau, wie ich es meine!“

Agathen war es zumute, als zappelte sie in einem Netze, aus dem sie nicht heraus könne. Sie wollte ihn so ungern kränken, aber sie konnte doch auch nicht unaufrichtig gegen ihn sein. Sie war ihm von Grund ihres Herzens zugetan, sie schätzte ihn aufrichtig, er war ein durch und durch gediegener Mensch, ein hervorragend tüchtiger Offizier, im feindlichen Feuer hatte er wahren Heldenmut bewiesen und vor wenigen Stunden noch der Pistole Oppenheims ins Auge gesehen, um ihre Ehre zu verteidigen, dafür war sie ihm schließlich doch auch zu Dank verpflichtet. Kurz, hunderterlei hätte sie anführen können, was zu seinen Gunsten, und nichts, was gegen ihn sprach; es gab nicht viele Menschen, die ihr so wert waren, ihr so zusagten, denen sie so freundschaftlich und teilnehmend gegenüberstand — aber Liebe? Nein! Lieben hätte sie ihn nicht können! Auch wenn sie ihren Mann nie gekannt hätte, ihm nie begegnet wäre. Lieben nicht! Sie wußte nicht warum, es wäre ihr unmöglich gewesen, einen Grund dafür anzugeben — aber er war nicht der Mann, den sie hätte lieben können!

In peinlichster Verwirrung machte sie Anstrengungen, sich um eine klare Antwort herumzudrücken.

„Wie können Sie mir so das Messer auf die Brust setzen?“ sagte sie mit gezwungenem Lachen. „Ich bitte Sie, lieber Baron, das ist zuviel verlangt, daß ich wissen soll, was wäre und nicht wäre, wenn dies oder das nicht wäre oder wäre!“

„Sie weichen aus!“ rief er mit dumpf brütendem Mißtrauen.

Agathe streckte ihm die Hand entgegen: „Wir bleiben Freunde! Genügt Ihnen auch das nicht?“

„Es muß mir genügen,“ sagte er, aufs tiefste enttäuscht. Denn er hatte endlich begriffen, daß seine Liebe abgelehnt sei, zurückgewiesen, nicht nur im alltäglichen Sinne von Mensch zu Mensch, nein, in jeder Hinsicht, auch im Reiche der Gedanken, auch in der reinsten Sphäre der Vergeistigung.

der Wahngebilde und der Träume. Das gab ihm den Fang und vernichtete ihn völlig. Aber äußerlich bewahrte er seine Haltung und ergriff ihre dargebotene Hand: „Leben Sie wohl und verzeihen Sie mir, wenn Sie können!"

„Leben Sie wohl und haben Sie Dank! Die Sache mit Oppenheim werde ich Ihnen nie vergessen!"

Ein kurzes Aufleuchten noch: „So werden Sie sich doch noch manchmal meiner erinnern?"

„Mein ganzes Leben lang!"

Sie schüttelten einander die Hände. Es war ein Abschied für immer, wenigstens soweit es sich voraussehen ließ . . .

Sie sah ihm noch lange nach, wie er den schmalen Pfad über die Hochwiese hinwandelte und schließlich in den Wald verschwand, ohne noch einmal nach ihr zurückzublicken. Da sie beide den gleichen Heimweg hatten und Agathe nicht so knapp hinter ihm dreingehen wollte, so hielt sie es für nötig, noch zu verweilen, und um die Zeit hinzubringen, ging sie über die Brücke und stieg die Anhöhe zum Gedächtniskirchlein hinauf. Noch zitterte die Erregung in ihr nach. Sie sehnte sich nach einer Minute der Sammlung und Einkehr. Die im ländlichen Geschmack ausgeschmückte Kapelle war leer, sie kniete in einen Betschemel und barg ihr Antlitz in den gefalteten Händen.

Wild und wirr gingen ihre Gedanken durcheinander, drehten und wirbelten um sich selbst wie Blätter in windbewegten Laubkronen des Waldes. Sie wollte beten und zwang sich, ihre Aufmerksamkeit Gott zuzuwenden. Und da war es die sechste Bitte des Vaterunsers, die ihr zuerst in den Sinn kam: . . . „und führe uns nicht in Versuchung!"

O wie unerwartet konnten doch Gefahren sich heranschleichen! Und wie leicht konnte es geschehen, daß das verlangende Herz ihnen unterlag, wenn nicht sein natürlicher und freiwilliger Einspruch es davor behütete! Denn alles Wollen wäre nichtig gewesen ohne diese Bundesgenossenschaft eines unwillkürlichen Widerstrebens. Da gab es freilich ein Mahnwort, das sagte: Wachet und betet, daß ihr nicht in Ver-

suchung fallet. Aber stand es denn in unserer Hand, Anfechtungen von uns fernzuhalten? Und wenn sie kamen, und wenn es ihnen gelang, die Leidenschaft in uns aufzuwühlen, spotteten sie dann nicht aller Wachsamkeit? Dann stürzten die geborstenen Dämme des Willens vor der sturmaufgewühlten Naturgewalt wie Kartenhäuser zusammen und wurden jauchzend hinweggefegt. Dann gab es nur mehr einen einzigen Willen, kein Sterblicher war dann mehr imstande, zu wollen, was er eigentlich nicht wollte! . . .

Also wehrlos preisgegeben, wenn einmal eine wirkliche und ernsthafte Gefahr an sie heranträte?

Sie schauderte. Diesmal — das durfte sie sich beruhigt einräumen — hatte sie bestanden. Aber es hatte keinen Kampf gekostet, keine Selbstüberwindung und Selbstaufopferung. Ohne Aufwand von Willenskraft hatte ihr Herz gesprochen, wie es ihm natürlich war: sie liebte ihn nicht, hätte ihn nie lieben können. Das konnte man keine wirkliche und ernsthafte Gefahr, keine Versuchung, keine Anfechtung nennen. Ein solcher Sieg war kein Beweis von Gefeitsein. Nur wenn das Feuer seiner Leidenschaft auch in ihr schlummernde Flammen angefacht und auflodern gemacht hätte, und sie hätte dennoch die sittliche Kraft gefunden, ihn zurückzuweisen — dann erst wäre der Beweis erbracht gewesen. Aber würde sie eine solche Probe bestanden haben? Sie fühlte sich ihrer selbst nicht so sicher, um es unbedingt zu bejahen. Vielleicht wäre sie zu schwach dazu gewesen — was dann? Wenn sie Liebe für ihn empfunden hätte — was dann? Wenn sie ihn hätte lieben *müssen*, weil sie gar nicht anders gekonnt hätte — was dann?

Es graute ihr davor, solche Gedanken zu Ende zu denken . . . Wozu auch? Gottes Gnade hatte sie behütet, ihr keine strengere Prüfung auferlegt, als sie bestehen konnte, keine Entscheidungen von ihr gefordert, denen ihre Kräfte nicht gewachsen gewesen wären. Dafür dankte sie ihm inbrünstig.

Und sie betete: „Führe uns nicht in Versuchung!" . . .

XIV.

Als der Flieder und der Goldregen in Blüte standen, war Albert so weit hergestellt, daß er, auf seinen Stock gestützt, kleine Spaziergänge an der Seite Agathens unternehmen konnte.

An jenem Abend auf der Weilburg, als man sich vor dem Abendessen noch ein halbes Stündchen im Föhrenwald erging, hatte er sich etwas übernommen. Er wollte seinem Schwiegervater nicht merken lassen, wie sauer ihm jeder Schritt wurde, darum verbiß er die Schmerzen und tat sich Gewalt an. Die Nerven des rechten Beines, das besonders in Mitleidenschaft gezogen war, wurden dadurch entzündlich gereizt, und die Abendluft mochte ihnen auch nicht zuträglich gewesen sein. Die Folge davon war ein Rückfall, durch den er gut eine Woche verlor. Das verstimmte ihn um so mehr, als er, ohne Agathen etwas davon zu sagen, schon die Tage zählte, bis es ihm möglich sein würde, an die Front zurückzukehren. Ein zweites Mal sollte ihm so etwas nicht wieder geschehen, das schwur er sich. Darum mußte jetzt Miroslav immer hinter ihm hergehen und ihm außer dem Mantel oder einer Reisedecke auch einen Feldsessel nachtragen.

Dieser Schatten, der sie auf Schritt und Tritt verfolgte und nicht abzuschütteln war, konnte Agathen das Zusammensein mit ihrem Mann beinahe verleiden.

Sie stichelte auf Miroslav, wo sie konnte, und hätte ihn am liebsten zum Kuckuck gewünscht, den man jetzt manchmal aus fernen Wäldern unglaublich ausdauernd rufen hörte, aber nie zu sehen bekam. Dabei fühlte sie selbst, daß es eine Ungerechtigkeit war, wenn sie an ihrem Vorurteil gegen Miroslav noch ...ger festhielt. Denn der Bursche hatte sich nicht nur als ver...ndbar und anstellig erwiesen, es kam auch immer mehr zu...e, daß seine nichts weniger als vorteilhafte äußere Er...inung nur die rauhe Hülle war, die einen vortrefflichen

Kern barg. Er war bescheiden, verläßlich, von rührender Gewissenhaftigkeit. Er hing an seinem Herrn mit der Treue eines Hundes, gehorchte jedem Wink und legte, soweit man sich mit ihm verständigen konnte, wenn er etwas zu sagen oder zu antworten hatte, einen natürlichen Takt an den Tag, wie es bei dieser Klasse von Leuten zu den größten Seltenheiten gehört. Kurz, er war durch und durch ein braver Kerl und eine Perle obendrein. Albert hatte nie einen besseren Diener besessen, konnte sich einen besseren überhaupt gar nicht wünschen. Dies alles wußte Agathe. Aber je mehr sie sich von Anfang an durch ihre Eingenommenheit gegen ihn festgelegt hatte, um so schwerer fiel es ihr, vor seinen Tugenden, die sie eigentlich mit Genugtuung hätte begrüßen müssen, einen ehrlichen Rückzug anzutreten. So zog sie es vor, den alten Unbilligkeiten neue hinzuzufügen. Albert sah sich wiederholt genötigt, ihr deswegen Vorstellungen zu machen.

„Was hast du eigentlich gegen ihn einzuwenden?" fragte er sie einmal mit einem Anflug von Ungeduld. „Ich bitte um Einzelheiten und bestimmte Tatsachen!"

Sie versuchte eine in Stunden des Mißmuts zusammengetragene Anklageschrift herzustammeln, erlahmte aber mangels belastender Umstände nur zu bald. Und auch das wenige, das sie hatte vorbringen können, und das nur auf Mißverständnissen beruhte, die dadurch entstanden waren, daß Miroslav fast kein Deutsch konnte, widerlegte Albert Punkt für Punkt. Nun mußte sie schweigen und sich damit begnügen, innerlich aufgebracht zu sein, wenn sie nicht vorzog, sich beschämt zu fühlen.

„Warum verdirbst du dir mutwillig die Laune, liebes Kind?" mahnte Albert mit gutmütigem Hänseln. „Bemüh dich doch nicht, ein Gefühl, eine Stimmung, die nun einmal vorhanden ist, durch Gründe zu stützen, die nicht vorhanden sind. Man verstrickt sich dadurch nur immer mehr und verschüttet sich schließlich jede Aussicht, zu Wahrheit und Gerechtigkeit zurückzufinden. Sind dir in dieser Hinsicht unsere Kriegsgegner nicht abschreckendes Beispiel genug?"

Und da sie ihn erstaunt ansah, als verstünde sie nicht, was er eigentlich damit sagen wolle, fuhr er fort: „Es passiert dir im kleinen, was jetzt ganzen Völkern im großen widerfährt. Du bist dem Miroslav nicht gewogen. Gut! Was läßt sich dagegen einwenden? Du magst ihn eben nicht. Es ist dein gutes Recht, nicht jedermann gleich angenehm zu finden. Aber nun sollen durchaus Gründe herbei, und die sind bekanntlich wohlfeil wie Brombeeren; hat man sie nicht, so sucht man sich eben welche zusammen. Hier fängt das Unrecht an. So erfinden Franzosen und Engländer, die uns ganz einfach nicht mögen, die haarsträubendsten Verleumdungen, nur um ihre Abneigung, ihren Haß vor sich und aller Welt zu rechtfertigen. Wozu? Wir können und wollen sie nicht zur Liebe zwingen, mögen sie hassen, wenn sie nicht anders können, niemand wird es ihnen wehren. Aber indem sie lästern, anschwärzen und verunglimpfen, setzen sie sich selbst ins Unrecht, und die Weltgeschichte wird sie, wenn auch vermutlich noch nicht morgen oder übermorgen, als Verleumder entlarven."

Es war bloß natürlich und auch nicht ganz ungerechtfertigt, daß Agathe durch diese scharfe Äußerung, die freilich auf die Feinde und nicht auf sie gemünzt war, sich verletzt fühlte. Sie verwahrte sich mit gleicher Schärfe, ein Wort gab das andere, und da er durch Kranksein und aufgezwungene Untätigkeit, sie durch ein unbefriedigtes Sehnen, das unausgesetzt in ihr bohrte und nagte, reizbarer war, als es einem guten Einvernehmen förderlich sein konnte, so drohte eine Nichtigkeit sich zu einem ernstlichen ehelichen Zwist auszuwachsen. Es war, als hätten sie an ihrem kleinen Beispiel vor Augen führen wollen, wie unmöglich es sei, nun erst da, wo es sich um große Fragen handelt, dauernd im Frieden zu leben, solange Menschen Menschen sind.

Auch andere Umstände trugen dazu bei, ihnen das Zusammensein, das sich doch seinem Ende zuneigte, und das sie vernünftigerweise mit beruhigter Heiterkeit bis zur Neige hätten genießen müssen, zeitweise zu vergällen. Besonders

ein Vorfall, der mit Priszilla Orlik in Zusammenhang stand, beunruhigte Agathen vielleicht ganz überflüssigerweise und wurde zum Anlaß einer länger dauernden Verstimmung. Und in diesem Punkte war Albert nicht ganz freizusprechen. Denn das Verhalten, das er ohne durchsichtigen Grund hierin beobachtete, konnte nur zu leicht Mißverständnisse hervorrufen, die zu vermeiden niemandem mehr am Herzen liegen mußte als ihm selbst. War es doch durchaus begreiflich, daß Agathe, die ihrer Bekanntschaft mit der Hofrätin aus einer gewissen Scheu und in vornehmer Zurückhaltung nur beiläufig Erwähnung getan hatte, desto aufmerksamer auf jede Äußerung, jede Andeutung, jede noch so geringfügige Kleinigkeit achtete, die Licht auf das Verhältnis werfen konnte, welches einst zwischen Albert und Priszilla bestanden hatte. Schon daß Albert nie aus eigenem Antrieb über Priszilla zu sprechen anfing, daß er, wenn Agathe etwa ihrer erwähnte, zwar dem Gespräch nicht auswich, es aber doch bald wieder fallen ließ — das war, vorausgesetzt, daß es keine triftigen Gründe hatte, nichts weniger als klug. Aber einen schweren Fehler, der nicht ohne Folgen bleiben sollte, beging er jetzt in der letzten Zeit des Badener Aufenthaltes durch eine an sich geringfügige, sei es absichtliche, sei es durch Vergeßlichkeit verursachte Versäumnis, die auf Agathen leicht den Eindruck mangelnder Offenheit, wenn nicht gar der Unaufrichtigkeit oder Hinterhältigkeit machen konnte und tatsächlich machte.

Es war an einem regnerischen Vorsommernachmittag gewesen, als Agathe, nachdem sie fast den ganzen Tag in Alberts Gesellschaft verbracht und ausnahmsweise sogar mit ihm zu mittag gespeist hatte, durch die Straßen des Städtchens nach Hause ging.

Unfern des Hauptplatzes sah sie einen Infanteristen sich nähern, der sich, mit dem Oberkörper hin und her pendelnd wie ein rollendes Schiff, dabei aber ziemlich rasch, an einem Stock vorwärtsbewegte. Herangekommen, machte er plötzlich vor ihr Front, stand habtacht und salutierte. Sie dankte mit

freundlichem Gruß für die militärische Ehrenbezeigung, die ihr nicht gebührte, und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, denn sie meinte, er hätte sie verkannt und für eine Erzherzogin gehalten, da ja mehrere Familien aus den Seitenlinien des Erzhauses die gute Jahreszeit in der Umgebung von Baden zu verbringen pflegten. Als sie aber den Mann näher ins Auge faßte, hielt sie überrascht inne und wäre ihm vor Freude fast um den Hals gefallen, hätte sie in der einen Hand nicht den offenen Regenschirm gehalten. Der Florian Stöffler war es! Er stand ganz aufrecht, seinen Stock kaum benützend, auf zwei Gestellen von leichten, federnden Eisenschienen, die die Beine ersetzten, und grinste vergnügt über das ganze Gesicht. Unter den Hosenbeinen sah beiderseits statt der Füße eine kaum handgroße Eisenplatte hervor, auf denen er bis auf weiteres stand und ging, bis er genug Übung erlangt haben würde. Dann sollten die Pedale mit irgendeinem stiefelartigen Blendwerk verkleidet werden.

Er äußerte sich recht befriedigt über seine künstlichen Gliedmaßen, die Knie waren zum Glück noch da, das erleichterte die Sache, sogar auf die Leiter würde er steigen können, wenn er einmal sein Kaufmannsgeschäft besäße. Die Wortkargheit und Schwerfälligkeit, sich auszudrücken, die ihm sonst zu eigen gewesen, schien er im Lazarett zurückgelassen zu haben. Das neu aufkeimende Lebensgefühl machte ihn zutraulich und plaudersam. Auf alle Fragen gab er bereitwillig Auskunft, und Agathe erfuhr, daß er Erlaubnis erhalten habe, in Baden die Schwefelbäder zu gebrauchen; das werde ihm sicher die Schmerzen bessern, die manchmal noch vorhanden seien. Sonst gehe es ihm recht gut, er warte nur die Gelegenheit ab, sich irgendwo auf dem Lande einen kleinen Kramläden zu erstehen, denn man müsse doch mit der Zeit wieder Zivilist werden und zu arbeiten anfangen. ch heiraten wollte er. Länger als bis zum Herbst spätestens, inte er mit verschmitzter Anspielung auf irgendeinen, athen unbekannten Umstand, dürfe es nicht mehr dauern, dahin müsse auf alle Fälle geheiratet sein, es pressiere

ihm nun einmal, und es würde sich wohl auch deichseln lassen.

„Können Sie's denn gar nicht mehr erwarten?" neckte sie ihn.

Das Wohlwollen und die Teilnahme, die sie dem Schwerverwundeten damals entgegengebracht hatte, waren sogleich wieder rege geworden. Es mußte einen auch wirklich freuen, ihn behaglich und wohlgenährt dastehen zu sehen, wenn man seine Delirien mitgemacht hatte und sich erinnerte, wie lang an seinem Aufkommen gezweifelt worden war. Aber wie uns das Mitleid leicht dazu verleitet, Menschen, die wir leiden sehen, für wertvoller zu halten als sie sind, so mochte Agathe auch den Florian Stöffler überschätzt haben. Was er jetzt auf ihre Frage antwortete, ernüchterte sie. Sie wollte ihren Ohren kaum trauen, als sie den eigentlichen Grund vernahm, warum er schon so bald zu heiraten beabsichtige. Nie hätte sie es für möglich gehalten, daß er einer so rohgeschnitzten Denkweise fähig sei, einer solchen Hartmäuligkeit des Empfindens.

„Es ist nur wegen der Monika," gestand er unumwunden, „weil die halt ein Kind hat. Wenn's von ei'm Einheimischen wär', so tät's nix machen. Aber es is von ei'm Russen, da muß man dazuschaun, daß es einen Vater kriegt, eh' daß es ankommt."

„Von einem Russen? Während Sie im Lazarett gelegen haben?" entrüstete sich Agathe. „Und dem Weibsbild geben Sie nicht den Laufpaß?"

Daß er es ganz ruhig erzählte, als ob es das Natürlichste von der Welt wäre, brachte sie ganz besonders auf.

„Bei euch geht's ja zu wie beim lieben Vieh!" rief sie, sich ereifernd. „Eine nette Person muß das sein!"

Sie versuchte ihm abzureden und stellte ihm vor, was es für eine Albernheit wäre, wenn er sich so ein lottriges Frauenzimmer auf den Hals laden wollte. Dem Florian Stöffler aber, der in einer ganz anderen Welt zu Hause war wie sie, leuchtete ihr strenges Aburteilen nicht ein, er wehrte sich

dagegen und nahm seine Monika kräftig in Schutz. Daß so was vorkam, war nicht zu verwundern, meinte er. Mein Gott, wie hätt's anders sein können? Alle Männer draußen an der Front — und daheim, bei der Landarbeit nichts wie Russen! Daß die Weiber Engel sein sollten, konnte man wirklich von ihnen nicht verlangen. Denn schließlich — brave Arbeiter waren die Russen, das mußte man ihnen lassen, und gut gewachsene Kerle darunter. Wenn's da ab und zu einmal ein Kind gab — da konnte doch kein Mensch was dafür! Der Krieg war schuld daran, der vermaledeite, und die, die ihn angestiftet hatten, die großen Herrn mit dem großen Maul und die gottverfluchten Wucherer mit dem Geldsack! ... Übrigens war der Monika weiter nichts vorzuwerfen, sie hatte sich recht brav gehalten und war ihm sonst auch treu geblieben.

„Ist Ihnen der eine Russe noch nicht genug?“

„Sie hat eh' versprochen, daß es nimmer vorkommen soll.“

Und als Agathe, empört, wie sie war, sich noch immer nicht zufrieden geben wollte, da rückte er wieder mit seiner Glockentruhe an, die ihm die Monika in den Rucksack gepackt hätte. Und wieder erzählte er, was sie dabei gesagt hatte. „Damit ruf' ich dich,“ hatte sie gesagt, „daß du mir bald wieder heimkommst!“ Und wenn das nicht gewesen wär', versicherte er, so hätten ihn längst die Raben gefressen. Das dürfe man der Monika nicht vergessen. Auch könne ein Krüppel, dem beide „Haxen“ fehlten, froh sein, wenn ihn überhaupt eine nehme. Vielleicht sei es noch sein Glück, daß der Russe der Monika ein Kind gemacht habe, sonst hätte sie vielleicht gar nichts mehr von ihm wissen wollen.

„Z' nicht, wie ich bin,“ sagte er, „is es eh' ein Wunder, daß sie mich noch mag.“

Und er wiederholte die Formel, die er sich schon damals im Krankenhaus zurechtgelegt hatte, um seine zerstörte Leiblichkeit recht anschaulich zu Gemüt zu führen: „Wieviel is denn überhaupt noch von mir übrig? Leicht die Halbscheid liegt in Galizien begraben!“

Agathe gab es auf, gegen die Monika zu wühlen. Wenn der Florian gegen den kleinen Russen nichts einzuwenden hatte — wie kam sie dazu, sich einzumischen? Was ging der Mensch sie jetzt noch an, nachdem er wieder zusammengeflickt und auf dem Damm war?

Im übrigen fand sie, obgleich kühler geworden, bald ihre Laune wieder und erkundigte sich scherzend, bevor sie ihn entließ, wo die Glockentruhe geblieben sei? Und ob er sie denn nach Baden mitgebracht hätte? Denn getrennt könne er sich von ihr nicht haben, das hätte er doch nicht ausgehalten! Darauf griff der Florian Stöffler unter seinen Regenkragen, er hatte die Glockentruhe bei sich und zog sie grinsend hervor. Erst jetzt kam es heraus, daß er auf dem Wege zu ihr gewesen war, und daß er einen Brief der Hofrätin Orlik zu überbringen hatte. Er wollte sich vor dem Gasthof, wo Agathe wohnte, aufstellen und so lange mit der Glockentruhe läuten, bis sie ihn gehört hätte und jemand herunterschickte, den Brief holen zu lassen, denn das Treppensteigen fiel ihm noch schwer. Das war sein Plan gewesen, so hatte er sich's ausgedacht. Und man sah ihm an, daß er stolz darauf war und sich entschieden klug und erfindungsreich vorkam.

Agathe erfuhr zu ihrer freudigen Überraschung, daß sich die Hofrätin in Baden befinde, und wunderte sich nur, daß dies schon seit einigen Wochen der Fall war, ohne daß sie etwas davon geahnt hatte. Die Zeile, die der Florian zu bestellen hatte, brachte ihr Aufklärung. Priszilla hatte die Obhut über eine kleine Schar Kurbedürftiger übernommen, die die Bäder gebrauchen sollten, und zu denen auch der Stöffler gehörte. Da sie selbst überanstrengt war und Erholung ihr nottat, konnte sie auf diese Weise, indem sie sich bei einem wenig aufreibenden Dienst immerhin noch nützlich machte, doch so viel freie Zeit erübrigen, wie es ihre eigene Gesundheit forderte. Indes war sie leider kurz nach ihrem Eintreffen in Baden an Angina erkrankt und dadurch vor jedem Verkehr abgeschnitten gewesen. Jetzt, da die Zeit der Sperre vorüber war, hoffte sie, Agathen öfter zu sehen

und lud sie ein, sie recht bald zu besuchen. Rasch entschlossen, entschied sich Agathe dafür, dies sofort zu tun. Sie freute sich darauf, die Freundin wiederzusehen, und durfte hoffen, sie bei dem regnerischen Wetter zu Hause zu finden. So schlug sie denn, nachdem sie sich von Florian Stöffler die Richtung hatte weisen lassen, den Weg zu Priszillas Wohnung ein.

Die Hofrätin empfing sie mit wohltuender Herzlichkeit. Sie sah noch recht angegriffen aus, schöner, vergeistigter als je, und es war rührend, wie sie sich freute, Agathen wieder erholt und aufblühend zu finden, und mit wie aufrichtiger Zärtlichkeit sie sie umarmte und an sich drückte. Sie ließ es sich nicht nehmen, ihr eine Tasse Tee zu bereiten, und als sie nun plaudernd beisammen saßen, kam über Agathen zum ersten Male seit langer Zeit wieder ein Gefühl von Zuhausesein und Geborgenheit. Das Gespräch lenkte sich bald auf den Florian Stöffler. Ohne sein Verdienst war er der Vermittler dieses trauten Zusammenseins gewesen. Wenn sie ihn zufällig verfehlt hätte, meinte Agathe, so säße sie jetzt einsam auf ihrem öden Gasthofzimmer.

„Im übrigen ist er ein Botokude," sagte sie, „schon sein Musikinstrument, die Glockentruhe, zeigt den Grad seiner Kultur an."

Und sie erzählte von der Monika und ihrem Russenkind. Die Hofrätin mußte lachen.

„Ereifern Sie sich doch nicht, junge Frau! Die Kreuzung der Rassen zeitigt oft glänzende Ergebnisse."

„Wie können Sie über so etwas scherzen!"

„Glauben Sie wirklich, daß es gar so ein Unglück ist?"

„Was für eine bodenlose Stumpfheit muß in so einem Bauernmädel sein! Sich mit einem Kriegsgefangenen einzulassen!"

„Er ist auch ein Mensch und vielleicht ein ganz netter und braver Kerl."

„Mir kommt das tierisch vor, daß sie gleich dem Nächstbesten zu Willen war."

„Wer sagt Ihnen, daß er ein Nächstbester gewesen sei? Vielleicht hat sie ihn in ihrer Weise ganz gern gehabt. Vielleicht hat sie ihn, wie wir es nennen — geliebt."

Agathe stutzte und überlegte.

„Dann könnte sie doch jetzt nicht den Florian heiraten wollen?"

„Du lieber Gott, das Bergvolk denkt in diesen Dingen einfacher als wir. Sie sehen doch, daß auch der Florian Stöffler an der Sache keinen Anstoß nimmt. Bei diesen schlichten Bauersleuten ist das Gefühlsleben nicht so reich, so vielgestaltig, nicht so fein entwickelt und nicht so arg verwickelt wie bei uns."

„Darum sag' ich eben, es sind Botokuden," beharrte Agathe.

„Daran ist schon etwas Wahres," gab Priszilla zu. „Aber liegt nicht gerade über dem Primitiven ein Hauch von Frische und Echtheit? Diese heidnische Einfachheit, diese Naturwüchsigkeit und Offenheit, die das Volk der Alpen in Liebessachen bekundet, erweckt mir manchmal ähnliche Empfindungen, wie wenn ich im Gebirg Wildbäche und Steinmuren zu Tale fahren sehe. Die Häuserzeilen von Wien und die zwischen geradlinigen Dämmen eingezwängte Donau sind auch Stein und Wasser. Aber mir wird das Herz weiter in den Bergen."

„Das kann ich nur zu gut nachempfinden," sagte Agathe, nachdenklich geworden. „Mein Mann würde antworten, daß die Menschheit im Urzustand steckengeblieben wäre, wenn sie Stein und Wasser nicht mit Lineal und Richtmaß zu bearbeiten gelernt hätte."

„Hierin müßte ich ihm selbstverständlich recht geben."

„Und er würde hinzufügen, daß in der gleichen Weise das, was er den sittlichen Willen nennt, das Natürliche regeln und beherrschen müsse, wenn wir innerlich vorwärtskommen und ein höheres Menschentum erreichen wollen."

Die Hofrätin sah sie lächelnd an und nickte ihr zu.

„Ja, ja, das kenn' ich. Den ‚sittlichen Willen' und die ‚Pflicht' und die ‚Schuld'. Immer die üblichen zwei Seelen, die miteinander in Streit liegen . . . Aber mißverstehen Sie

mich nicht," sagte sie mit ernster Verwahrung. „Ich weiß selbstverständlich zwischen hochstehenden und tiefstehenden Menschen zu unterscheiden und befürworte nicht die Zuchtlosigkeit. Nur muß, um nicht wertlos zu bleiben, das sittliche Wollen aus dem entspringen, was wir *sind*, nicht eine mehr oder weniger künstliche Anpassung sein an das, was wir angeblich *sollen*. Die unbehauenen Steine *sind* aber nun einmal unbehauen — wie will man Kirchen und Tempel mit ihnen bauen? Oder glauben Sie, daß es ein großer Gewinn wäre, wenn die Monika und der Florian Stöffler sich von irgendwem — sagen wir vom Herrn Pfarrer, hätten bestimmen lassen, anders zu denken und zu tun als sie *sind*?"

Da Agathe keine Antwort darauf gab, sprang Priszilla von dem Gegenstand ab und ließ das Gespräch fallen.

„Ihr Mann sieht übrigens prächtig aus," sagte sie. „Die Kur scheint ihm gut zu bekommen. Seither hat er sich wohl auch von dem kleinen Rückfall wieder erholt?"

Einen Augenblick war Agathe sprachlos. Dann stammelte sie verwirrt die Frage hervor, ob die Hofrätin denn ihren Mann gesehen hätte?

„Hat er Ihnen nichts davon erzählt?" wunderte sich Priszilla.

„Nein ... Das heißt — er wird vergessen haben ... Wo sahen Sie ihn?"

„Ich begegnete ihm zufällig im Park. Wir saßen dann lange miteinander auf einer Bank, gegenüber der großen Gruppe von Fächerpalmen."

Agathe erblaßte. Es war die Bank, auf der sie jetzt so oft mit Albert saß. Wie wenig wahrscheinlich war es doch, daß er wirklich vergessen haben sollte, ihr von seinem Zusammentreffen mit Priszilla Orlik zu erzählen! Schon die Örtlich- hätte ihn daran erinnern müssen.

treten fragte sie: „Sie meinen die Bank an dem Wege, gegen den Kalvarienberg führt?"

Ganz recht, vom Grillparzerdenkmal linker Hand hinauf.

Wir warteten den ganzen Vormittag auf Sie, aber vergebens. Sie kamen nicht, ich mußte mich schließlich darauf beschränken, Grüße an Sie aufzutragen."

„Die wurden mir nicht bestellt. Übrigens habe ich mich die ganze letzte Woche täglich, wenn nicht schlechtes Wetter war, bei jener Bank mit Albert getroffen," sagte Agathe, die sich die Sache nicht erklären konnte. „Wie wäre es dann möglich gewesen, daß ich Sie verfehlte?"

„Oh, das ist länger her als eine Woche!"

„Schon länger —?" fragte Agathe immer mehr beunruhigt. Wenn es länger als eine Woche war, so hätte Albert in der Zeit, während deren er täglich mehrere Stunden mit ihr verbrachte, sich doch wenigstens ein einziges Mal daran erinnern müssen, daß er die Hofrätin Orlik gesehen und gesprochen, und daß sie ihm einen Gruß an seine Frau aufgetragen habe — vorausgesetzt, daß er sich daran erinnern w o l l t e. Eine Vergeßlichkeit schien unter diesen Umständen ausgeschlossen. So verheimlichte er es also absichtlich?

„Es war noch, bevor ich diese häßliche Angina erwischte," sagte die Hofrätin. „Warten Sie — ich kann Ihnen genau sagen, wann es war . . ." Sie rechnete nach. „Ja — es war am zweiten Tag nach meiner Ankunft in Baden." Und sie nannte das Datum.

Es berührte Agathen ganz seltsam, denn dies war derselbe Tag, wo Freiherr von Zill sie im Helenental mit seiner Liebe bedrängt hatte. Sie hatte sich an diesem Tag verspätet und war, da sie noch im Gedächtniskirchlein verweilte, ausnahmsweise erst gegen Mittag nach Baden zurückgekehrt. Und gerade während sie jene Unterredung mit dem Hauptmann hatte, mußte auch die Unterredung zwischen Albert und Priszilla stattgefunden haben. Und wie sie ihm, so hatte er ihr nichts davon gesagt. Das alles war zum mindesten merkwürdig. Unwillkürlich brachte sie beide Vorfälle, zwischen denen es nicht den geringsten Zusammenhang gab, in eine innere gleichsam symbolische Verbindung miteinander, die vor de

Vernunft unhaltbar war, für ihr Gefühl aber dennoch bestand. Und je weniger ein durch nichts begründeter und kaum deutlich in ihr Bewußtsein getretener Argwohn, als ob auch hier etwas vorgefallen sein könne, das geheim bleiben müsse, ihr unbegrenztes Vertrauen zu Priszilla zu erschüttern imstande war, um so mehr breitete eine immer tiefer greifende Verstimmung gegen Albert sich in ihr aus.

Priszilla ihrerseits schien des Rittmeisters Schweigen nicht minder befremdlich zu finden. Ein Anflug von gekränktem Stolz machte sich besonders darüber bei ihr bemerkbar, daß er nicht einmal ihren Gruß an Agathe bestellt hatte.

„Sie sehen, wie streng er auch hier seine Pflicht nimmt," sagte sie mit spottender Anzüglichkeit. „Ich bin für ihn überhaupt nicht mehr auf der Welt. Und nicht nur meine Person, auch die freundschaftliche Gesinnung, die ich ihm entgegenbringe, ja sogar die herzliche Zuneigung, die ich zu seiner jungen Frau gefaßt habe, existiert nicht für ihn. Ihnen, Sie Beglückte, gehören jetzt ausschließlich seine Gedanken . . . Und ich kann es ja nur zu gut begreifen," schloß sie, zärtlich ihre Hand drückend.

Agathen lag viel daran, daß der Hofrätin für all das Liebe und Gute, das sie ihr erwies, nicht mit Undank gelohnt werde. Sie fühlte das Bedürfnis, das Verhalten ihres Mannes, so wenig sie dafür verantwortlich war, zu entschuldigen und zugleich ihre eigene Gereiztheit gegen ihn dadurch zu verschleiern. So unbefangen, wie es ihr möglich war, versuchte sie deshalb, der Sache eine harmlose Deutung zu geben und erwähnte, daß die Bäder eine angreifende Wirkung hätten und der Kurgebrauch ein pflanzenartiges Dasein begünstige, das die Geistestätigkeit herabsetze und damit auch das Gedächtnis schwäche. Tatsächlich hatte sie mehrfach Ähnliches behaupten hören. Beide Frauen wünschten den peinlichen Zwischenfall ohne Weiterungen zur Seite zu schieben. So einigten sie sich gerne, wenn auch vielleicht beide ohne Überzeugtheit, auf eine so wohlwollende Auslegung von Alberts wunderlichem Benehmen. Und nachdem sie noch eine Zeit-

lang über gleichgültige Dinge geplaudert hatten, schieden sie voneinander in Heiterkeit und ungetrübtem Einvernehmen.

Den anderen Morgen war der Himmel wieder wolkenlos, aus allen Gärten scholl der Ruf der Goldammer. Agathe hatte sich mit Albert bei der von Priszilla erwähnten Bank zusammenbestellt, wo ihr gewöhnlicher Treffpunkt war. Schon vor der verabredeten Stunde war sie zur Stelle und wartete in einer gewissen Unruhe und Spannung, als stünden Entscheidungen bevor. Denn sie war entschlossen, Albert zur Rede zu stellen. Ganz offen wollte sie ihm von ihrem Besuch bei Priszilla erzählen und ihn ohne viel Umschweife um die Gründe seines Geheimtuns fragen. Nach besonnenem Überlegen war sie zu dem Ergebnis gelangt, daß nur ein Mißverständnis vorliegen könne, das sich durch rückhaltlose Aussprache rasch und befriedigend aufklären würde. Am nächsten lag vielleicht die Annahme, daß Albert in seiner Zerstreutheit meinte, ihr längst von seiner Begegnung mit der Hofrätin erzählt zu haben. Mit dieser einfachen Lösung wäre die leidige Angelegenheit, die sie immerhin noch verfolgte, glatt aus der Welt geschafft gewesen.

Als sie nun aber ihren Mann den Weg vom Park heraufkommen sah und Miroslav erblickte, der wie gewöhnlich einige Schritte hinter seinem Herrn herging, war die versöhnliche Stimmung wie fortgeblasen. Sie erwiderte die herzliche Begrüßung Alberts kühl und einsilbig, und auch nachdem er den Burschen mit einem Auftrag weggeschickt hatte, kam trotz seiner heiteren Gesprächigkeit und seines Bestrebens, sich ihr angenehm zu machen, keine ganz ungezwungene Unterhaltung in Gang. Sie überlegte fortwährend, ob sie nun von Priszilla zu reden anfangen solle, und konnte nicht den Entschluß finden, es zu tun. Es kam ihr nun vor, als ob sie etwas von ihrer Würde preisgäbe, indem sie ihn gewissermaßen zur Rechenschaft zog. I
außerdem hatte sie buchstäblich Angst. Denn ein neuer (
danke war in ihr aufgeschossen, der eine nicht minder a
reichende Erklärung für Alberts Verschlossenheit dargeb

hätte wie die harmloseren Annahmen. Wenn doch eine tiefere und ernstere Ursache als ein bloßes Versehen sich dahinter verbarg? Wenn er Priszilla insgeheim um so viel heißer liebte als sie selbst, daß es ihm weh tat, in ihrer Gegenwart den geliebten Namen auch nur in den Mund zu nehmen? Ja, auch das wäre eine Erklärung gewesen. Und demütig gestand sie sich's ein, daß sie sie eigentlich verstehen und begreifen hätte müssen.

Wer Priszilla geliebt hatte, konnte der je aufhören, sie zu lieben? Wer Priszilla geliebt hatte, konnte der jemals in ihr, Agathen, einen vollwertigen Ersatz gefunden haben und finden?

Aber die hohe Einsicht, die aus der Liebe zur Freundin floß und ihrem Herzen alle Ehre machte, war doch um einen Hauch zu übermenschlich für ein leidenschaftliches Weltkind, das mit dem Leben nicht abgeschlossen hatte, sondern eigentlich erst damit anfangen wollte. Auf diesem Boden konnte eine freie Aussprache nicht gedeihen.

Um die peinigenden Stockungen im Gespräch, die immer wieder eintraten, zu überbrücken, und da sie von dem, was ihre Gedanken beschäftigte, nicht reden konnte, fing sie von etwas ganz anderem zu reden an. Die Stelle, wo sie saßen, lag an der unteren Steigung des Badener Berges, und Agathe, die in ihrer Jugend vom Gnadenwaldhaus oft genug nach Baden herübergekommen war, kannte von Kindheit auf hier jeden Fußbreit Boden. Sie erinnerte sich noch gut, daß da, wo nun die Schattenwege der neuen Anlagen zwischen Pflanzungen von erlesenen Blumen und Sträuchern sanft zur Höhe führten, früher die völlig kahle und abschüssige Halde des Kalvarienberges im Sonnenbrand geglüht hatte, ein Aufenthalt mehr für genügsame Ziegen als für Menschen. Und gerade die gärtnerischen Veränderungen, die an diesem Berghang vorgenommen worden waren, und die doch durchwegs Verbesserungen und Verschönerungen bedeuteten, unterzog sie jetzt einer abfälligen Kritik. Die Unruhe und Unvergnügtheit, die in ihr wühlte, machte sich dadurch Luft,

daß sie den angenehmen und bequemen Zustand von heute zugunsten der Wüstenei, die einst hier geherrscht hatte, hartnäckig herabsetzte und behauptete, man habe ein lebendiges Stück Natur seiner Eigenart beraubt und herzlos der Vernichtung preisgegeben, um eine seelenlose Allerweltspromenade, wie sie überall nach demselben Schnittmuster zu finden sei, an seine Stelle zu setzen.

Albert seinerseits hatte gerade diese trauten Schattenplätze besonders liebgewonnen und jenes innige Verhältnis zu ihnen angeknüpft, das Bewegungsunfähige zu ihrer engsten Umgebung manchmal gewinnen können. Er saß oft stundenlang plaudernd oder in ein Buch vertieft in den neugeschaffenen Parkanlagen, die ihm so stattlich wie anheimelnd schienen. Sie waren ihm leicht erreichbar, hatten die Ausheilung seines Übels gefördert und seine fortschreitende Genesung mitangesehen. Er konnte nicht anders als Agathen widersprechen, doch tat er es, wie es seine Art war, in maßvoller Weise und anfangs mit gemächlicher Laune. Als sie sich aber immer mehr verbohrte, geriet auch er allmählich in den Dunstkreis ihrer Reizbarkeit. Er fürchtete, ungeduldig zu werden, tat sich Einhalt und legte schließlich seine Hand warm auf die ihrige.

„Kind, wenn ich nun wieder ins Feld gehe, mußt du mir versprechen, keinen Pflegedienst mehr zu übernehmen!“

„Weshalb?“ fragte sie, durch den unverstandenen Gedankensprung mißtrauisch gemacht.

„Es übersteigt deine Kräfte. Nicht jede Frau ist einer solchen Anstrengung gewachsen. Es greift doch auch das Gemüt an.“

Sie wunderte sich im stillen, wie er jetzt nachträglich zu dieser Erkenntnis komme? Im Anfang seines Aufenthalts hatte er nie etwas davon bemerken wollen, daß ihre tätige Teilnahme am Samariterwerk, die er ihr doch selbst nahegelegt hatte, ihr schädlich gewesen sei. Und noch vor kaum zwei Wochen, als einmal die Frage zwischen ihnen berührt worden war, hatte er neuerdings betont, wie wichtig es sei, daß auch die

Frauen sich in den Dienst der großen Sache stellten, und genau so gesprochen, als setze er voraus, daß Agathe nach seinem Abgang ins Feld sich dem Roten Kreuz wieder zur Verfügung stellen würde. Wodurch erklärte sich die auffallende Wandlung? War er aus fürsorglicher Bedachtnahme auf sie zu seiner neuen Überzeugung gelangt, oder hatte Priszilla sie ihm eingeflößt? Der Erfolg mochte der gleiche bleiben, für ihr Gefühlsleben war es nicht gleichgültig. Und all ihr Sehnen nach Wärme und liebevoller Aufmerksamkeit legte sich gleichsam auf die Lauer, um dahinterzukommen, ob er seinen Standpunkt wirklich aus freien Stücken und eigenem Antrieb gewechselt hätte.

„Ich wollte mich eben auch nützlich machen in der allgemeinen Not," sagte sie. „Und gerade von dir hätt' ich erwartet, daß du es mir danktest."

„Das tu' ich doch auch. Aber wenn ich dich früher dazu aneiferte, so rede ich dir jetzt davon ab. Denn es ist mir klar geworden, daß deine Nerven darunter gelitten haben."

„Woraus schließt du das?"

„Aus hundert Anzeichen, von denen ich nur dies eine herausgreifen will, das mir in eben diesem Augenblicke meine Beobachtung bestätigt. Wenn man jung ist wie du, so hängt man am Alten nur dann, wenn es besser war als das Neue. Daß du diese reizenden Anlagen, für die ich täglich dankbar bin, in die Felswüste von früher verwandelt wissen möchtest, beweist mir, daß etwas in dir nicht in Ordnung ist. Es ist — wie soll ich sagen? — ein leises Anzeichen von grämlicher Gemütsverfassung, so als ob du nicht mehr unbekümmert jugendfroh sein könntest. Es ist gleichsam wie ein erstes weißes Haar, das sich an der Schläfe einer schönen Frau zeigt . . ."

Dies Wort, an sich vielleicht nicht ganz unzutreffend, aber mit Rücksicht auf ihren Seelenzustand sicher nicht glücklich gewählt, berührte sie, beinahe als ob ihr ein Schlag versetzt worden wäre. Es betäubte sie förmlich, unbeweglich, wie erstarrt saß sie an seiner Seite, mit trotzig aufeinander-

gepreßten Lippen, ohne etwas zu sagen, ohne sich zu rühren.

„Und meine kleine Agathe soll sich doch frisch und freudig erhalten — nicht wahr?“ fuhr Albert fort. „Blühend und wirklichkeitsfroh, für unser gemeinsames Glück, mit dem wir nach Kriegsende erst eigentlich den Anfang machen wollen. Denn jetzt befinden wir uns gleichsam in der Karwoche der Liebe,“ sagte er mit lächelndem Bedauern, „aber die Auferstehung wird kommen und der Ostersonntag anbrechen, ehe wir's uns versehen. Und dann —“ schloß er lachend und drückte ihre Hand, die er noch in der seinigen hielt, „dann machen wir unsere dritte Hochzeitsreise.“

„Darauf können wir lange warten,“ meinte sie bitter, während sie ihm ihre Hand mit einer unfreundlichen Bewegung entzog. „Bis dahin können mir wirklich noch graue Haare wachsen. Du fandest mich ja schon, als du zurückkamst, beinahe — abschreckend.“

„Oho —! Jetzt muß i ch fragen: woraus schließt du das?“

„Du prallteſt ja förmlich vor mir zurück! Gesteh es nur offen, ich weiß es doch, ich kam dir v e r b l ü h t vor. Ja, oder nein?“

„Du hast dich jedenfalls während unseres Aufenthaltes in Baden prächtig erholt,“ suchte er abzulenken.

Aber sie beharrte: „Nein, ich meine damals, als du mich wiedersahst. Wie war dein erster Eindruck? Gealtert, nicht wahr? Abgearbeitet, verwelkt und erschreckend gealtert?“

Er lachte auf. „Aber Agathe! In deinen Jahren! Da kann doch von Altern noch nicht die Rede sein!“

Er glaubte „nein“ geantwortet zu haben, aber das war ein viel zu schwaches und bedingtes Nein für ein empfindliches Frauenohr. Er hätte sagen müssen, daß er sie allenfalls überanstrengt und angegriffen, sonst aber ebenso jung und schön gefunden habe wie je. Das war es, wonach ihr Herz verlangte, was sie besänftigt und jeder vernünftigen Erwägung zugänglich gemacht haben würde. Aber aus seinem Ausweichen und halben Eingestehen hörte sie ger-

das Gegenteil heraus, die Bestätigung jenes Urteils, vor dem jedes Weib zittert, und das sie nur in der Hoffnung herausgefordert hatte, daß es glattweg zu ihren Gunsten ausfallen würde.

„Oh, ich weiß es ohnedies," rief sie aufgebracht, „du brauchst es mir nicht erst zu sagen, mein Höhepunkt ist überschritten! Und das verdanke ich allerdings zum großen Teil dieser entsetzlichen Atmosphäre von Blut und Wunden, in die du mich durchaus hineingezogen wissen wolltest. Denn deine Grundsätze standen dir natürlich tausendmal höher als deine Frau, die sich ebenso diesem wahnsinnigen Kriege opfern sollte, wie du selbst es zu tun bereit bist. Was kümmerte es dich, ob meine Blüte verwelkt und meine Jugend sich verbraucht? Dir scheint es ja unendlich viel wichtiger, ob die Russen ein paar Kilometer vordringen, oder ein paar Kilometer zurückgeworfen werden. Für die Liebe hast du überhaupt keine Gedanken mehr übrig!"

Auf einen so scharfen Angriff, der wie ein Gewitter über ihn hereinbrach, ganz und gar nicht gefaßt, richtete Albert sich steil empor und sah sie mit unverhohlenem Staunen an.

„Was fällt dir ein, Agathe —? Soviel ich weiß, bezweckte der Rat, den ich dir soeben gab, nichts anderes, als deine Jugend zu schonen und deine blühende Gesundheit zu erhalten."

Da schleuderte sie ihm das Wort entgegen, das schon längst auf ihren Lippen schwebte: „Aber Priszille mußte dich erst daran erinnern! Wenn du mich liebtest, wäre dir dein guter Rat von selbst und früher eingefallen!"

Er schwieg und antwortete nichts mehr. Kein Anzeichen ließ irgendeinen Schluß darauf zu, was eigentlich in ihm vorgehe. Die Stille, die eingetreten war, und in der man nichts vernahm als den fröhlich-unschuldigen Schlag der Finken, bedrückte Agathen dermaßen, daß sie ihm dankbar dafür gewesen wäre, wenn er aufbrausend ihr den Kopf zurechtgesetzt, sich mit Heftigkeit gegen ihre Anschuldigungen gewehrt hätte. Nur nicht schweigen sollte er, nur nicht mit

diesem Wall von eisiger Verschlossenheit sich umgeben! Vor der Undurchdringlichkeit, in der er verharrte, brach sie hilflos zusammen.

Nach einiger Zeit erhob sich Albert und sagte ruhig: „Es wird Mittag, ich denke, wir gehen.“

Sie schritten nebeneinander den Pfad gegen den Park hinunter, und das peinigende Schweigen, das sie begleitete, beängstigte Agathe immer mehr, daß ihr der Weg endlos schien. Sie hätte nun gern wieder eingelenkt und irgend etwas Versöhnendes gesagt, sie hatte das Gefühl begangenen Unrechts und war dem Weinen nahe. Aber sie fand das richtige Wort nicht, das den Bann hätte brechen können, und wußte nicht auszusprechen, was ihrem Herzen Erleichterung verschafft haben würde.

Nun kamen sie in den Park, der voll Menschen war und durchquert werden mußte. Bekannte rechts und links. Man grüßte zu ihnen herüber, winkte ihnen zu, es kam Agathen vor wie ein Spießrutenlaufen. Sie meinte, jedermann müsse es auf den ersten Blick durchschauen, daß sie miteinander uneins waren. Und die Musik, die spielte, tat ihr weh, als ob es nichts wie Mißtöne wären. Und die schwarzgekleideten Herren da oben in ihrem Musiktempelchen geigten und bliesen mit so ernsthafter Beflissenheit, als ob sie nicht wüßten, was für eine Narrenspoſſe dieses ganze Leben sei, das sie so wichtig nahmen . . .

Endlich waren sie dem bunten Treiben entronnen und bogen in die stilleren Straßen der Stadt ein. Nun stand wieder das Unausgesprochene einsam zwischen ihr und Albert, das sie schon gänzlich zermürbt hatte. Als sie zu jener Ecke gelangten, wo ihre Wege sich trennten, hielt Albert inne und sagte mit einer Stimme, die um nichts unfreundlicher, oder auch nur kühler klang als sonst: „Wir sollten uns das Zusammensein nicht so vergällen, es nimmt ohnedies nur zu bald ein Ende. Wenige Tage noch, so bist du wieder allein. Dies war der Grund, warum ich gerade heute die Sprache darauf brachte, ob du den Pflegedienst wieder aufnehmen

sollst oder nicht. Wenn ich dabei, ohne es zu wollen, etwas sagte, was dich verletzte, so entschuldige und vergiß!"

„Darum hätte viel eher ich Ursache dich zu bitten," antwortete Agathe, mit feuchtgewordenen Augen zu ihm aufblickend . . .

„Reden wir nicht mehr davon!" sagte er, ihr die Hand drückend.

Sie war ihm dankbar, es fiel ihr eine Last von der Seele. Aber seine Worte hatten eine neue Sorge in ihr aufgewühlt. In wenigen Tagen, hatte er gesagt, würde sie wieder allein sein. Er konnte doch unmöglich schon ans Einrücken denken?

„Ich sprach unlängst den Stabsarzt. Wenigstens einen Monat, meinte er, täte dir noch Schonung not."

„Er gab mir heute Morgen günstigeren Bescheid. Ich beabsichtige, mich Anfang nächster Woche gesund zu melden."

„Du bist aber noch lange nicht hergestellt!" rief sie erschrocken. „Früher wirst du doch den Dienst nicht wieder aufnehmen wollen?"

„Man sagt, der richtige Erfolg der Kur stelle sich erst in der Nachwirkung ein."

„Darauf kann man sich nicht unbedingt verlassen, es wäre Leichtsinn, dies zu tun."

„Ein kleiner Leichtsinn, wenn es die Pflicht gilt, ist erlaubt. Wären wir nie aus anderen Gründen leichtsinnig, so geschähe uns selten was Schlimmes."

„Aber so lange, bis du wirklich gesund bist, mußt du doch wenigstens bleiben!"

„Das könnte noch wochenlang dauern."

„Nun —? Warum nicht? Und dann noch eine oder zwei Wochen als Zugabe für die Rekonvaleszenz. Ich hatte mich so gefreut! Wir hätten noch einige größere Ausflüge unternehmen können —?"

„Nach Friedensschluß wollen wir es nachholen."

„Gar so dringend ist es doch nicht einmal! Der Oberst schrieb erst kürzlich, du mögest dich nur gründlich ausheilen."

„Ich fühle mich leidlich hergestellt. Und gerade jetzt heißt es: alle Mann an Bord!"

„Bleib noch, Albert!“ bat und schmeichelte sie. „Warum gerade die schöne Zeit, wo es dir jetzt jeden Tag besser geht, zwecklos abkürzen? Sie wird dahin sein und kommt nicht wieder!“

„Ich kann nicht, Agathe! Sei mir nicht böse, aber es leidet mich hier nicht länger. Ich m u ß wieder hinaus! Ich ertrag' es nicht mehr, dieses untätige Zuschauen, während es draußen vorwärts geht. Es reibt mich auf, es reißt an meinen Nerven. Ich m u ß hinaus!“

Sie sah ein, daß alles vergebens war.

Als sie sich von ihm verabschiedet hatte und langsam nach Hause ging, durch die um diese Zeit ziemlich belebten Straßen — denn das Konzert im Kurpark war beendet und die Leute strömten zurück —, da lief ihr manch ein verstohlener Tropfen über die Wangen. Sie schämte sich dessen, die Vorübergehenden sahen sie an und mochten sich ihr Teil denken, darum kämpfte sie mit sich und bemühte sich, was sie konnte, ihr Weinen zu unterdrücken und zu verbergen. Kaum aber daß sie auf ihrem Gasthofzimmer angelangt war, brach ihr Widerstand zusammen, und unaufhaltsam floß der Strom der Tränen.

Und hundertmal inmitten dieser Stürme von Schmerz und Leidenschaft wiederholte sie sich, daß sein Einrücken zur Truppe noch gar nicht unbedingt nötig gewesen wäre. Mit gutem Recht hätte er seine volle Genesung abwarten, noch wochenlang bei ihr bleiben können, wenn er nur wollte! Wer weiß, ob sie dann nicht noch ein paar Tage der Freude und Liebe miteinander hätten verleben können? Warum gönnte er ihr die nicht? Leicht und ohne eine Pflicht zu verletzen, wäre es ihm möglich gewesen, ihrer inständigen Bitte zu willfahren. Warum tat er es nicht? Hatte er denn die ganze Zeit her, während sie sich so oft danach gesehnt hatte, ihm etwas zu sein, unablässig nur von seiner Rückkel an die Front geträumt? Lag ihm der Dienst und der schre liche Krieg denn wirklich um so viel näher am Herzen c sie und ihr Glück? Konnte er es denn wirklich nicht me

erwarten, von ihr fort und endlich wieder zu seiner geliebten Schwadron zu kommen?

Unsäglich elend und verlassen kam sie sich vor, fast als wäre er treubrüchig geworden.

XV.

In dem einen Punkt waren Agathens Gedanken zweifellos zutreffend: es wäre Alberts gutes Recht gewesen, noch länger im Hinterland zu verweilen und seine Kur noch eine Zeitlang fortzusetzen. Von einer vollen Wiederherstellung seiner Gesundheit konnte noch nicht die Rede sein.

Trotzdem lag er dem Stabsarzt beständig in den Ohren, ihn endlich als geheilt zu entlassen und wieder für frontdiensttauglich zu erklären. Die erfolgreichen Maischlachten in Westgalizien hatten eingesetzt, eine Siegesnachricht jagte die andere. Und er konnte nicht dabei sein, sollte müßig aus der Ferne zuschauen und Schwefelbäder gebrauchen! Das nagte an ihm.

Nur wenig Erfreuliches hatte er bis zu seiner Erkrankung in diesem Kriege erlebt, gerade nur das Schlimmste mitgemacht, jene gestaffelten Rückzüge durch ganz Galizien hindurch, die das erste Halbjahr ausfüllten, das notgedrungene Zurückweichen vor einer überwältigenden Übermacht, immer in der Gefahr, umklammert oder überrannt zu werden, immer unter dem trostlosen Eindruck der Machtlosigkeit des Geistes gegenüber der großen Zahl. Es war die ebenso ruhmvolle wie unglückselige Zeit erfolglos verschwendeten Heldentums gewesen. Nun aber hatte das Blatt sich gewendet. Die befreienden Rückschläge, die sich an den Namen Gorlice knüpften, machten jedes Soldatenherz höher schlagen, glänzenden Waffentaten der Deutschen und Österreicher, Vergleich zu denen die Heldenkämpfe der Griechen gegen Perser Knabenspiele gewesen waren, erfüllten es mit isterung und der unbezwinglichen Sehnsucht, daran teil-

zunehmen. Albert hatte nicht übertrieben, wenn er Agathen beteuerte, er könne nicht anders, er müsse hinaus. Ihn daran hindern wollen, wäre tatsächlich dasselbe gewesen, als ob man ihm die Lebensluft entzogen hätte.

Die Leidenschaft, mit der er ins Feld strebte, machte ihn zum Simulanten. Er stellte sich gesünder, als er war, verheimlichte dem Stabsarzt, der ihn behandelte, die hartnäckigsten Krankheitsäußerungen und spiegelte ihm ein Wohlbefinden vor, das die Heilquellen von Baden, wenn es den Tatsachen entsprochen hätte, zu einem wundertätigen Wasser gestempelt haben würde. Der Stabsarzt durchschaute ihn, schwankte aber, ob der fortschreitenden Genesung durch Zwang ein größerer Dienst erwiesen würde als durch gewährte Freiheit. Er gehörte zu den Ärzten, die den kranken Menschen nicht nach rein naturkundlichen Grundsätzen als auszubessernde Maschine betrachten, sondern auch Geist und Willen als Heilmittel gelten lassen. „Der Adam braucht Vorspann," pflegte er scherzend zu sagen, und damit meinte er, daß man die Seelenkräfte nutzbar machen und in den Dienst der Leiblichkeit stellen müsse, wenn es galt, den verfahrenen Karren der Gesundheit aus dem Schlamm zu ziehen. Dem Drängen des Rittmeisters hatte er schließlich insofern nachgegeben, als er ihm eine Aufgabe zu bewältigen gab, wie sie im Volksmärchen denen gestellt werden, die erlöst sein wollen. Er sollte einen bestimmten Weg zurücklegen und damit eine Probeleistung liefern. Bestand er die Prüfung ohne Rückfall, so mochte die Kur als abgeschlossen gelten. Dann würde er ihm das gewünschte Entlassungszeugnis nicht länger vorenthalten.

So machte Albert in Begleitung seiner Frau sich an einem der nächsten Morgen auf den Weg, um über die sogenannten Alexandrowitsch-Anlagen ins Helenental zu wandern, eine Strecke, die hin und zurück zwei bis drei Stunden in Anspruch nahm und auch einige ansehnliche Steigungen enthielt, für einen in Genesung Begriffenen also immerhin als Prüfstein dienen konnte.

Der Tag glühte sommerlich heiß, grünschillernde Sandläufer jagten über den felsigen Pfad, der auf halber Berghöhe über dem Tal der Schwechat hinführt. Die Waldluft duftete nach Harz, und auf der silbergrauen Rinde der Föhren sonnten sich in aller Stille die großen, klugen Kiefernprachtkäfer, deren silbrige Flügeldecken sich so zweckmäßig der Färbung ihres Äsungsplatzes angepaßt haben. Albert schritt rüstig aus, ganz als hätte ihm nie etwas gefehlt, mit augenfälliger Absicht. Er biß die Zähne zusammen, wenn Schmerzen ihn überfielen, fest entschlossen, sich nichts merken zu lassen. Die Hoffnung, bald wieder dahin zurückzukehren, wohin er gehörte, und nicht mehr unter geputzten Damen im Kurpark herumsitzen zu müssen, machte ihn froh und beschwingte ihn. Agathe dagegen kränkte sich im stillen, daß sie ihn neuerdings hergeben sollte, ohne ihn recht besessen zu haben, denn er hatte ja die ganze Zeit seines Krankenurlaubs hindurch mehr dem Miroslav gehört als ihr.

Sie fühlte sich müde und litt unter der Hitze. Zwar war das abschüssige Gelände hinauf und hinunter mit Föhrenwäldern bestanden, aber die hohen dunklen Bäume mit ihren flachen, an südländische Pinien erinnernden Nadelkronen schirmten ungenügend gegen die beharrliche Strahlung der Sonne, die die vielfach wunderlich geformten Kalkfelsen am Wege erhitzte, daß sie wie weißglühende Öfen den Vorübergehenden mit heißem Atem anhauchten. Auf einem dieser Felsen, der seitlich gegen den Bergabsturz auslud, stand eine besonders stattlich gewachsene Föhre, und unter ihrem Geäst, das sich wie eine schwarzgrüne Scheibe ausbreitete, eine Bank. Albert trat auf den Felsenvorsprung hinaus, man übersah von da das liebliche Waldtal zu Füßen, die weißen Gebäude der Weilburg gegenüber in ihrer üppiggrünen Umrahmung und das sonnenzitternde flache Land bis weit ins Neustädter Steinfeld hinein.

„Woran erinnert dich dieser Fels?" fragte Albert, während sie sich auf der Bank niederließen.

Aber Agathe fand sich an keinen Platz erinnert, den sie

kannte, und wußte nicht, wo sie nach Ähnlichkeiten hätte suchen sollen. „Er erinnert mich," sagte sie etwas gelangweilt, „an einen Fels auf den Alexandrowitsch-Anlagen bei Baden, worauf eine Föhre steht und eine Bank, auf der wir sitzen."

„Mich erinnert er an den Antlaßstein am Traunsee."

„Dazu fehlt vor allem der See ... Aber auch die Menschen fehlen, Menschen, die der Leidenschaft unterliegen — wir sind ja beide so besonnen geworden. Und dir galt von je die Leidenschaft als Kopflosigkeit, als Überstiegenheit ... Wenn ich an den Antlaßstein denke, so denke ich an Liebe und Liebesglut. Hier ist nichts als Sonnenglut."

„Meinst du? Bildest du dir wirklich ein, mir so tief ins Herz zu schauen? Da müßtest du ja auch seine Gründe erkennen."

„Hat das Herz Gründe?"

„Möchtest du wirklich, daß es nur Abgründe hätte? ... Und der See," sagte er, sich in Sinnbildlichkeit gefallend, „den sieht man freilich nicht, aber er ist doch da. Wie ein großes dunkles Wasser legt sich jetzt diese neue Trennung, der wir entgegengehen, zwischen uns. Gerade so wie der Traunsee die Liebenden trennte. Und ich stürze mich hinein und denke an keine Gefahr. Nun gilt es schwimmen und sich durch die hochgehenden Wogen kämpfen. Aber ich bin voll Zuversicht, denn ich sehe das Licht am Fenster."

Sie lachte auf, gleichsam mitleidig: „Albert als Leander!"

„Nun —? Und warum nicht?"

„Du stürzt dich ins dunkle Wasser aus Lust am Schwimmen, nicht um zu mir zu gelangen. Das ist der Unterschied! Ging's um die Liebe, so würdest du dir's wohl überlegen. Du bist nicht so einer, dem das Herz mit dem Kopf durchgeht, wie etwa ..." Sie stockte und verbesserte sich, so gut es gehen wollte: ... „wie mancher andere," schloß sie unsicher.

„An wen denkst du dabei?" fragte er, aufmerksam geworden.

Es war unvorsichtig von ihr gewesen, die Frage heraus-

zufordern. Aber nun wollte sie die Antwort nicht schuldig bleiben, sie hätte sich beschämt gefühlt, hätte sie keinen Namen zu nennen gewußt.

„Wie Baron Zill zum Beispiel," sagte sie.

Albert stutzte und blieb eine Zeitlang nachdenklich. Jetzt sah er sie scharf an und fragte: „Kennst du vielleicht die wahre Ursache, warum Zill den Ehrenhandel mit Oppenheim hatte?"

„Du hast mir doch selbst die Ursache erzählt —?"

Agathe war über und über rot geworden und wußte nicht, wo ein und aus. Sie bereute bitter ihr vorschnelles Wort. Ließ Albert sich nicht beschwichtigen, so stand sie jetzt vor der peinlichen Wahl, entweder Baron Zill preiszugeben oder ihres Mannes Mißtrauen gegen sich wachzurufen.

„Man nannte ja eine Ursache," sagte Albert, „aber ich hielt sie von Anfang an für vorgespiegelt."

In zarter Rücksicht und Schonung stellte er sich als hätte er ihr Erröten nicht bemerkt und hielt den Blick in die Ferne gerichtet.

„Übrigens bin ich nicht berechtigt, in Zills Geheimnisse einzudringen," sagte er, sich vornehm zurückziehend.

Das war nun wieder so edel und groß gedacht, daß sie davon hingerissen wurde. Welch unbegrenztes Vertrauen in sie sprach sich doch darin aus, daß er ihr verräterisches Rotwerden nicht bemerken wollte und keine Aufklärungen von ihr forderte, obgleich er jetzt bestimmt wissen mußte, daß der dunkle Fall des Baron Zill, der viel von sich hatte reden machen, mit ihr selbst in irgendeinem Zusammenhang stehe. Dafür war sie ihm Dank und Offenheit schuldig.

„Wenn du es verlangst," sagte sie entschlossen, „so erzähl' ich dir alles, was ich selbst weiß!"

„Ich verlange es nicht. Ich wünsche sogar, daß du es terlassest. Ich will nicht den Schein erwecken, als ob ich chenschaft von dir forderte. Du bist Herrin über dich. er könnte eine Frau bewachen, wenn sie sich nicht selbst wacht? Und wie könnte ich beruhigt ins Feld ziehen,

wenn ich auch nur einen Augenblick daran zweifelte, daß ich dir vertrauen darf?"

„Ich danke dir!"

„Ich danke dir, daß du bist, wie du bist, und mich dadurch in den Stand setzt, so zu denken und zu tun, wie es meiner Frau würdig ist."

Sie war stolz und froh, einen so hochgesinnten Mann zu besitzen, und sah glückstrahlend, voll Dankbarkeit und Liebe zu ihm auf. Er legte seinen Arm um sie und zog sie an sich. Zärtlich sank sie ihm an die Brust. Sie küßten einander inmitten der Sonnenglut mit neuaufglühender Leidenschaft, wie sie sich nicht geküßt hatten seit damals, auf dem Antlaßstein. So selbstvergessen und zukunftssehnsüchtig, berauscht durch den Schlag ihrer Herzen, die sie aneinanderpochen, und durch den heißen Hauch ihres Atems, den sie in eins verschmelzen fühlten, erhoben über ihr eigenes Dasein zur dunklen Unbewußtheit eines überpersönlichen Lebensdranges. Und wie seit damals nicht wieder, glaubten sie in diesem Augenblicke neuerdings daran, daß sie füreinander bestimmt gewesen seien von jeher und für immer, trotz alledem und alledem . . .

„Bleib noch —!" flüsterte sie ihm zu. „Nur vierzehn Tage, nur eine Woche noch —? Bitte, bitte —?"

„Darüber reden wir jetzt nicht mehr!" sagte er, sich ziemlich unwirsch von ihr losmachend. Er schien unwillig, eine steile Falte stand zwischen den Brauen. „Wenn ein Entschluß einmal feststeht, soll man nicht immer wieder daran rütteln. Das entnervt nur und führt zu nichts — außer etwa bei Menschen, die nicht wissen, was sie wollen und tun. Zu denen gehör' ich aber nicht!"

Sie saßen noch eine Weile stumm nebeneinander auf der Bank. Ach, der Platz hatte wirklich nichts mit dem Antlaßstein gemein! Und zwischen damals und heute lag wie ein tiefes dunkles Wasser das Schicksal einer ganzen Welt und die Umwertung, die es in den Seelen der Menschen hervorgebracht hatte . . .

Nun setzten sie ihre Wanderung fort und waren einsilbig geworden. Die steigende Hitze des Weges machte Agathen unlustig. Ihr Blut jagte und lechzte. Die Erinnerung an die Tage am Traunsee und der Aufruhr seiner Umarmungen hatten es entzündet und zum Sieden gebracht. Es spottete sein im stillen, wie die Ekstase über die Nüchternheit spottet, und verhöhnte seinen ungeduldigen Pflichteifer, sein Kranksein gerade in der Urlaubszeit, seine Zurückhaltung aus Besonnenheit. Sein Herz kannte also Gründe, nun wußte sie es, wenn sie noch daran gezweifelt hatte. Es war ein umsichtiges und gewissenhaftes Herz! Um die Abgründe herum beschrieb es einen großen Bogen, ihnen sorgsam auszuweichen. Nur in diesen unseligen Abgrund des Völkerschlachtens stürzte es sich hinein wie rasend. Da wurde es auf einmal leidenschaftlich und triebhaft, ein wütendes Werkzeug des mörderischen Ameisengetümmels. Fürwahr, eine menschenwürdige Sendung, mit allem Sinnen und Trachten diesem in Stumpfsinn eingemauerten Moloch Krieg zu Diensten zu stehen, wie die beflissenen Termitenarbeiter und -Soldaten in blindem Eifer ihre dicke Königin füttern und großziehen! . . .

Als sie um eine Wegschleife bogen, sahen sie in einiger Entfernung schon die Trümmer der alten Tursonenfeste Rauhenstein vor sich liegen, deren wuchtiger Berchfried aus vorgeschobenem Felsgeklüft sich zum Himmel reckte. Plötzlich kollerten Steine vom nahen Abhang, wo sie standen; sie konnten gerade noch rasch zur Seite springen, um nicht getroffen zu werden. Irgend jemand, der da oben im Gestrüpp herumkrabbelte, rief sie an.

„Sie, da unten! Bittschön, sei'n S' so freundlich und helfen S' mir 'runter!"

„Warum sind Sie hinaufgestiegen?" gab Albert lachend zurück.

Aber er schickte sich doch an, die Halde emporzuklettern. Vielleicht war es weniger Gutmütigkeit, was ihn dazu veranlaßte, als der Ehrgeiz, sich nicht bloß mit der Fußgänger-

leistung zu begnügen, die ihm vom Stabsarzt zur Probe aufgetragen war, sondern sie auch noch durch eine turnerische Tat zu krönen. Denn ein Turner mußte man schon beinahe sein, um diese Steile hinaufzuklimmen. „Der Adam braucht Vorspann,“ sagte er sich, seinen ganzen Willen zusammennehmend, während er sich mühsam von Stamm zu Stamm festhielt und höher schwang. Der Mensch, der sie angerufen hatte, saß eine gute Strecke oberhalb im Geröll fest. So oft er sich erheben wollte, geriet alles ins Gleiten und Rutschen, die Füße liefen ihm davon, und er kam abermals auf den Boden zu sitzen. Es gelang Albert, sich in seine Nähe heranzuarbeiten, er bot ihm die Hand und wollte ihn hochziehen.

„Himmelkreuzlaudon!“ schrie der Unbekannte auf. „Packen S' mich nit so derb an, ich bin doch kein Roß!“

Er hatte sich die rechte Hand verstaucht und ersuchte Albert, ihn an der anderen Hand zu fassen. Es war ein heißes Stück Arbeit, den schweren und anscheinend etwas unbeholfenen Menschen in Bewegung zu setzen, und Albert, der seine Kräfte doch etwas überschätzt hatte, büßte all seine Sünden ab, eh' es ihm im Schweiße seines Angesichts gelang, seinen Schützling glücklich und ohne weiteren Unfall auf den Fußpfad herunterzulotsen.

Als dieser endlich wieder festen Boden unter den Füßen spürte, stieß er einige herzbefreiende Grunzlaute aus und lüpfte flüchtig den großen Strohhut. „Dank schön!“ sagte er. „Ich bin halt zu dostig für solche Spassetteln. Die Malefizblumen sind schuld dran.“

Er reichte Agathen ein Büschel Steinnelken dar, die er da oben gepflückt und in der verletzten Hand festgehalten hatte. Es war ein noch junger Mann, groß und wuchtig wie ein Bär. Hochblondes Haar wallte in reicher Fülle um seinen nicht unschönen Kopf, der ins rötliche spielende Bart war etwas verwildert, die blauen Augen blickten treuherzig und fast kindhaft.

Angenehm unterhalten durch das kleine Abenteuer, hatte

Agathe die Steinnelken, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, angenommen und lächelnd dafür gedankt, was Albert nicht ganz zu billigen schien. Etwas förmlich nannte er seinen Namen: „Rittmeister von Eckhard — meine Frau."

„Freut mich," sagte der blonde Bär. „Wenn's erlaubt ist, schließ' ich mich gleich an. Sie gehn eh' auch über den Rauhenstein nach Baden zurück? Ich hab' noch in die Krainerhütten wollen, jetzten kann ich g'schwind in die Stadt rennen und absagen. Denn mit dem Luder von einer verstauchten Hand hört sich's Konzertgeben natürlich auf."

„Sie wollten ein Konzert geben?" fragte Agathe angeregt, während sie gemeinsam ihren Weg fortsetzten.

Albert aber konnte nicht umhin, in gemessenem Ton zu erinnern: „Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Ah so! Bitt' um Entschuldigung. Lorinser heiß' ich, Michel Lorinser. Werden eh' den Namen vielleicht schon einmal gehört haben? Heut' hätt' ich in Baden konzertieren sollen, im großen Kursaal, fürs Rote Kreuz. Ich bin nämlich Musikant, man kann's auch Tonkünstler nennen, wenn man will. Liedersänger mit Lautenbegleitung. Das heißt, das ist so meine Spezialität fürs Publikum, weil's die Leut' halt gern hören. Es ist jetzt einmal höchste Mod', da muß man's mitmachen. Sonst kann ich schon noch andere Sachen auch ... Aber mit der Lautenbegleitung is es jetzt tschari," sagte er und schlenkerte wehleidig mit der verletzten Hand in der Luft. „Verflixt weh tut's! Hoffentlich ist sie nicht gebrochen. Bis heut' abend laßt sie sich auf keinen Fall mehr reparieren. Was bleibt mir übrig? Absagen muß ich! No ja, da kann man nix machen."

Albert und Agathe hatten den Namen Michel Lorinser, der ihnen schon früher nicht ganz unbekannt gewesen war, seit einigen Tagen auf großen roten Anschlagzetteln an allen Straßenecken und Litfaßsäulen der Stadt prangen sehen. Als Sänger zur Laute erfreute er sich eines gewissen Rufes, und da Albert die anspruchslose und volkstümliche Musik noch am ehesten schätzte, und Agathe, die ja hervor-

ragend musikalisch war, auch selbst zur Laute sang, so hatten sie sich rechtzeitig auf Sitze vorgemerkt. Aufrichtig bedauerten sie jetzt, daß nichts daraus werden sollte, und Albert, der seine steifleinene Zurückhaltung aufgab, seit er wußte, daß er es mit einem Künstler zu tun hatte, meinte halb im Scherz: „Vielleicht könnte meine Frau Sie begleiten?“

Lorinser indes nahm es sofort für vollen Ernst: „Jesses —“ schrie er auf, „die Gnädigste spielt auch die Klampfen?! Ah, da hört sich doch alles auf! So ein Zufall! Das is ja ein Fingerzeig Gottes! Nein, es ist wirklich wahr, wo die Not am höchsten, da ist die Hilf' am nächsten! Sie werden uns doch nicht im Stich lassen, gnä' Frau? Schau'n S', so brauchet sich's Komitee nicht zu blamieren. Der Saal ist bis aufs letzte Platzerl ausverkauft, jetzt soll man auf einmal absagen? Und das ganze Geld, das schon dem Roten Kreuz gehört, müßt' man wieder zurückgeben! Das können Sie gar nicht verantworten! Gelten S', Sie helfen uns aus der Schlamastik? Gehn S', schau'n S', gnä' Frau, das wär' wirklich lieb von Ihnen! Sie tun ein gut's Werk damit!“

Agathe war zu Tode erschrocken. Was ihr Mann da angerichtet hatte! Öffentlich Laute spielen! Noch dazu mit einem Künstler! So viel konnte sie ja gar nicht! Sie sträubte sich. Sie hätte sich sicher nur blamiert. Sie war nichts als eine Dilettantin, eine Stümperin. Für den Hausgebrauch genügte es allenfalls, aber im Konzertsaal —! Nein, davon konnte keine Rede sein!

Aber der Michel Lorinser, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, ließ nicht so leicht locker. Es waren ja lauter ganz einfache, volksliedartige Sachen, die er singen würde! Die Begleitungen waren kinderleicht! In einer halben Stunde getraute er sich ihr beizubringen, worauf es ankam. Und wenn sie ein bißchen gickste, so schadete es auch nichts. Kein Mensch würde etwas davon merken!

„Das Publikum ist ja so blöd!“ versicherte er. „Sie ahnen gar nicht, wie blöd daß es ist!“

„Also, auf die Dummheit des Publikums soll ich mich

verlassen?“ lachte Agathe auf, immer mehr von der urwüchsigen Art dieses blonden Michels belustigt.

„Das Publikum stecken Gnädigste schon durch Ihre Erscheinung in den Sack!“ beteuerte Lorinser. „Sie brauchen nur aufzutreten, so ist der ganze Saal in Sie vernarrt — das heißt, die Herren. Die Damen natürlich weniger, im Gegenteil, die Damen werden sich eher fuchsen, aber das macht nichts, das ist grad die richtige Mischung, Liab mit Gift und Gall. Die Hauptsach' bleibt, daß sich niemand mopst, und wo's eine Streiterei gibt, da ist das Mopsen ausgeschlossen. Ich garantier' Ihnen einen Bombenerfolg, nur ein bissel Kurasch müssen Sie haben, alles andre kommt von selber. Also gehn S', schau'n S', gnä' Frau, ich bitt' ja nicht für mich, es ist ja doch für die Wohltätigkeit! Stellen Sie sich nur einmal vor, wie vielen armen Verwundeten damit geholfen wird!“

Und er schaute sie mit seinen blauen Kinderaugen so zuversichtlich-erwartungsvoll an wie ein großer, gutmütiger Bernhardiner-Bari, dem man Hoffnung auf einen guten Bissen gemacht hat. Dennoch hätte Agathe sich vermutlich nicht erweichen lassen, der Gedanke kam ihr zu unerwartet, war ihr von vornherein zu fremd gewesen. Aber zu ihrer Überraschung lieh nun auch Albert den Bitten des Künstlers seine Unterstützung. Es schmeichelte ihm ein wenig, daß seine Frau imstande sein sollte, in einem Konzert bares Geld fürs Rote Kreuz zu verdienen. Und außerdem hielt er es für einen Gewinn, wenn ihre Gedanken etwas abgelenkt und zerstreut würden, damit sie nicht zu viel an das bevorstehende Scheiden dächte.

„Versuch's doch!“ ermutigte er sie. „Warum auch nicht? Wenn du dich schon nützlich machen kannst, und da es doch für die Wohltätigkeit ist?“

Da erlahmte ihr Widerstand, sie fing an, sich mit dem Gedanken zu befreunden. Und je mehr sie es für möglich hielt, daß sie schließlich doch noch ja sagen würde, um so frischer und aufgeweckter wurde sie. Sie war jetzt gar nicht mehr müde wie vorhin und litt auch nicht mehr unter der Hitze.

Am bewaldeten Felsenhügel der Ruine Rauhenstein gegen den Ausgang des Helenentals absteigend, besprachen sie miteinander das Nähere. Es wurde vereinbart, daß Agathe am Nachmittag zu ihm kommen sollte, um sich die Begleitungen vorläufig einmal anzusehen und sie gegebenenfalls mit ihm durchzugehen, wenn ihr Können wirklich ausreichen sollte, sie zu bewältigen.

Und so geschah es auch wirklich. Als sich aber bei dieser aus dem Stegreif abgehaltenen Hauptprobe herausstellte, daß die Sache ganz leidlich klappte, da verlor sie plötzlich alle Scheu und konnte den Abend kaum mehr erwarten. Sie freute sich darauf wie ein kleines Mädchen auf die Christbescherung. Lorinser war entzückt. Er behauptete, sie hätte die musikalische Ader, und darauf allein komme es an.

„Alles andre is Mumpitz!" sagte er. „Ich bitt' Sie, das bissel Technik —! Das kann sich jeder Trottel einlernen, wenn er Sitzfleisch hat. Da geb' ich einen Schmarrn drauf! Wer hat denn was davon, wenn man ein' Esel zum Zithernschlagen abrichtet? Im Blut muß es stecken wie bei Ihnen, nachher kann man überhaupt erst von einer Musi' reden!"

Die Veranstaltung hatte in der Tat den von Michel Lorinser vorausgesagten Erfolg. Er sang feuriger und schmelzender, wilder und zarter als je, und Agathe, die ihn begleitete und seine Absichten unerwartet rasch begriff, sich allen Abschattungen seiner Stimmung mit bewundernswertem Verständnis anzuschmiegen wußte, bestand auch im rein Handwerksmäßigen gar nicht so übel. Es hatte sich bald verbreitet, daß sie durch ihr entschlossenes Einspringen den Abend gerettet und sein Zustandekommen ermöglicht hatte. Das Publikum zeigte sich dafür erkenntlich und klatschte wie toll. Aber es war nicht ausschließlich Dankbarkeit, was ihr die Herzen gewann. Agathe spielte wirklich ganz niedlich, und ihre Erscheinung, durch die freudige Erregung mit allem Zauber der Jugend und des Liebreizes übergossen, riß auch die Kühlsten zu Bewunderung hin, bahnte auch den Trockensten einen Weg zur Wärme und Begeisterungsfähigkeit.

Als das Rauschen des Beifalls sie berauscht hatte, wurde sie kühn und trat schließlich sogar noch allein auf die Vortragsbühne, ohne den Lorinser, ganz auf eigene Faust. Und sie hatte auch keine Spur von Lampenfieber dabei. Es war eine Zugabe, die nicht auf dem Zettel stand, die man um das gleiche Geld noch draufbekam, eine Nummer, die sie den Zuhörern als freundliche Gabe darbot und spendete. Sie hatte ein schalkhaft-anmutiges Liedchen gewählt, mit dem sie ein paarmal, als sie den Gesang noch mehr pflegte, im Familien- und Freundeskreis gefallen hatte. Und es verfehlte auch diesmal seine Wirkung nicht. Ihre Stimme war nicht groß, aber wohlklingend, und ihr Vortrag bald durch Lieblichkeit gewinnend, bald durch Geblüt und prickelnde Lebhaftigkeit zündend.

Nun brauste es gar wie ein Sturm durch den Saal. Man verlangte eine weitere Zugabe, und als sie sich erbitten ließ und abermals mit Glück wählte, verlangte man noch eine und noch eine. Man wäre nicht müde geworden, ihr bis Mitternacht zuzuhören und Beifall zu klatschen. Alberts Freund, Major Frank, ließ ihr eine prachtvolle Blumenspende überreichen. Auch andere Bekannte, sei es von ihm angestiftet, sei es aus eigenem Antrieb, überschütteten sie mit Blumen. Das Publikum brachte ihr Huldigungen dar. Man feierte sie wie eine Primadonna.

Nach der Aufführung, als sie nach unzähligen Hervorrufen endlich müde geworden war, sich für das noch immer fortdauernde Beifallsklatschen durch Verbeugungen zu bedanken, erwartete Albert sie im Künstlerzimmer. Er schloß sie in seine Arme und küßte sie fast ehrerbietig auf die Stirn. Er hatte ja gar nicht geahnt, daß er so etwas wie eine Künstlerin zur Frau habe! Er schien stolz oder wenigstens eitel auf sie. Und Agathe selbst fühlte sich so gehoben, so jung, so glückse[illegible] wie nie zuvor.

[illegible] war ihr zumute, als hätte ihr Leben wie mit *einem* S[illegible]ge einen neuen und ungeahnt reichen Inhalt gewonnen.

XVI.

Wenige Tage später reiste Albert an die Front ab. Agathe hatte ihn bis Wien begleitet und war gleichzeitig dahin übersiedelt.

Der Abschied wurde ihr diesmal nicht so schwer wie das erste Mal. Sein Scheiden war nichts ganz Unbekanntes mehr, war etwas schon einmal Dagewesenes. Die ungeheuren Erschütterungen, die sie durchgemacht hatte, als er im Spätsommer auf den Kriegsschauplatz abging, hatten sich eigentlich als recht überflüssig herausgestellt. Wem hatte es zum Vorteil gereicht, daß sie sich so verzweifelt ihrem Kummer überließ? Nur sie selbst hatte den Nachteil davon gehabt. Zum Glück war ihre Angst und Sorge völlig grundlos gewesen und Albert — von dem rheumatischen Leiden abgesehen — wohlbehalten zurückgekehrt, angeregt und munter, besser aussehend als je zuvor im Frieden und so gut herausgefüttert wie nicht jeder im Hinterland. Große Gefahren hatte er freilich bestanden, aber im ganzen wurde auch im Felde nicht so heiß gegessen wie gekocht war, und überdies hatte man inzwischen doch auch einiges gelernt. Der Stellungskampf nahm jetzt einen breiten Raum ein. Das Leben im Unterstand war schließlich noch keine Schlacht, und da die Russen vielfach Mangel an Schießbedarf litten, so kam es vor, daß man wochen-, ja monatelang unbehelligt blieb. Der Krieg versumpfte im Schützengraben.

Im Anfang hatte er auf Agathen den Eindruck einer erhebenden Tragödie gemacht. Jetzt kam er ihr mehr und mehr wie ein furchtbar langwieriger und ermüdender Schundroman vor. Es gab ja gelegentlich wieder einmal ein spannendes und ergreifendes Kapitel, im ganzen aber war sein Flügelschlag lahm geworden, der Aufschwung nicht mehr natürlich, der Glaube an die Möglichkeit einer überzeugenden Entscheidung im Sinken begriffen. Wie um den Nachweis zu liefern, daß welsche Treulosigkeit kein leeres Wort sei, hatte

sich nun auch Italien den Gegnern angeschlossen; immer neue Feinde wußte England in diesen Krieg hineinzupeitschen, und es war vorauszusehen, daß schließlich die ganze Welt gegen Mitteleuropa stehen würde. Schon fast läppisch wirkte es, wie jeder neue Sieg der ruhmreichen Minderheit die kläffende Meute auf der anderen Seite immer noch vermehrte. Man fühlte sich schier ans bürgerliche Kleinleben gemahnt, wo ein paar keifende Nachbarinnen, die sich durch nichts als ein ungewaschenes Mundwerk auszeichnen, manchmal die ganze Gasse und schließlich vielleicht das ganze Städtchen gegen einen einzelnen aufzuwiegeln wissen. Der Ekel, der dadurch ausgelöst wurde, verdrängte die tragische Stimmung, man hatte sich daran gewöhnt, zuckte die Achsel und schwieg. Wie viele andere, so besaß auch Agathe kaum mehr die nötige Spannkraft, mit jener dankbaren Begeisterung, wie die Heldentaten unserer Braven sie verdient hätten, an den Krieg zu denken. Und da Albert keineswegs ungern hinauszog, sondern im Gegenteil es kaum mehr erwarten konnte, warum sollte sie sich wieder in Trostlosigkeit stürzen? Des Menschen Wille ist sein Himmelreich — wenn er sich so heiß danach sehnte, wieder an die Front zu kommen, so ließ sich eben nichts daran ändern, man mußte sich irgendwie damit abfinden.

Aber auch die neuen Ziele, die sie jetzt vor sich sah, trugen dazu bei, daß sie ihn diesmal, wenn schon nicht leichten Herzens, so doch mit ungleich mehr Fassung und Gelassenheit ziehen ließ, als es das erstemal der Fall gewesen war. Der hübsche Erfolg im Badener Kursaal hatte die Lust in ihr erweckt, ihre musikalischen Fähigkeiten nicht wie bisher ungenützt verkümmern zu lassen. Sie gab sich zwar keiner Täuschung darüber hin, daß der überreiche Beifall, mit dem man sie ausgezeichnet hatte, zum guten Teil auf Rechnung gesellschaftlicher Rücksichten und der besonderen Umstände zu setzen sei, unter denen jener Abend zustande gekommen war, aber sie hatte nun einmal, als sie auf der Vortragsbühne stand, den zündenden Funken in sich entdeckt. Sie war sich

einer geheimen Kraft bewußt geworden, die Leute in ihren Bann zu zwingen, und zweifelte nicht daran, daß sie, wenn sie ergänzte, was ihr noch fehlte, den Erfolg dauernd an sich fesseln könne. Michel Lorinser bestärkte sie in diesem Glauben. Er behauptete, es wäre eine Sünde, wenn sie ihr künstlerisches Pfund vergraben wollte, statt damit zu wuchern.

Albert selbst hatte seiner Frau vorgestellt, daß sie sich im Konzertsaal, im Dienst der Kriegsfürsorge, mindestens ebenso nützlich machen könne wie im Krankensaal. Das Samariterwerk griff ihr ans Mark, sie eignete sich ihrer ganzen Natur nach nicht dafür. Vielleicht hatte erst Priszilla ihn hierauf aufmerksam gemacht, gleichviel — jedenfalls war er jetzt davon überzeugt und durchdrungen. Dagegen hatte der Eindruck blühender Belebtheit, den Agathe auch auf ihn zu machen nicht verfehlt hatte, als sie ihre Lieder zum Vortrag brachte, ihm die Augen dafür geöffnet, wie sie eine ganz andere wurde und gleichsam über sich selbst hinauswuchs, wenn sie mit Freudigkeit wirken konnte. Er pries den glücklichen Zufall, der den rechten Weg gewiesen habe. Es war ja ein wunderbarer Fingerzeig, wie sie sich nach wie vor dem Roten Kreuz und damit dem allgemeinen Besten zur Verfügung stellen könne, ohne dabei ihre Gesundheit zu schädigen und ihre Nerven zugrunde zu richten, ohne irgend etwas auf sich zu nehmen, was sie nicht gerne getan, was sie nicht selbst froh gemacht hätte.

Michel Lorinser war für die nächste Zeit mehrfache Verpflichtungen mit Konzertunternehmungen eingegangen, die im Dienste der Kriegsfürsorge arbeiteten. Nicht nur in Wien, auch in Prag, Salzburg, Graz und anderen Städten sollte er seine Kunst vorführen und Geld für Wohltätigkeitszwecke verdienen. Die Vorbereitungen waren getroffen, überall der Saal für die festgesetzten Abende bereits gemietet. Aber seine verletzte Hand hatte die volle Gebrauchsfähigkeit noch nicht wiedererlangt. Absagen wäre unvermeidlich gewesen, wenn Agathe ihm nicht aushalf, wie sie es in Baden getan hatte.

Im Anfang trug sie Bedenken, die Ausnahme zur Regel werden zu lassen, und meinte, es würde sich wohl irgendein Berufsmusiker auftreiben lassen, der die Begleitung übernehmen könne. Aber davon wollte Lorinser nichts wissen. Kein Mensch konnte ihn begleiten wie sie, keiner verstand ihn wie sie, keiner wußte so feinfühlig auf die zartesten Schwingungen seines Empfindens einzugehen wie sie. Wenn sie ihn begleitete, so war es genau so, als ob er selbst es täte; sie war die einzige, die es konnte, jeder andere Begleiter hätte ihn rasend gemacht und aus der Stimmung geworfen. Dann gab er es lieber ganz auf! Aber er konnte nicht daran glauben, daß sie es über sich bringen würde, so unfreundlich gegen ihn, so unbarmherzig gegen die armen Verwundeten zu handeln, denen das Erträgnis zugute kommen sollte. Nein, das hielt er glattweg für ausgeschlossen! Sie konnte, sie durfte ihn nicht im Stich lassen! Und sie durfte sich auch nicht auf die Begleitung allein beschränken, sie mußte auch selbst etwas singen, und zwar bedeutend mehr als das erstemal, eine hübsche, reiche Auswahl, bei deren Zusammenstellung er ihr gern behilflich sein würde; die Leute hörten sie ja unendlich viel lieber als ihn!

„Haben Sie denn das nicht bemerkt?“ fragte er verwundert. „Die doppelten Preise können wir verlangen, wenn Sie auch ein bissel mitkrähen! Stellen Sie sich nur einmal vor, wie mancher arme Kerl dadurch zu einer Prothese käm'! Und da wollen Sie streiken? Ja, erlauben Sie mir — können Sie das überhaupt verantworten?“

Ach, wie gerne ließ sie sich überreden! Albert selbst hatte sie ja dazu ermuntert, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen; es war sicherlich eine Gnade, in dieser harten Zeit zur Linderung des allgemeinen Elends beitragen zu können. Und es war ein gutes Werk, die Gaben, die einem die Natur verliehen hatte, in den Dienst der Leidenden und Verstümmelten zu stellen, denen um so eher gewisse Erleichterungen verschafft werden konnten, je mehr Mittel zur Verfügung standen. Nur mochte freilich ihr Mann vorwiegend

an geschlossene Kreise, Vereine und musikalische Gesellschaften gedacht haben, in deren Mitte und unter deren Schutz sie ab und zu einmal mit ihrer anmutigen Kunst hervortreten würde — so stellte er sich's vermutlich vor. Eine umfassende und über das Gelegentliche hinausgehende künstlerische Tätigkeit hatte er wohl kaum im Auge gehabt, und förmliche Kunstreisen in Gesellschaft Lorinsers ganz sicher nicht. Aber das alles war nicht genügend besprochen worden, er hatte sich schon in der Abreise befunden, und seine Gedanken standen bereits Posten an der russischen Grenze. Darum konnte sich Agathe vor ihrem eigenen Gewissen mit einem Schein von Recht darauf berufen, daß sie seinem Willen nicht entgegenhandle, wenn sie Lorinsers Bitten nachgab. Im Grunde machte ihr ja nichts größeres Vergnügen, als sich Hals über Kopf in so ein bewegtes Künstlerleben hineinzustürzen.

Um auf keinen Fall anzustoßen, wählte sie einen Decknamen. Obgleich es sich ja ausschließlich um ein charitatives Wirken handelte, so hätte sie es doch nicht für passend gehalten, wenn der Name einer Offiziersgattin in Ankündigungen und auf Maueranschlägen wiederholt neben dem Lorinsers aufgetaucht wäre.

Wien war groß, der Bekanntenkreis, den sie dort hatte, klein. Die wenigsten ahnten, wer die liebreizende junge Frau eigentlich sei, die unter dem Namen „Stella“ nun regelmäßig an der Seite Michel Lorinsers auf der Vortragsbühne erschien und die Herzen der Zuhörer entzückte. In den Provinzstädten war sie noch sicherer, unerkannt zu bleiben. Aber dennoch hielt sie es für ratsam, ganz besonders auf ihrer Hut zu sein, wenn sie mit Lorinser auswärts konzertierte. Ein paarmal gelang es ihr, Priszilla Orlik, die ihrer neuen Tätigkeit lebhaften Anteil entgegenbrachte, zu bestimmen, daß sie mit ihr fuhr. Die Hofrätin hörte sie gern singen, sie empfand auch eine kleine Reise in Gesellschaft der Freundin nur als angenehme Erholung, und es hätte ihr Vergnügen bereitet, wenn sie Agathen jedesmal hätte

begleiten können. Aber davon konnte keine Rede mehr sein, sobald sie nach Wien zurückgekehrt war und ihren strengen Dienst als Operationsschwester wieder angetreten hatte. Nun blieb Agathen, wenn eine Einladung von auswärts kam, nichts übrig, als allein zu reisen.

Auf solchen Künstlerfahrten hielt sie stets strengen Abstand zwischen sich und Lorinser. Er mußte einen anderen Zug benützen und in einem anderen Gasthof absteigen wie sie. An geselligen Zusammenkünften, wie sie am Abend nach solchen Veranstaltungen stattzufinden pflegen, nahm sie niemals teil, sondern fuhr nach dem Konzert sofort in ihren Gasthof, um das Abendbrot für sich allein, in völliger Zurückgezogenheit zu sich zu nehmen. Auch durfte Michel Lorinser außerhalb des Vortragssaales sich um „Stella“ nicht kümmern, nicht von ihr sprechen, keine Auskunft über sie erteilen. Von der gewissenhaften Erfüllung dieser Bedingungen hatte sie ihre Zusage, sich seinen Konzertreisen anzuschließen, abhängig gemacht. Lorinser lehnte sich freilich manchmal gegen diesen Pakt, obgleich er ihn beschworen hatte, unwillig auf, ja es gab Augenblicke, wo auch ihr das selbstgegebene Gesetz wie eine zimpere Übertriebenheit und lächerlich vorkam. Natürlich wäre es einfacher, lustiger und gemütlicher gewesen, sich harmlos gehn zu lassen. Wenn sie aber überlegte, so mußte sie sich sagen, daß eine alleinstehende junge Frau, deren Mann im Felde stehe, gar nicht peinlich und behutsam genug sein könne und in der Hinsicht besser zuviel als zu wenig tue. Darum blieb sie fest und antwortete kühl ablehnend auf Lorinsers bald ernsthafte, bald spottende Vorhalte.

„Eine solche Rücksicht bin ich nun einmal der Stellung meines Mannes schuldig. Bilden Sie sich darum ja nicht ein, daß Sie mir gefährlich werden könnten! Aber alberner Klatsch wäre mir lästig — das ist alles.“

Er wahrsagte ihr dann, daß sich ihr Kotau vor der öffentlichen Meinung noch rächen und gerade ihr überängstliches Verhalten erst recht unbegründeten Argwohn großziehen werde.

„Wenn man dem Philister einmal den kleinen Finger hingehalten hat," behauptete er, „so spuckt er einem auf die ganze Hand!"

Im Anfang, als es noch notwendig war, daß sie die Lautenbegleitung besorgte, gab sie, wie an jenem Abend in Baden, gewöhnlich erst gegen Schluß ein paar eigene Lieder zu. Aber nach und nach trat sie immer selbständiger neben ihm hervor, und da sie auch vor dem Wiener Publikum bestanden hatte, wuchs ihr Mut und ihre Lust am Hauptwerk. Fast täglich nahm sie bei Lorinser eine Unterrichtsstunde. Er gab sich die größte Mühe mit ihr und verriet ihr die geheimsten Handgriffe der Stimmbildung und des Ausdrucks. In kürzester Zeit flößte er ihr den zusammengepreßten Auszug seiner langjährigen Erfahrungen ein. Ein besserer Lehrer, als er es war, ließ sich nicht denken. Alles, was er riet, war erprobt und lebendige Übung. Seine größte Stärke aber wurzelte darin, daß er unendlich viel mehr wußte und konnte, als zum Liedersänger oder Gesangmeister nötig ist. Alle Fertigkeit stand bei ihm im Dienst einer tiefen musikalischen Einsicht. Denn das ausübende Musikantentum betrieb er nur gleichsam mit dem kleinen Finger, um sich den Lebensunterhalt zu sichern. Als seinen eigentlichen Beruf betrachtete er den des Tondichters, und darin strebte er das Höchste und Größte an, was es überhaupt gibt im Reiche der Kunst, die Sinfonie. Wohl hatte er auch Lieder vertont, doch sang er nie ein eigenes. Sie seien zu schwierig, sagte er, und eigneten sich nicht für Lautenbegleitung, die nur zu ganz schlichten und volkstümlichen Weisen passe. Das mochte richtig sein. Aber sie sangen, wenn sie übten oder zu ihrem Vergnügen Musik machten, oft auch zum Klavier, und auch da legte er ihr nie eine seiner eigenen Liedkompositionen vor. Agathe nahm an, daß es eine Art künstlerischer Schamhaftigkeit sei, was ihn daran hindere. Denn als Künstler war er ebenso zartfühlen überempfindlich und verfeinert wie im alltäglichen Umgan derb, geradezu und primitiv.

Die Fortschritte, die Agathe unter Lorinsers Anleitur

machte, setzten ihn und sie selbst in Erstaunen. Als seine Hand wieder heil geworden war, dachte sie gar nicht daran, der Kunst, die sie mit ihrem ganzen Zauber bestrickt hatte, zu entsagen und dieses abwechslungsreiche und aufregende Leben, das ihr außerordentlich zusagte, wieder aufzugeben. Sie hatte sich allmählich zur gleichwertigen Partnerin Lorinsers entwickelt. Wenigstens das Publikum wertete sie gleich, vielleicht sogar höher. Ihre äußeren Vorzüge fielen dabei gewiß ausschlaggebender in die Wagschale als ihre Kunst, die sich mit der seinigen — dessen war sie sich wohl bewußt — in Wahrheit nicht messen konnte. Aber was immer die Ursache sein mochte, das Ergebnis blieb dasselbe: sie zog! Wenn sie neben ihm mit Liedvorträgen auf dem Zettel stand, war der Saal unfehlbar ausverkauft. Und die Einladungen und Anträge aus nah und fern, die sich in fast unheimlicher Weise häuften, hatten nicht mehr ihn allein im Auge, sondern richteten sich gleichzeitig auch an sie, so als ob „Lorinser und Stella“ eine Gesellschaftsfirma wäre, die bereits ein untrennbares Ganzes darstelle. Zwischen den Zeilen ließ sich manchmal sogar herauslesen, daß man auf „Stellas“ Zusage fast noch größeren Wert lege als auf die seinige. Sie war als Neuerscheinung und durch ihre Anmut und Schönheit als junge Frau im Augenblick offenbar die größere Zugkraft.

Hierüber äußerte Michel Lorinser die aufrichtigste Genugtuung. Auch nicht der leiseste Hauch von Künstlereifersucht trübte seine kindliche Seele. Das blieb menschlich schön, wenn es gleich seine einleuchtenden Gründe hatte. Denn sie war ja durch ihn geworden, wie hätte der Schöpfer sich über sein Werk nicht freuen sollen? Vor allem aber lag der Ruhm des Liedersängers tief unter dem Sonnenflug seines Künstlerehrgeizes in den Niederungen des Tages. Er gönnte r ihre Beliebtheit aus der Kraft des Titanen heraus, der r die liebliche Blume im Talgrund ein freundliches Lächeln rig hat, während er Berge und Felsgipfel aufeinander-rmt, um den Himmel zu stürmen.

Er war jung, kaum drei oder vier Jahre älter als Agathe, er rang noch mit dem Stoff, mit der Form, aber es war ein von brennendem Ernst und leidenschaftlichem Willen durchglühtes Ringen nach dem Großen, Bleibenden, Ewigen der Kunst. Davon ließ er sich freilich nicht viel merken, er versteckte es scheu und keusch in sich. Aber wie ein Wetterleuchten fern heranziehende Gewitterstürme ankündigt, so zuckte es manchmal auf, aus dem nächtlichen Dunkel seiner Verschlossenheit, daß Agathe einen Blick wie in Himmelsabgründe hinein zu tun glaubte. Dann schauerte sie zusammen unter dem Eindruck eines Schicksals, das zwischen Sieg und Untergang keinen Mittelweg kannte. Und dabei hatte sie das Gefühl, daß dieses große derbe Kind genau so wie Albert in einen Kampf auf Leben und Tod verstrickt sei. Genau so, wie Albert seine Brust den feindlichen Granaten preisgab, jeden Augenblick zu sterben bereit für jene geheiligte Wahnvorstellung von Vaterland, Volk und Ehre, die er nun einmal in sich trug, genau so würde auch dieser blonde Michel sich eher aufreiben, sich eher am Alltag den Kopf einstoßen und vom Leben totschlagen lassen, als daß er davon abließ, dem klingenden Traumbild hoher Orgeltöne, die in ihm flüsterten und brausten, einen Platz in der Wirklichkeit zu erstreiten.

Im Schatten dieser im Grunde tragisch gestimmten Seele, die in ihrer freimütigen Harmlosigkeit den Schein des Naturburschentums nur vortäuschte, erblühte wie jene glutroten Violen, die in der Dämmerung ihre berauschenden Düfte ausströmen, Agathens Leben zu einer bis dahin ungekannten Süße.

Mit den Tönen wachte sie auf, mit den Tönen ging sie zu Bette, es klang und rauschte in ihr im Wachen und im Träumen wie in den Saiten einer Harfe. Sie hatte nun ihre Ziele und ihre Wirksamkeit, der Tag wurde ihr zu kurz, sie hätte einen jeden am liebsten verdoppelt. In ungeahnter Fülle, gleich den schneeweißen Geisern des Hochstrahlbrunnens, den sie von den Fenstern ihrer Wohnung aus sehen konnte,

sprangen ihr die Quellen der musikalischen Erkenntnis. Viele Stunden verbrachte sie täglich mit Übungen, am Klavier, mit der Laute oder singend, und jede Unterweisung Lorinsers brachte neue Offenbarungen. Nichts blieb Lehre, alles wurde sofort Anwendung, verwandelte sich wie im Handumdrehen in mitreißende Wirkung, Erfolg und dröhnenden Beifall.

Und bei alledem, indem sie nichts tat und trieb, als was ihr das größte Vergnügen bereitete und die reinste Freude gewährte, noch das frohe Bewußtsein, die Kriegsnot dadurch lindern zu helfen! Man hatte tatsächlich die Eintrittspreise erhöhen können, ohne daß der Besuch der Konzerte deswegen abnahm. Sie verdienten ein schönes Stück Geld miteinander, und alles floß menschenfreundlichen Zwecken zu, bald den Kriegsblinden, bald dem Vermögensstock, der zur Anschaffung künstlicher Gliedmaßen gesammelt wurde, bald den Witwen und Waisen von gefallenen Kriegern. Nur die Betriebskosten des Unternehmers kamen in Abzug und eine kleine, überaus bescheidene Entschädigung für Lorinser, der gänzlich mittellos war und doch leben mußte. Agathe selbst bezog selbstverständlich keinen Heller, aber Lorinsers Einnahmen, die im Verhältnis zum Roherträgnis berechnet wurden, hatten sich, seit sie mitwirkte, nicht unerheblich vermehrt. Auch das gewährte ihr Genugtuung. Da die Teuerung stetig anwuchs, konnte er es gut brauchen, denn bei aller persönlichen Bedürfnislosigkeit war er von einem geradezu göttlichen Leichtsinn im Geldausgeben, hatte nicht die kleinsten Ersparnisse gesammelt und keine Ahnung vom Wirtschaften.

Inmitten dieser anregenden und gemeinnützigen Bewegtheit, die manchmal beinahe in Hast und Trubel auszuarten drohte, sollte Agathe einen jener unvergänglichen Eindrücke empfangen, die bestimmend für ein ganzes Leben werden können. Zum ersten Male bekam sie Tondichtungen von Lorinser zu hören. Sie hätte nicht die Behauptung aufstellen wollen, daß es das Größte an Musik sei, was sie kannte, aber jedenfalls kannte sie nichts, das ihr so nahe stand, und das in dem Maße die Sehnsucht ihrer eigenen Seele aus-

drückte. Sie hatte das Gefühl, daß sie selbst keinen Ton anders gesetzt haben würde, wenn sie das Beste, was in ihr lebte, in Tönen auszusprechen überhaupt imstande gewesen wäre.

Eine Fürstin, die durch Geist, Regsamkeit und Gemeinsinn eine führende Stellung in der Wiener Gesellschaft einnahm, war eines Tages bei ihr vorgefahren und hatte sie um ihre Mitwirkung bei einer musikalischen Vormittagsveranstaltung gebeten, die in ihrem Palaste zugunsten einer Sonnenheilstätte für am Zehrfieber krankende Krieger stattfinden sollte. Agathe, die zufällig einmal gehört hatte, daß diese seltene Frau selbst hervorragend musikalisch sei und ihren Gästen stets nur die erlesensten Genüsse vorzusetzen pflegte, begriff sofort, daß es ihr in Wahrheit nicht eigentlich um ihr bißchen Gesang und Spiel zu tun sein könne.

„Sie wissen, Durchlaucht," sagte sie, „daß ich Dilettantin bin. Fürs Volkstümliche und vor einer gemischten Zuhörerschaft reicht's allenfalls — schließlich braucht niemand hineinzugehen, der höhere Ansprüche stellt. Aber vor eine Gesellschaft von Kennern hinzutreten, die Sie in Ihren Empfangsräumen versammeln — so kühn bin ich denn doch nicht. Seien Sie aufrichtig, Durchlaucht, und gestehen Sie mir, was Sie von Michel Lorinser wünschen?"

„Nun, mit den Kennern, die bei mir verkehren," versetzte die alte Dame mit feinem Lächeln, während sie ihr ausdrucksvolles Auge voll mütterlichen Wohlgefallens auf Agathen ruhen ließ — „mit diesen Kennern ist es diesmal so arg weit nicht her. Wir leben im Krieg, hilf, was helfen kann, ich mache Eintrittspreise für Millionäre und Kriegsgewinner. Da kriegt man vielleicht mehr Mob zusammen als bei volkstümlichem Entree, aber auch mehr Geld für die braven Kerle, die sich unserthalben ruiniert haben, und die wir nicht einem hoffnungslosen Hinsiechen preisgeben dürfen. Wenn ich nun aber schon auf Ihr Lautenspiel verzichten muß —" sagte sie mit gutgespieltem Bedauern und als ob sie nachdächte, wie sich ein Ausweg aus dieser Verlegenheit finden ließe —

„vielleicht könnten Sie mir tatsächlich in anderer Weise gefällig sein. Ich weiß, daß Sie ein warmes Herz für unsere Notleidenden haben und appelliere an Ihre Großmut. Meine geschmalzenen Eintrittspreise einigermaßen zu rechtfertigen, wäre es mir allerdings lieb, wenn ich etwas Apartes bringen könnte, etwas, das man noch nie und nirgends zu hören bekam. Und da Sie schon den Namen Michel Lorinser nannten, so fasse ich die Gelegenheit beim Schopf. Er gilt für einen unserer hoffnungsvollsten Komponisten, und dabei umgibt ihn der Zauber des Geheimnisses, es ist nicht leicht, etwas von ihm herauszulocken. Er wäre für meine Salons die gesuchte Sensation. Sie sehen, ich erfülle Ihren Wunsch und bin aufrichtig. Darf ich Sie bitten, meine Fürsprecherin bei Lorinser zu sein? Bestimmen Sie ihn, auf meiner Matinee eigene Kompositionen zum besten zu geben! — So, nun ist es heraus," schloß sie lachend und alle gesellschaftliche Heuchelei fallenlassend. „Sie sind eine kluge junge Frau und haben mich durchschaut. Ich stehe beschämt vor Ihnen. Richten Sie die Gedemütigte wieder auf, indem Sie mir Ihre Hilfe nicht versagen!"

„Ich will gern mein möglichstes tun," antwortete Agathe mit Heiterkeit, „umso mehr, als ich es zum Besten Lorinsers für wünschenswert hielte, wenn er endlich einmal die Scheu überwände, mit der er sein Schaffen vor der Öffentlichkeit verbirgt. Aber glauben Sie nur ja nicht, daß ich irgendeinen Einfluß auf diesen ungefügen Bären hätte! Ihn herumzukriegen, wird nicht ganz leicht sein, jedenfalls heißt es behutsam und listig dabei zu Werke gehen."

Sie rieten gemeinschaftlich hin und her, einen gangbaren Weg ausfindig zu machen. Bei der Eitelkeit war er nicht zu fassen, weil sie ihm fehlte. Geld und Geldeswert wußte er nicht zu schätzen. Ein Zureden Agathens hätte er vielleicht als Zwang empfunden, da wäre er erst recht stützig geworden. Vielleicht aber durfte man auf Erfolg hoffen, wenn man sein Herz anrief. Es war empfänglich und stand dem Mitleid offen. Die Fürstin hatte bis zur Fertigstellung der Sonnen-

heilstätte, für die sie um Mittel warb, acht oder zehn an Auszehrung kranke Soldaten inzwischen in einem Landhaus in der Nähe von Wien auf ihre eigenen Kosten untergebracht. Agathe schlug vor, einige von ihnen dem Lorinser auf den Hals zu schicken. Sie sollten ihn persönlich angehen und dazu bestimmen, die Einladung der Fürstin nicht auszuschlagen. Durch ihr schlichtes Wort und den bemitleidenswerten Anblick der Unglücklichen würde er noch am ehesten zu gewinnen sein.

Die Fürstin war es zufrieden und versprach, eine Abordnung in ihrem Kraftwagen nach Lorinsers Wohnung fahren zu lassen, damit sie ihre Bitte selbst vorbrächten. Froh über den ausgeheckten Feldzugsplan, auf den sie ihre besten Hoffnungen setzten, trennten sich die beiden Frauen in herzlichem Einvernehmen. Und Agathe hatte den blonden Michel in der Tat richtig eingeschätzt. Schon nach wenigen Tagen tat er ihr beiläufig von der bevorstehenden Morgenaufführung bei der Fürstin Erwähnung.

„Sie können unmöglich ablehnen!" sagte sie.

„Warum?" fragte er herausfordernd.

„Weil Sie sich selbst Lügen strafen würden. Wenigstens mir haben Sie es immer unter die Nase gerieben, wie sündhaft es wäre, Geld, das man zur Linderung der Kriegsnot verdienen könne, unverdient zu lassen."

„Ach Gott, das Ablehnen ist mir ohnehin gleich vergangen, wie mir die abgezehrten Burschen auf die Bude gerückt sind. Übrigens ist die Kunst wirklich das reine Freudenrad," sagte er aufgeräumt. „Zuerst hab' ich eine Freud' gehabt, beim Komponieren. Jetzt haben die armen Teufel von schwindsüchtigen Soldaten eine Freud', weil sie sich schon auf ihre Sonn' freuen. Beim Vorspielen werd' wiederum ich eine Freud' haben, weil ich den Geldprotzen damit das Portmonnäh erleichtern kann. Und wenn jetzt am End' auch noch die Zuhörer eine Freud' haben — aber das wird schon nicht der Fall sein," schloß er, „das wär' des Guten zuviel, irgendwas muß doch schief gehn dabei, sonst tät' ja überhaupt kein Mensch mehr was anderes werden wollen als Künstler."

„Darf ich auch zuhören kommen?“ fragte Agathe unschuldig tuend. „Die Fürstin kann eigentlich nichts dagegen haben, schließlich hat jeder das Recht hinzugehen, wenn er sich seinen Sitz zahlt.“

„Sind Sie unter die Kriegsgewinner gegangen?“ fragte er verdrossen. Man konnte leicht merken, daß er es lieber gesehen hätte, wenn sie nicht dabeigewesen wäre.

Offenbar entschloß er sich leichter, sein Schaffen Unbekannten preiszugeben, als es vor ihr zu enthüllen. Aber Agathe ließ sich dadurch nicht abschrecken und saß an jenem Vormittag im Saal der Fürstin unter den Zuhörern. Sie hatte ihren Platz in den letzten Reihen und möglichst versteckt gewählt. Er sollte sie nicht sehen; sie fürchtete, ihre Anwesenheit könnte ihn beunruhigen oder irgendwie stören, obgleich sie nicht recht begriff, weshalb dies der Fall sein sollte. Er war eben manchmal wunderlich. Allerdings hatte sie an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß sie freier und leichter sang, wenn sie keine Bekannten im Saal wußte. Und bei ihr hatte sich's doch stets nur um Wiedergabe gehandelt, während er seine eigene Seele vor den Zuhörern ausbreiten sollte. Das war freilich noch etwas anderes, und einer so scheuen Natur, wie Lorinser es war, mußte es Überwindung kosten. Warum aber größere Überwindung noch gerade vor ihr als vor wildfremden Leuten? Hätte es ihn nicht eher stärken und beschwingen müssen, wenn er wenigstens e i n Herz unter der Menge wußte, dessen freudiger Teilnahme, dessen entgegenkommenden Verständnisses er von vornherein sicher sein konnte?

Während sie sich noch Gedanken darüber machte, betrat Michel Lorinser die Vortragsbühne, auf welcher der prachtvolle ebenholzschwarze Bösendorfer Flügel stand. Es wurde mäuschenstill, niemand klatschte, denn niemand kannte ihn. Agathe staunte, wie fein er aussah. Er hatte sich schon vor längerer Zeit auf ihr hartnäckiges Betreiben den Bart abnehmen lassen, dadurch erinnerte er in seinem blonden Haupthaar und bei dem stattlichen Wuchs an einen Siegfried,

oder — an einen Engländer. Jawohl, jetzt in Frack und weißer Halsbinde eher an einen jungen Engländer! Nur die Fresse war nicht so angelsächsisch ausgebildet, und das glatte, bartlose Gesicht unterschied sich zum Glück beträchtlich von der nichtssagenden Gefälligkeit des Gibson-Typs. Das Gesicht eines müßigen Golfspielers und Gesellschaftslöwen war das nicht, der Ausdruck war stärker als die Gepflegtheit, der Geist überstrahlte die Form, man sah schon, daß es doch ein deutsches Gesicht war. Und wie er jetzt vortrat und sich ziemlich linkisch verneigte und dabei die Leute da unten fast ingrimmig maß, als ob er lauter Feinde vor sich hätte, da konnte niemand mehr daran zweifeln, auch wenn man es nicht gewußt hätte, daß Michel Lorinser ein Deutscher sei. Agathe bedauerte ein wenig, daß sie ihm bloß den verwilderten Bart abgewöhnt und nicht auch zierliche Komplimente und das verbindliche Lächeln einer Zirkusreiterin beigebracht habe — sie hätte so sehr gewünscht, daß er auf diese Leute, die an der Erscheinung klebten, einen günstigen Eindruck gemacht hätte.

Er setzte sich an den Flügel, rief in den Saal: „Kriegs-Suite in drei Sätzen!“ und ließ im nächsten Augenblick beide Pranken wuchtig auf die Tasten niederfallen.

Schwarze Schwäne, die in mächtigen Wolkenzügen durch die Lüfte segelten, umrauschten Agathen mit geisterhaftem Flügelschlag. Schon die Einleitung machte es offenbar: Es war sicher keine Programmusik, was Lorinser da brachte, aber es ließ sich doch allerlei dabei denken und herausspüren. Und bald konnte man auch erkennen, daß es keine Suite nach hergebrachten Begriffen war, was er spielte. Dazu fehlte der volkstümliche Einschlag und die Genügsamkeit des Wollens. Es war ein Tonstück von großem Wurf und reicher Entfaltung, in dessen leidenschaftlicher Bewegtheit sich das fürchterliche Welterlebnis des Krieges spiegelte.

Gleich das Hauptthema des ersten Satzes in D-moll, das sich aus dem Dunkel des Präludiums wie aus einem Urnebel herausrang, setzte mit ruhig hinschreitender Kraft ein

Millionenheer in Bewegung, hinter dessen dröhnendem Marschtakt sich eine Reihe kleinerer Themen wie Schutz suchend, heimatfroh und beruhigt zu verbergen und zurückzuziehen schienen. Zarte, heimliche Freuden, bäuerliche Idyllen, die Arbeit der Hände und der Maschinen sonnten sich noch im Licht des Friedens, als eine seltsam zuckende Figur am fernen Horizont aufschimmerte, den Fleiß mutwillig störend und alles harmlose Sein bedrohend. Erst huschte sie nur flüchtig und bebend dahin wie Wetterleuchten, aber in Zeitmaßen wiederkehrend, verbreiterte und steigerte sie sich allmählich in beängstigt punktierten Rhythmen zu einem zweiten Hauptthema, das Agathe als Ausdruck des Hasses und der Lüge empfand. In unerwartetem Wechsel tauschte es wiederholt seinen Platz mit dem Thema der Kraft, in das sich die süßen Friedensmotive, wie ängstlich gewordene Kinder in die Kleiderfalten der Mutter, verkrochen und einschmiegten, und die Übergänge waren so kunstvoll und zugleich so natürlich, daß Agathe jedesmal aufs neue überrascht wurde und in zitternder Spannung einem ihr eigenes Schicksal entscheidenden Zweikampf beizuwohnen glaubte.

Jetzt schwoll die Verbitterung zu einem Chor der Rache und drohte alles zu erdrücken und zu zermalmen. Da setzte mit fliegenden Fahnen wieder der Marschschritt der Regimenter ein, Rettung verheißend. Noch waren Kraft und Jugendmut ungebrochen, bereit, die Heimaterde zu verteidigen. Und in einer seltsam emporklimmenden, oft zurückgeworfenen und schließlich doch immer höher sich hinaufarbeitenden Tonfolge, die Agathe sich im Orchester von den Bläsern bis in die Violinen aufsteigend dachte, jubelte die Zuversicht und der Glaube, während in der Tiefe ein ausdauernder Wiegerhythmus, der nach Kontrabässen schrie, gleichsam die felsenfeste Gewähr für Sicherheit und ruhige Entwicklung zu übernehmen schien.

Agathe wußte freilich nicht ganz sicher, ob sie beim ersten Hören alles genau so verstanden habe, wie es verstanden

sein wollte. Es genügte ihr, daß aus jedem Ton jene unmittelbar überzeugende Sprache zu ihrem Gemüte gesprochen hatte, mit der sich die Sprache der Worte und Begriffe nicht messen kann. Noch ganz im Banne des durchlebten Widerstreits, sah sie sich auch schon in einen neuen und heftigeren Wirbel hineingerissen. Lorinser hatte den zweiten Satz zu spielen begonnen.

Sein Hauptthema überbot das Thema des Hasses und der Feindschaft von vorhin noch durch gesteigerte Wucht und Wildheit. Es brüllte und trommelte die moderne Schlacht, aber hoch darüber stand, still und dem Irdischen entrückt wie der Abendstern, eine seltsam leuchtende und funkelnde Triole. Der Opfermut, die selbstlose Hingabe an Pflicht und Ziel, noch nie, solange die Welt steht, in so heroischer Großartigkeit bewährt, überströmte auch das Grauen mit leidvoll versöhnendem Licht. Aber immer fließender und weicher wurde sein Leuchten. Eine elegische Dissonanz tauchte auf und kehrte wieder. Und schließlich stieg ein klagendes Rezitativ daraus hervor, das in eine pathetische Totenfeier ausklang. So gipfelte der im Sonatenschema aufgebaute zweite Satz in einem düsteren Trauerlied, in dem nur ab und zu ein leises Zwischenmotiv, das die Zukunft noch nicht ganz preisgab, sein Seherauge aufschlug.

Die Zuhörer verharrten, nachdem Lorinser geendet hatte, in tiefer Ergriffenheit. Die Fürstin, die in der ersten Reihe saß, gab kein Zeichen zum Beifall, und das entsprach auch Agathens Gefühlen. Jedes Klatschen hätte die gespannte Feierlichkeit, die im Saal lauschte, nur beeinträchtigt. Mit angehaltenem Atem harrte man erwartungsvoll der Lösung entgegen, die der dritte Satz bringen würde, und Lorinsern selbst schien es zu dieser Lösung hinzudrängen. Nach einer nur ganz kurzen Pause, während der er mit vorgeneigtem Haupt den Blick auf die Tasten gesenkt hielt, ließ er pianissimo ein süßes, wie Wellensäuseln flüsterndes Motiv der Auferstehung anklingen, das die vollste Ruhe im Saal forderte. Denn es wagte sich nur zag wie mit hauchenden Seufzern

ans Licht und wurde nach kurzem sehnsüchtigen Weben von einem Thema der Hoffnungslosigkeit erstickt, aus dem es keinen Ausweg mehr zu geben schien.

Das ganze stöhnende Elend des Menschentums häufte dieses Motiv auf die Seelen der Zuhörer und drückte sie fast zu Boden. Agathe empfand es wie Erleichterung, als etwas wie ein Zug von Bosheit darin auftauchte, der Färbung und einen Einschlag diabolischer Größe hineinbrachte. Die Trostlosigkeit raste jetzt wie Verzweiflung und bäumte sich hilflos gegen einen bewußt bösen Willen, der das Weltregiment an sich gerissen hatte und in einem Schicksalslied von furchtbarer Dämonie triumphierte. Das Grauen und der Schmerz begleiteten es in Rhythmen, die an krampfhaft gerungene Arme und Beine aus Dantes Hölle erinnerten. Und ein Wechselgesang, den man im Orchester vielleicht zwischen Bratsche und Horn sich abspielend denken konnte, stimmte Nänien über Hekatomben zwecklos gebrachter Totenopfer an. Plötzlich schwang sich das Einleitungsmotiv der Auferstehung aus seiner Vergessenheit und tiefen Erniedrigung empor. Es kämpfte sich in stürmischen Sechzehntelnoten siegreich höher und riß Grauen und Klage, Schmerz, Elend und Sünde mit sich aufwärts. Bereichert durch seine eigenen Gegensätze, wuchs es an und breitete sich aus, strahlend in majestätischer Pracht und Fluten von Licht bis in die letzten Abgründe schleudernd. Und indem es die gebändigten Kräfte der Finsternis zusammenfaßte, in sich vereinte und zu einem feierlichen Choral von überwältigender Erhabenheit verklärte, wölbte es schließlich hoch über allem fluchbeladenen Erdentreiben den demantklaren Himmel des Weltverstehens.

Nichts von Siegesjubel, von Triumph der Waffen! Nichts von Friedenssehnsucht oder Friedenshoffnungsseligkeiten! Eine tiefe Erkenntnis nur und eine schmerzliche Einsicht. Eine tiefe Erkenntnis der ewig menschlichen Leidenschaften, die Zorn, Mißtrauen und Erbitterung, Haß und Lüge, Gewalttätigkeit und unversöhnliche Feindschaft, Bosheit und Rachgier, Blutschuld, Krieg und Greuel über die Welt bringen,

die Furien der Raserei und der Verzweiflung entfesseln, die Herzen in unsägliche Nöte und Leiden stürzen und schuldig werden lassen. Eine schmerzliche Einsicht in all dies Schreckliche, Entsetzliche, Fürchterliche des menschlichen Geschehens. Und doch auch ein volles Verstehen. Und doch auch ein mitfühlendes Begreifen und mildes Verzeihen aus demütig reinem Herzen. Und doch auch die erlösende Verklärung: ein inbrünstiges Anbeten der Lebensschönheit — trotz alledem!

Die Wirkung auf die Zuhörer hatte sich während der ganzen Suite von Anfang bis Ende stetig gesteigert. Der letzte Satz hatte noch größeren Eindruck als der erste und zweite und zweifellos einen sehr großen gemacht. Agathe merkte es daran, daß es viele Sekunden lang, nachdem der letzte Ton verklungen war, noch totenstill im Saale blieb und dann der Beifall ganz plötzlich losbrach. Er setzte nicht zögernd und allmählich anschwellend, sondern gleichzeitig, wie mit einem Schlage und mit jener impulsiven Kraft ein, die das sichere Anzeichen eines echten Erfolges ist. Agathe selbst aber hatte keine Hand gerührt. Sie konnte nicht Beifall klatschen, ihre Arme waren wie versteint und lagen ihr schwer auf dem Schoß. Ein Zittern lief durch ihren Körper, als ob Fieberschauer sie schüttelten.

Die vornehme Gesellschaft hatte sich größtenteils von den Sitzen erhoben, man begrüßte sich, ging hin und her, alles sprach durcheinander. Agathe war unbeweglich sitzen geblieben, sie wußte kaum, was um sie herum vorging. Plötzlich wurde ihr Ohr im allgemeinen Gewirr der Stimmen von einem bekannten Laut berührt, der sie aufblicken machte. In ihrer Nähe stand im Gespräch mit einem stattlichen alten Herrn, der ebenso gescheit wie hochadlig aussah, Lorinser. Er wendete ihr halb den Rücken zu und hatte sie offenbar nicht bemerkt. Der Herr, mit dem er sprach, und den er bald Graf, bald Exzellenz nannte, machte ihm mit gehaltener Artigkeit allerhand Lobeserhebungen über seine Tondichtung.

„Wenn ich Sie richtig verstanden habe,“ sagte er, „so wirbt

Ihre Kunst nicht um patriotische, sondern um rein menschliche Lorbeeren. Das ist Ihr gutes Recht als Künstler. Ihr Werk, das ich für beachtenswert halte, verherrlicht nicht den Sieg der gerechten Sache, weil es überhaupt nicht den Sieg der Waffen verherrlicht. Es hat den Krieg zwar zum Gegenstand, schildert ihn aber in seiner ganzen Entsetzlichkeit und ist weit davon entfernt, ihn zu preisen. Wenn ich mich nicht täusche, verherrlicht es aber auch nicht den Sieg des Friedens über den Krieg. Denn Sie haben die Themen des Krieges und der Greuel nicht schlankweg unterliegen lassen, sondern sie in die Apotheose des letzten Satzes, wenn auch in einer gewissen Umgestaltung und Idealisierung, mit eingewoben. Soweit ich Ihren Intentionen folgen konnte, war es mir also auch nicht möglich, etwas herauszuhören, was mir wie eine Verneinung des Krieges und ein Lobgesang auf die Weltfriedensidee geklungen hätte. Sohin gelange ich, wenn ich Ihr Werk auf seinen Ideengehalt analysiere, zu dem Ergebnis, daß es weder dem Weltkrieg, noch auch dem Weltfrieden die Palme reicht. Darf ich fragen, an welches Ideal Sie dann eigentlich gedacht haben?"

„Wüßt' wirklich nicht zu sagen, Exzellenz," antwortete Lorinser, „ob ich mir überhaupt viel dabei gedacht hab'." Seine Nerven waren offenbar aufgepeitscht, er fuhr sich beständig mit beiden Händen durchs Haar, schien noch ganz erfüllt von seiner Musik. „Einen Leitartikel hab' ich auf keinen Fall schreiben wollen!" platzte er heraus.

Agathen gab es einen Riß, sie hätte ihn am liebsten am Ärmel gezupft. Soweit sie von dem Gespräch schon früher etwas hatte auffangen können, schien es ihr, als beherzige er zwar ihren eindringlichen Rat und rede eine etwas weniger mundartlich gefärbte Sprache, als er es gewohnt war; wenn er aber Grobheiten sagte, konnte er noch so gutes Hochdeutsch ...echen, Freunde würde er sich damit hier keine machen. ...d sie hätte großen Wert darauf gelegt, daß er diese Kreise, ...f die so viel ankam für seine ganze Laufbahn, wenigstens ...ht vor den Kopf stieß!

Der Graf schien zum Glück viel zu sehr Weltmann, um die unbekümmerte Äußerung eines erregten Künstlers gleich schiefzunehmen. Mit leutseligem Lächeln sagte er beschwichtigend: „No, no, no, so war's ja auch nicht gemeint; ich weiß schon, daß ein Tondichter mit dem Herzen denkt. Aber als Mensch, nicht als Komponist, werden Sie wohl auch Ihre Ansichten haben. Also sagen Sie mir zu meiner Aufklärung — den Rückschluß auf Ihre Suite will ich dann schon selbst ziehen — gehören Sie in Ihrer Eigenschaft als Staats- und Weltbürger zu jenen, die den Krieg abschaffen wollen und an einen Dauerfrieden glauben?"

Lorinser, durch die Nachsicht des alten Herrn und den Anteil, den er ihm entgegenbrachte, gefügiger gemacht, entschuldigte sich: es falle ihm schwerer, sich in Worten und Gedanken auszudrücken als in Noten; aber wenn der Herr Graf schon Wert darauf lege, seine Meinung zu hören, so müsse er gestehen, daß er einen ewigen Frieden kaum für möglich halten könne und nicht einmal sicher wisse, ob ein solcher Zustand wirklich gar so wünschenswert wäre.

„Denn ich denk' mir halt immer," sagte er, „was heißt das: den Krieg abschaffen? Das heißt, die Leidenschaft abschaffen. Es heißt, den Haß und die Liebe abschaffen. Es heißt, die Hoffart und den Zorn und den Neid und den Willen und die Schuld abschaffen. Ist das richtig?"

Der Graf wollte anscheinend lieber Lorinsers Ansichten ergründen als seine eigenen zum besten geben. „Vielleicht ist es wenigstens nicht ganz unrichtig," sagte er mit einem diplomatischen Wiegen des Kopfes. „Und weiter —?"

„Nun, dann heißt es auch so viel wie: die Kunst abschaffen," sagte Lorinser. „Oder glauben Exzellenz, daß es eine Kunst geben kann, wenn es die sieben Todsünden nicht mehr gibt? Können Sie sich die griechischen Tragödien vorstellen ohne Mord, Blutschuld und andere grauenhafte Dinge? Hätte Beethoven seine Sinfonien komponiert, wenn er im Elysium auf die Welt gekommen wär'? Oder wollten Sie sich mit einem Dante begnügen, der nur das Paradies erlebt hätt'?

Warum ist denn gerade seine Höllenfahrt so großartig? Weil so viel Niedertracht und Gewalttätigkeit drin steckt und so viel Kurasch, sich dagegen zu wehren. Sollen wir Künstler das alles aus den Fingern saugen? Wenn es im Leben keinen Kampf mehr gäb' — erfinden könnten wir ihn nicht. Und unter lauter Heiligen wär' die Kunst auch überflüssig. Wenn eh' den ganzen Tag Halleluja g'sungen wird, wozu brauchen wir dann noch eine Musik? Aber so stellen sich's die Friedensaposteln gar nicht vor. Es kommt ihnen nur auf das sogenannte Wirtschaftsleben an. Wirtschaftlich gedeihen soll alles, wohlhabend sollen alle werden und reich. Als ob das die Hauptsach' wär! Ich hab' natürlich nichts dagegen, ein Handelsminister oder ein Finanzminister hat ja ganz recht, wenn er so denkt. Aber ich bin halt einmal Künstler, was fang' denn ich mit einer Menschheit an, die gemütlich im Überfluß lebt, ohne Sorg', daß ihr wer das Wasserl trüben könnt'?"

„So haben Sie mit Ihrer Kriegs-Suite doch den Krieg glorifizieren wollen?" fragte der Graf sehr angeregt und beteiligt.

„Gar nicht! Aber freilich auch nicht den ewigen Frieden. Wenn's einmal so weit käm', daß ein Volk, nur um des lieben Friedens willen, sich ruhig gefallen ließe, was bis zum Krieg das deutsche Volk sich hat bieten lassen müssen — pfui Teufel! — da tät' mir ja vor der Welt grausen!"

„Damit steh' ich vor derselben Frage, mit der ich anfing," sagte der Graf; „wenn nicht den Weltkrieg und nicht den Weltfrieden — was haben Sie dann verherrlichen wollen?"

„Das Leben, so wie es ist! Denn gerade so find' ich es schön!"

„Trotz des Weltkrieges? Das nimmt mich wunder! Sonst verhüllen gerade die Künstler schaudernd vor ihm das Haupt und verurteilen ihn als Schande der Menschheit, als Schädling der Kultur."

„Der Krieg, wie wir ihn jetzt erleben, ist doch auch etwas Schaudervolles!" sagte Lorinser. „Glauben Exzellenz, daß

ich ihn nicht verhindern würde, wenn ich könnt'? Aber daß ich ihn nicht verhindern kann, und daß niemand ihn verhindern kann, die mächtigsten Kaiser und Könige und Präsidenten alle miteinander nicht — das ist ja gerade seine dämonische Schönheit! Wenn man sagen könnt': hör auf! und er würde aufhören, dann wär' er ja ein Spaß und kein Schicksal! Wenn man zu dem Soldaten, der sich in seiner Begeisterung totschießen läßt, sagen könnt': bleib lieber ohne Begeisterung zu Hause; und er tät's — dann wär' er eben kein Held. Wenn man zu dem christlichen Märtyrer, den in der Arena die Bestien fressen, sagen könnt': schwör ab und laß dir's gut g'schehn; und er tät's — dann wär er eben kein Märtyrer. Kann man zu der Liebe sagen: Hör auf? Und doch treibt sie manchmal ins Unglück. Kann man zu der Kunst sagen: Hör auf? Und doch kommt's vor, daß sie im Wahnsinn endet. Wenn ich könnt', wie ich wollt', wär' ich ja kein Künstler!"

„Sie halten also den Krieg als tragischen Weltkonflikt für eine Notwendigkeit? Für ein notwendiges Übel sozusagen, dem wir wehrlos ausgeliefert sind? Dem wir uns ebensowenig entziehen können wie anderen tragischen Konflikten, die aus den Leidenschaften und Überzeugungen der Menschen hervorgehen?"

„Jedenfalls wüßt' ich nicht, was ich, als Künstler, am Leben verehren sollt', wenn nicht seine Schönheit. Und was ist seine Schönheit? Daß es so reich an tragischen Konflikten ist! Ist es nicht ein wahres Wunder der Schönheit, daß es solche Leidenschaften und Überzeugungen, die stärker sind als der Mensch, überhaupt gibt?"

Agathe hatte Lorinsern noch nie so zusammenhängend sprechen und seine Gedanken entwickeln hören. Der Sinn dessen, was er sagte, berührte sie mächtig, sie hatte Ähnliches wiederholt selbst empfunden und war nur zeitweilig daran irre geworden. Nun sah sich ihr stets bereites Verständnis durch neue Saat befruchtet. Der Gesichtskreis, der sich in seinen Worten auftat, schien ihr weiter und großartiger als

alles, was sie je über diesen Gegenstand hatte äußern hören, und die Musik, die darin nachklang, verlieh ihnen auch gefühlsmäßige Tiefe. Der Vortrag seines Tonstücks, das er noch unendlich viel glühender miterlebt haben mußte als selbst die andächtigsten Hörer, und der rauschende Beifall, mit dem dieser Kreis ihn ausgezeichnet hatte, dem die öffentliche Meinung eine gewisse Entscheidung über Erfolg oder Mißerfolg einzuräumen gewohnt war, hatte ihn aufgepulvert, er befand sich sichtlich in einem Zustand gesteigerten Daseins. Und es hatte etwas unerwartet Beglückendes für sie, die Wärme und das lebendige Leben zu spüren, die von seiner leidenschaftlichen Bewegtheit ausstrahlten.

Jetzt unterbrach die Fürstin das Gespräch zwischen Lorinsern und dem Grafen, indem sie sich ihnen näherte. Sie reichte dem jungen Künstler huldvoll die Hand und dankte ihm in ehrlich begeisterten Worten. In demselben Augenblick sah und erkannte sie Agathen.

„Haben Sie denn Ihre Stella schon begrüßt?“ unterbrach sie sich lächelnd. „Sehen Sie doch, wie sie darauf brennt, Sie zu beglückwünschen!“

Er hatte sich umgewendet, erblickte die Freundin und wurde rot wie ein Knabe, weil sie seine Musik gehört und seinen Triumph miterlebt hatte. Mit liebenswürdigem Eifer zog ihn die Fürstin zu Agathen, die gleichfalls errötete, während sie, wie von einer Schwäche überfallen, sitzen blieb und nur die Arme hob, wie um ihn zu segnen. Es war ihr, die Knie müßten ihr versagen, wenn sie versuchen würde, aufzustehen, darum reichte sie ihm nur die Hände entgegen. Beide, wie mit Blut übergossen, sahen sie einander in die Augen, in einer wundersamen Bewegtheit, die sie ergriffen hatte. Und so ließen sie ihre Hände länger ineinander ruhen, als es schicklich gewesen wäre, und sagten kein Wort . . . .

Inzwischen machte die Fürstin in ihrer erfahrenen Gewandtheit, ohne scheinbar etwas zu bemerken, auf eigene Faust Konversation. Sie redete für sie beide und suchte damit die Pause zu überbrücken, die sie als Gesellschafts-

dame peinlich empfand, während Lorinser und Agathe sich keinen Zwang antaten und es verschmähten, ihre Ergriffenheit hinter gedrechselten Worten zu verbergen. Und um der Sache ein Ziel zu setzen, begann die geistvolle alte Dame, nachdem sie sich in anerkennenden Äußerungen über die Kriegs-Suite erschöpft hatte, Lorinser zu einer Zugabe zu drängen. Jedermann wisse, daß er herrliche Lieder komponiert habe und nur damit hinterm Berg halte. Er möge doch seinem hochherzigen Eintreten für die gute Sache der armen kranken Soldaten die Krone aufsetzen und ihr und ihren Gästen die große Freude machen, noch ein Lied zum besten zu geben! Die ganze Gesellschaft erwarte es, er sehe es doch, daß kein Mensch fortgehen wolle, und daß es alle danach verlange, noch etwas zu hören!

„Helfen Sie mir, liebe Frau von Eckhard," wendete sie sich an Agathe. „Ein Wort von Ihnen, und er tut's."

Da hob Agathe abermals ihr Auge zu ihm auf: „Ach ja — tun Sie's! Singen Sie noch ein Lied! .... Bitte!"

Stumm und ernst neigte er sein Haupt, als hätte er sagen wollen: „Ihnen zulieb!"

Die Fürstin nickte ihr dankbar zu, nahm Lorinsers Arm und führte ihn auf die Vortragsbühne. Ein lebhaftes Klatschen empfing ihn, alles suchte schleunigst seine Plätze. Im Nu wurde es ganz andächtig still, kaum daß Lorinser am Flügel saß. Aus gebrochenen Akkorden, die wie der Abendwind durch die Wipfel hoher Bäume rauschten, erhob sich sein wohlklingender dunkler Bariton:

Es dunkelt schon; komm, geh nach Haus!
Die Schatten dort vom Ahornbühl
strecken die Hände nach uns aus.
Es ist zu einsam hier, zu schwül
für uns.
Denn sieh: die Linien deiner Hand,
sieh, sind den meinen viel zu gleich.
Du schienst mir plötzlich so verwandt,
so vorbekannt,



vielleicht aus einem andern Reich.
Ich hatt' 'ne Schwester, die ist tot . . .
Sei nicht so stumm, als wärst du taub!
Die Abendwolke dampft so rot
durchs junge Laub,
als ob sie uns Blutschande droht.
Hörst du, wie bang und fast verzagt
die Nachtigall im Busch dort klagt?
Als hätt' sie es schon lang gewußt,
was kommen mußt' . . .

Wieder brauste der Beifall. Vielleicht wärmer noch als vorhin, weil man Lorinser jetzt schon kannte, sich in seine Eigenart eingelebt hatte, und weil der Sinn der Worte dem Verständnis seiner nicht ganz leicht faßlichen Melodienbildung zu Hilfe kam. Und wohl auch darum, weil diesmal das Allgemeinste, das, was jeder kennt und erlebt hat, Gegenstand des musikalischen Ausdrucks war: die Liebe.

Man jubelte ihm zu, nötigte ihm noch ein Lied ab und noch eins. Agathe hörte und sah nichts mehr. Sie saß wie vernichtet, völlig im Banne des ersten Liedes, das er gesungen hatte.

Sie wußte, er hatte für sie gesungen, nur für sie, für niemand sonst. Er hatte sich nur an sie gewendet, vor Hunderten von Menschen nur zu ihr gesprochen und ein Bekenntnis vor ihr abgelegt, als wäre sie mit ihm allein im Saal gewesen. Sie lebte jetzt in einer anderen Welt und atmete schwer wie in einem Traum, in welchem Seligkeit und Unmut, Entzücken und wahnsinnige Angst wirr durcheinanderwirbelten . . . .

Und dann war die Matinee zu Ende, allgemeiner Aufbruch. Sie sprach noch mit der Fürstin, ohne eigentlich etwas davon zu wissen, und auch mit anderen Leuten, die kaum kannte, sprach sie noch, sagte Verbindliches, redete rhand Kluges oder auch Unkluges über Musik und Lorinsers esene Kunst und das schöne Erträgnis der Veranstaltung. d immer lächelte sie dazu das starre Lächeln einer Maske.

Es war ihr lediglich darum zu tun, sich möglichst unauffällig zu benehmen. Sie wollte ebenso gleichgültig und unberührt aussehen wie alle anderen, von denen die Musik so rasch abgeglitten war wie ein Wassertropfen vom Entengefieder. Sie hatten schon wieder alles vergessen und konnten gleichgültig über Alltägliches plaudern. Sie drängten sich in der Kleiderablage und schienen nur darauf bedacht, bald ins Freie und zu ihrem Mittagessen zu kommen. Ja, genau so wie all diese vielen wollte auch sie sich benehmen, ebenso lächeln, ebenso nichtssagend plaudern, ebenso oberflächlich aussehen. Das mußte ihr Ziel und ihr Vorbild sein, sonst verriet sie sich und wurde zum Gegenstand bösen Klatsches! Die Erkenntnis dieser Notwendigkeit, dieses Ringen um Selbsterhaltung, triebhaft wie die List eines Käferchens, das sich tot stellt, das war alles, was sie jetzt von sich wußte.

Wie war sie eigentlich aus dem Saal und auf die Straße hinunter gekommen? Wer hatte sie nach Hause gebracht? Oder war sie allein in der Tram hergefahren? Ach ja, sie erinnerte sich, eine gleichgültige Bekannte, mit der sie zufällig am Tor der Fürstin zusammengetroffen war, hatte sie begleitet. Gleichviel! Wenn sie nur wieder zu Hause war! Gottlob! Innerhalb ihrer vier Wände durfte sie endlich die Maske abwerfen ....

Erschöpft sank sie auf den Diwan und starrte mit großen Augen zur Decke. Und immer klang ihr Lorinsers Lied:

Du schienst mir plötzlich so verwandt,
so vorbekannt,
vielleicht aus einem andern Reich ...

XVII.

Nachdem während der folgenden Tage die äußere und innere Bewegtheit, die das Morgenkonzert bei der Fürstin für Agathe mit sich gebracht hatte, wieder dem ruhigeren Flusse des Alltags gewichen war, begann sie all-

mählich auch jenes Lied, das Michel Lorinser gesungen und das sie völlig um ihre Fassung gebracht hatte, mit anderen Augen zu betrachten.

Es war sicher bezaubernd schön, und Lorinser hatte sich selbst übertroffen und es ganz prachtvoll, mit eindringendem Verständnis in Musik gesetzt. Aber seinem Sinn nach war es schließlich ein Liebeslied, wie es deren viele gab, und Agathe fragte sich, ob sie denn überhaupt berechtigt gewesen sei, ein zärtliches Bekenntnis, eine an sie selbst gerichtete leidenschaftliche Erklärung darin zu erblicken. Erst nach und nach machte sie sich klar, daß die Worte doch wohl kaum von Lorinser selbst herrühren konnten, es mußte schon ein Dichter sein, der so etwas geschrieben hatte. Und als sie nach einigem Suchen das Gedicht tatsächlich in einer Blütenlese neuerer Lyrik gedruckt vorfand, bemächtigte sich ihrer eine gewisse Ernüchterung. Es waren also gar nicht Lorinsers eigene Gefühle gewesen, die er zum Ausdruck gebracht hatte, er hatte den Text jenes Gedichtes zwar ziemlich willkürlich verändert, wie es ihm für seine musikalischen Zwecke gerade gepaßt haben mochte, das Wesentlichste und Schönste aber war doch unberührt geblieben, und das stammte nicht von ihm selbst, sondern von einem anderen. Wer weiß, wieviele Tonsetzer dieses Lied schon vor ihm komponiert hatten! Und sie war so eingebildet gewesen, jedes Wort auf ihre eigene Person zu beziehen! Darüber schämte sie sich nachträglich ein wenig.

Nachdem sie sich aber einmal dazu entschlossen hatte, ein Mißverständnis von ihrer Seite für möglich zu halten, fühlte sie sich in gewisser Hinsicht auch erleichtert. Sie hätte ja gar nicht gewußt, wie sie Lorinser sonst wieder unter die Augen hätte treten sollen. Und sie wäre auch in Verlegenheit geraten, Albert über die Veranstaltung bei der Fürstin zu unterrichten, wenn sie ihm etwas zu verheimlichen gehabt hätte. Je mehr sie darüber nachdachte, um so mehr lag ihr daran, sich den Vorfall, der sie an jenem Morgen bis ins Innerste aufgewühlt hatte, hinterher als belanglos ein-

zureden. Bei aller schuldigen Offenheit blieb es doch ausgeschlossen, daß sie ihrem Mann von jeder Kleinigkeit schrieb, die sich in ihrem Leben ereignete, ihn über jede flüchtige Stimmung auf dem laufenden hielt, die sie berührt hatte. Und daß sie so albern gewesen war, ein Gedicht von Richard Dehmel, das Lorinser zufällig in Musik gesetzt und vorgetragen hatte, einen Augenblick lang für eine an ihre Adresse gerichtete Liebeswerbung zu halten, das durfte sie wohl zu jenen nebensächlichen Vorkommnissen des täglichen Lebens zählen, die sie zu unterschlagen berechtigt war. Es konnte wirklich niemand von ihr verlangen, daß sie es gleich an die große Glocke hing, wenn sie sich einmal lächerlich gemacht hatte.

Auf Grund solcher Erwägungen war es ihr gelungen, zwischen dem, was sie tun wollte, und dem, was sie ihrem Gefühl nach hätte tun sollen, ein gütliches Einvernehmen herzustellen. Nun stand nichts mehr im Wege, nun konnte sie daran denken, das ihr liebgewordene Leben voll angeregter und gemeinnütziger Betriebsamkeit an der Seite Michel Lorinsers wieder aufzunehmen, als ob sich gar nichts weiter ereignet hätte. Und sie hätte es zweifelsohne auch getan, wäre nicht durch einen Brief ohne Unterschrift, der ihr gerade in diesen Tagen zukam, jenem fröhlichen Künstlertreiben, das ihr so sehr zusagte, und dem sie sich so gern aufs neue in die Arme geworfen hätte, ganz plötzlich und unerwartet ein Ziel gesetzt worden.

Der namenlose Irgendjemand, der ihr den Brief ins Haus geschickt hatte — der Schrift nach zu urteilen war dieser Ehrenmann weiblichen Geschlechts —, ließ sich in starken Ausdrücken über ihren Umgang mit Michel Lorinser aus und nannte es einen Skandal, daß sie, eine Offiziersfrau, deren Mann im Felde stand, öffentliches Ärgernis gebe, indem sie inzwischen unerlaubte Beziehungen zu einem anderen unterhalte.

Als sie den Brief gelesen hatte, war sie zuerst ganz starr, Schreck und Entrüstung lähmten sie förmlich. Dann meinte

sie, so etwas könne man doch nicht ernst nehmen, und versuchte darüber zu lachen. Aber statt dessen brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus. Und nachdem genug Tränen geflossen waren, begann sie schließlich zu überlegen.

Es war nicht zu leugnen, so vorsichtig sie auf Reisen gewesen war — in Wien, wo sie sich darauf verließ, daß der einzelne mehr unbeachtet blieb, hatte sie mit Lorinser ganz unbekümmert und nach ihrem Gutdünken verkehrt wie mit einem Kameraden. Sie besuchten einander, um gemeinschaftlich zu üben und zu proben. Er kam zu ihr in ihre Wohnung, da sie den besseren Flügel besaß, und sie stieg ohne jedes Bedenken die vier Treppen zu seiner Vorstadtbude hinauf, so oft es ihr paßte. Denn er nannte zwei wunderbar klangvolle alte Lauten von italienischer Herkunft sein eigen, einen kostbaren Schatz, dessentwegen er sich einen wahren Krösus dünkte, obgleich er sie bloß auf Pump gekauft und noch Jahre hindurch monatliche Abschlagszahlungen dafür zu leisten hatte. Es war ihr nicht eingefallen, ein Arg in diesem Umgang zu erblicken. Schon als junges Mädchen, in der Zeit, wo sie bei Lengheims lebte, hatte sie auswärts Musikstunden besucht, und niemand nahm Anstoß daran, wenn sie allein, ohne jede Begleitung zu ihrem Lehrer ging. Freilich war das ein grämlicher alter Professor gewesen, auch hatten ihre Beziehungen zu ihm sich lediglich auf das musikalische Gebiet beschränkt. Aus der künstlerischen Gemeinschaft mit Lorinser war aber, das mußte sie zugeben, nach und nach auch eine solche des täglichen Lebens geworden.

Er war in geschäftlichen Dingen und hinsichtlich der kleinen Notwendigkeiten und Erfordernisse des bürgerlichen Daseins hilflos wie ein Kind und erinnerte sie in seiner Unbekümmertheit, Einfalt und Bedürfnislosigkeit manchmal an die Vöglein des Waldes, die, ohne zu sammeln und zu sorgen, sich auf den lieben Gott verlassen und vergnügt in den Tag hineinleben. Es hatte sich wie von selbst gemacht, daß sie anfing, ihn zu bemuttern. Sie sah nach seinen Sachen, flickte ihn

zurecht, ersetzte abgerissene Knöpfe, besserte ihm das Weißzeug aus, kümmerte sich mit einem Wort um jene hundert Kleinigkeiten, von denen ein geistig arbeitender Mann gewöhnlich erst dann etwas merkt, wenn sie ihm fehlen oder nicht in Ordnung sind. Sie nahm auch seinen Vorteil wahr, wenn er mit Konzertunternehmern oder anderen Geschäftsleuten zu tun hatte, behütete ihn bei seinen kleinen Einkäufen vor Schaden und spielte seine Beraterin in all den vielfältigen, mehr oder minder wichtigen Fragen, die fast jeder Tag mit sich bringt. Und außerdem und vor allem war sie auch noch seine Erzieherin. Sie verbesserte sein Äußeres, sein Benehmen, seine Ausdrucksweise, seine Umgangsformen, machte ihn sozusagen urbar. Seit er mit ihr in Verbindung stand, war aus dem früheren Bären und Wildling, ohne daß er selbst es merkte, zwar noch lange kein Damenheld, aber immerhin ein junger Künstler geworden, der schon durch sein Auftreten die Aufmerksamkeit auf sich zog und alle Aussicht hatte, sich zu einer der meistbeachteten Erscheinungen der Residenz auszuwachsen.

Für Fernerstehende gab es also genügende Veranlassung, Anstoß zu nehmen, wenn es ihnen beliebte, das sah Agathe ein. Aber daß der heimtückische Brief seine Wirkung auf sie selbst nicht verfehlte, das hatte noch einen anderen und triftigeren Grund. Er veranlaßte sie zum Nachdenken, zur Einkehr, zur Selbstbesinnung. Und als sie sich gewissenhaft prüfte, da kam es zutage, daß ihre Gedanken, seit sie ihn kannte, sich tatsächlich mehr mit Lorinser beschäftigt hatten, als es recht und billig sein mochte. Es war ja vielleicht gar nichts Unerlaubtes in diesen Gedanken, jedenfalls nahm einen breiten Raum darin das gleichsam mütterliche Sorgen um das große, unbeholfene Kind ein, das er war. Aber die Musik, unter allen Künsten die gefährlichste Kupplerin, spielte doch noch eine größere Rolle darin. Sie liebte ihn in seiner Stimme, in dem göttlichen Hauch, der sie auf dem Umweg über ihn aus den Offenbarungen der Volksseele oder der großen Meister anwehte, und sie liebte ihn erst

recht, seit sie ihn jüngst auch von dieser Seite kennengelernt hatte, als Tondichter und in dem besonderen Gepräge seiner eigenen Kompositionen. Hier fühlte sie ihre Seele mit der seinigen in eins zusammenfließen, und was jenes Lied, bei dem er vielleicht nicht mit dem leisesten Gedanken an sie gedacht hatte, in Worten aussprach, das war ohne Vorbehalt ihr eigenes Empfinden gewesen, als sie seine Musik hörte:

Du schienst mir plötzlich so verwandt,
so vorbekannt,
vielleicht aus einem andern Reich.

War dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit und innersten Verwandtschaft bei aller Reinheit, die die vergeistigte Sphäre der Kunst ihm verlieh, darum unverfänglich? Gerade eine so hohe Auffassung der Liebe, wie sie Agathen eigen war, mußte die Frage verneinen.

Und nun stellte sie die Gegenrechnung auf. Wie stand sie, seit er an die Front abgegangen war, mit ihrem Mann? Eigentlich gar nicht! Es ging ihm gut, er langweilte sich irgendwo in Russisch-Polen, das genügte ihr. Im übrigen hatte sie seit längerer Zeit kaum mehr an ihn gedacht, wenigstens nicht mit jener Innigkeit und sorgenden Liebe, wie es die Pflicht einer Frau gewesen wäre, die ihren Gatten im Felde wußte. Ihr Leben war so abwechslungsreich und zerstreuend gewesen, daß es sie immer eine Überwindung kostete, sich hinzusetzen und ihm einen Brief zu schreiben. Es ermüdete sie, das Abgetane wiederzukäuen, während bereits neue Anregungen in Aussicht standen, denen ihre Gedanken entgegenflogen. Sie mußte sich Zwang antun, ihm ständig über Dinge zu berichten, die ihm bei seinem Indianerleben im Unterstand vielleicht nur wunderlich vorkamen, und die jedenfalls für sie selbst ihren Reiz halb und halb schon wieder eingebüßt hatten. Darum waren ihre Briefe mit der Zeit immer kürzer geworden, und Albert beklagte sich manchmal sogar darüber. Sie beschränkte sich mehr, als es ihm lieb war, auf Allgemeinheiten und hatte

sich angewöhnt, zu verschweigen, was nach ihrer Schätzung auf kein Verständnis bei ihm zählen durfte. Sie wußte ja aus dem umgekehrten Fall, wie man allmählich aufhörte, einander zu verstehen, wenn man bei der Endlosigkeit dieses Krieges so lange unter gänzlich verschiedenen Eindrücken und Verhältnissen lebte. Denn für sie selbst hatten die ausführlichen Briefe, die sie regelmäßig fast jeden zweiten Tag von ihrem Gatten empfing, längst aufgehört, eine Freude zu sein. Sie befremdeten sie nur, und je länger, desto mehr. Sie schüttelte den Kopf darüber, und oft beschlich sie ein Gefühl der Beklemmung, wenn sie sie las.

Die ewig wiederkehrenden Berichte über Plänkeleien, Handstreiche und ähnliche Abenteuer; die gewiß notwendigen, aber doch so kleinlichen Sorgen um Verpflegung, Nachschub, Verbesserung der Stellung und Ausbau der Erdlöcher; das unentwegte Schmieden großartiger strategischer Zukunftspläne, bei denen doch nie etwas Entscheidendes herauskam — das alles konnte sie, wenn es sie auch nachgerade fast ebenso anödete wie einst das Garnisonleben von Mosty Wielki, doch schließlich als Notwendigkeiten gelten lassen und aus dem Zwang der Lage heraus begreiflich finden. Was sie aber völlig bestürzt machte, das war das Auftauchen einer stark betonten Frömmigkeit in Alberts Wesen, ein Zug, der sie fast wie Pietismus anmutete. Wenn er die Wandlung, die sich anscheinend in ihm vollzog, in aller Stille durchgemacht und allenfalls andeutungsweise davon berichtet hätte, so wäre sie die letzte gewesen, einer durch schwere Erlebnisse gereiften Erfahrung, die sie achten mußte, nicht volles Verständnis entgegenzubringen. Daß er aber diese Gegenstände des Innenlebens, die sie am liebsten mit sich selbst abmachte, oft, gern und manchmal mit breiter Ausführlichkeit zu erörtern begann, das stritt nicht nur gegen ihr eigenes Gefühl, es widersprach auch Alberts sonstigen Gepflogenheiten so auffallend, daß ihr manchmal ganz unheimlich dabei zumute geworden war. Wie in den meisten Fällen, wo eine neue Erkenntnis und Erleuchtung beglückend

empfunden wird, mochte auch bei ihm eine gewisse Neigung zum Bekennertum, ja zur Proselytenmacherei sich regen. Ohne gerade aufdringlich zu sein, schien er doch den Wunsch zu hegen, auch Agathen der Tröstungen und Stärkungen teilhaftig werden zu lassen, die ihm selbst eine neu erschlossene Quelle des Glücks bedeuteten. So war er immer wieder auf religiöse Fragen zu sprechen gekommen, hatte in Worten, die gar nicht zu ihm zu passen schienen, die Freuden seiner Gemeinschaft mit Gott geschildert und gelegentlich sogar Stellen aus den Liedern der Brüdergemeinde angezogen, für deren kindlich einfältigen Ton Agathe gerade jetzt noch geringere Neigung aufzubringen wußte als je.

Im Anfang hatte diese auffallende Umwälzung auf Agathe fast den Eindruck einer Psychose gemacht. Als sie aber merkte, daß die frische und aufrechte Stimmung, mit der er seinen schweren Beruf erfüllte, nicht darunter litt, daß er sich im Gegenteil in dem neuen Gedankenkreis sicherer und gefestigter fühlte als je zuvor, glaubte sie ihre Sorgen über Bord werfen zu dürfen. Sie gönnte ihm die geistigen Erbauungen, die sein Gemüt als Gegengewicht gegen das rauhe Feldleben offenbar forderte, und hörte allmählich auf, jenen innerlichen Wandlungen, die sie nicht miterleben konnte, da ihr gleiche Voraussetzungen fehlten, Aufmerksamkeit zu schenken. So war sie nach und nach dahin gelangt, seine regelmäßig wiederkehrenden, einander so ähnlichen Briefe schließlich nur mehr eintönig und langatmig zu finden. Es fiel ihr manchmal schwer, sie zu Ende zu lesen; im Konzertsaaltrubel fand sie oft kaum recht Zeit, ihren Inhalt ordentlich in sich aufzunehmen. Wiederholt kam es vor, daß sie sie nur so überflog, gerade um sich zu überzeugen, daß er wohlauf sei: das war noch das einzige, was sie zu wissen begehrte, von all dem anderen hätte sie am liebsten überhaupt nichts mehr gehört.

So hoch sie also auch über den elenden Verleumdungen stand, die jene anonyme Zuschrift ihr ins Gesicht zu schleudern wagte, und so wenig ein unbeteiligter Dritter sich die Küh-

heit herauszunehmen berechtigt war, ihr Verhältnis zu ihrem Gatten in Zweifel zu ziehen oder ihre Beziehungen zu Lorinser zu begeifern, so hatte sie selbst, das erkannte sie erst jetzt, doch alle Ursache, ihr Verhalten beiden gegenüber zu überprüfen und Fehler abzustellen, die sie aus Gedankenlosigkeit und im Wirbel des fröhlichen Musikmachens im Dienste der Wohltätigkeit begangen haben mochte. Wenn nicht durch Handlungen und in der Tat, so war sie doch durch Unterlassungen und in Gedanken häßlich und lieblos gegen Albert gewesen. Und indem sie vor sich selbst ein offenes Bekenntnis davon ablegte, kam sie sich pflichtvergessen und seiner unwert vor. Eine fliegende Röte färbte ihre Wangen, und ihre Augen mit der Hand bedeckend, starrte sie in einen Abgrund. Wohin steuerte ihr Schifflein? Es war hoch an der Zeit, den Kurs zu ändern! Noch glaubte sie ihrer selbst gewiß zu sein. Aber wie damals im Gedächtniskirchlein bei Baden, als Baron Zill sich ihr zu nähern gewagt hatte, so stieg auch jetzt das Stoßgebet auf ihre Lippen: Führe uns nicht in Versuchung! Und in welcher Herzensangst betete sie es diesmal! Lorinser war kein Baron Zill, ihn hätte sie nicht mit demselben Gleichmut, mit derselben überlegenen Kühle abgewiesen wie den armen Hauptmann, mit dem kein geheimnisvolles Band seelischer Beziehungen sie verknüpfte. Wer konnte wissen, was geschehen wäre, wenn dieser blonde Michel, von der gleichen Leidenschaft übermannt, die gleiche Kühnheit gefunden hätte wie jener?

Es war ihre Pflicht, es war ihr Notwehrrecht, dem vorzubeugen. Und gerade böswilliges Gerede, so sehr man es verachten konnte, war nur zu oft zum Galeotto geworden. Ihm mußte sie vor allem den Boden entziehen, wollte sie die drohende Gefahr im Keime ersticken. Außerdem war sie es als Offiziersfrau ihrem Mann schuldig, auch zu grundlosen Beschuldigungen keinen Anlaß zu geben.

Noch nie im Leben war ihr ein Entschluß so schwer gefallen wie der, den sie jetzt als notwendig erkannte: sich loszureißen. Mehr als einmal wurde sie wankend darin. Schon am

nächsten Tage hielt sie äußerste Maßregeln wieder halb und halb für übertrieben. Wegen irgendeiner bösartigen Klatschbase, die sich selbst dadurch richtete, daß sie Briefe ohne Unterschrift schrieb, sollte sie wirklich gezwungen sein, den holden Freuden ihres harmlosen Musikantenlebens zu entsagen, das noch dazu der Allgemeinheit zugute kam? Sollte ihr bißchen musikalische Begabung, das ein gottbegnadeter Künstler durch seine Einwirkung aus der Dunkelheit emporgehoben hatte, wieder dahin zurückstoßen und verkümmern lassen? Und war denn diese einzelne Stimme, die der Neid und die Scheelsucht eingeflüstert hatten, wirklich Volkes- und damit Gottesstimme? Vielleicht sah in ganz Wien außer jener namenlosen Verleumderin kein Mensch ein Arg darin, wenn sie mit einem jungen Künstler Musik machte und an seiner Seite der Kriegsfürsorge diente? Jedenfalls lohnte es sich der Mühe, vorerst noch ein wenig Umschau zu halten, ob es denn auch noch andere Leute gab, die ihre Beziehungen zu Lorinser für verdächtig hielten.

Es war ein Strohhalm, an den sie sich anklammerte, indem sie mit neu erwachter Hoffnung nach Döbling hinüberfuhr. Tante Anna hatte ja von jeher Sitz und Stimme im Areopag der öffentlichen Meinung innegehabt, bisweilen führte sie sogar den Vorsitz. Hier würde sie bald darüber ins klare kommen, woher der Wind eigentlich wehte und ob das Barometer auf Regen oder Sonnenschein stand.

Und darin hatte Agathe sich nicht getäuscht. Frau von Lengheim erstarrte, kaum daß sie bei ihr eintrat, sofort zum Gletscher. Nicht einmal die gewohnte mütterliche Umarmung gönnte sie ihr, und ihre musikalischen Erfolge, deren sie doch einige bescheidene aufzuweisen hatte, berührte sie mit keinem Wort. Sollte sie zufällig nichts davon gehört haben? Wußte sie, die sonst alles wußte, nicht, wer „Stella“ sei? Unmöglich! Denn wär' es der Fall gewesen, so hätte sie sich doch erkundigen müssen, ob Agathe noch im Hilfskrankenhaus beschäftigt sei oder was sie sonst treibe. Daß sie einer solchen Frage aus dem Wege ging, sagte genug.

Sie vermied es überhaupt, von Agathens Angelegenheiten zu sprechen, und erzählte nur von Susel und deren nah bevorstehender Mutterschaft.

„Gott, wie die junge Frau sich auf das Kind freut," sagte sie; „und dieser Stolz auf die neue Würde als Mutter! Und gar erst Felix, der kann es kaum erwarten und rechnet natürlich auf einen Stammhalter. Du kannst dir denken, wie ich mich über das Glück der Kinder freue. Ich hatte doch eine gewisse Verantwortung auf mich genommen, indem ich Susel, die voll überspannter Ideen steckte, zu der Heirat bestimmte."

Sie erkundigte sich dann angelegentlich nach Agathens Mann, den sie hartnäckig den „armen" Albert nannte, und bedauerte, daß er nach wie vor im Felde stehe und an diesem unfruchtbaren Gemetzel teilnehmen müsse.

„Oder ist er noch immer mit solcher Begeisterung bei der Sache?" fragte sie mitleidig. „Man sollte meinen, daß sie sich inzwischen etwas abgekühlt haben müßte." Und auf ein Gespräch anspielend, das zu Beginn des Krieges in diesem selben Empfangsraum der schwarzweißen Quadrate geführt worden war, fügte sie bei: „Ich erinnere mich freilich, daß du einmal die kühne Behauptung aufstelltest, es sei etwas Schönes um den Krieg. Du verglichst ihn mit der Liebe, weil sie beide die Menschen mit unbewußter Gewalt überwältigen und begeistern, und fandest es erhaben und heilig, wenn sie dabei ihrer selbst vergessen und sich blindlings ins Unglück stürzen. Nun, die Erfahrungen dieses bald vollendeten Jahres dürften auch die ärgsten Kriegshetzer zu der Einsicht gebracht haben, daß nichts Gutes dabei herauskommt, wenn man den Leidenschaften die Zügel schießen läßt. Wo ist jetzt die Schönheit dieser angeblich so großen Zeit geblieben? Wo ihre Erhabenheit, wo die allgemeine Läuterung der Seelen? Ich sehe nichts als Katzenjammer und Kriegsgewinner. Aber hierin hast du recht behalten: was zu ihrem eigenen Besten war, das haben jene Verblendeten allerdings nicht bedacht, die unter welchen Fahnen immer heißblütig ihrem dunklen Drange folgten. Darum ist auch

dieses namenlose Unglück über die Menschheit gekommen, das noch zur vollständigen Verelendung führen wird, wenn nicht bald eine Umkehr erfolgt."

Sie sah nach der Uhr, entschuldigte sich, daß sie einer Sitzung beiwohnen müsse, und während sie Agathen zum Abschied die Hand reichte, sagte sie noch mit deutlicher Spitze gegen sie: „Ich wünsche nur, daß du hinsichtlich der Liebe, wie du sie meinst, nicht ebenso recht behaltest."

Das klang verständlich genug. Agathe wußte nun, woran sie sei. Es war also keine vereinzelte Meinung gewesen, die jener Schmähbrief ausgesprochen hatte. Da Moerungens in der Villa nebenan wohnten, wollte sie die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, auch Susel zu begrüßen, die nahe vor ihrer Entbindung stehen mußte. Die hochschwangere junge Frau empfing sie ebenso herzlich und unbekümmert wie sonst und freute sich sichtlich, ihr Herz ausschütten zu können.

„Ich hab' solche Angst," sagte sie, „vor der schweren Stunde. Es muß ganz scheußlich sein, was man dabei durchmacht. Wenn's nur schon vorüber wär'!"

Und als Agathe ihr Mut zusprach und ihr zum Trost von allen leichten Entbindungen erzählte, von denen sie je gehört hatte, meinte die angehende Mutter, ach ja, daß es glatt gehen könne, das wisse sie wohl; es könne aber auch schief gehen. Für einen Hasenfuß halte sie sich gerade nicht, aber eine gewisse Gefahr sei zum mindesten nicht ausgeschlossen, und eine Marter und Quälerei bleibe es unter allen Umständen. Wenn man aber einen so hohen Preis bezahle, so möchte man wenigstens wissen wofür, und daß sie es nicht wisse, das eben sei das Unglück.

„Da liegt der Hund begraben, liebe Agathe," sagte sie mit jener Vorliebe für burschikose Wendungen, die ihr manchmal eigen war. „Wenn man seinen Mann so recht von Herzen lieb hat, dann muß es freilich eine Wonne sein, solche Leiden auf sich zu nehmen. Aber für Felix — mein Gott, wozu? Nicht daß ich ihm etwas vorzuwerfen hätte, es war

ja sein gutes Recht — aber manchmal hab' ich eine wahre Wut auf ihn, daß er mich in diesen ekligen Zustand brachte. Das ist ganz dumm eingerichtet in der Welt, daß die Männer immer bloß das Vergnügen davon haben und die Frauen die Not. Wenn es schon nicht immer umgekehrt sein kann, so sollte man wenigstens von Fall zu Fall losen dürfen."

Agathe, die es belustigte, daß diese Susel, ob Mädchen, Gattin oder Mutter, doch immer die nämliche Susel blieb, riet ihr lachend, sich einzureden, das Los hätte diesmal sie getroffen.

„Und wenn du es schon deinem Mann zulieb nicht gern auf dich nimmst," meinte sie, „so tu's halt dem Kind zulieb!"

Aber bei Susel, die nun einmal in düsterer Laune war, verfing heute gar nichts.

„Wer weiß, ob dem ein besonderer Gefallen damit geschieht, daß man es in die Welt setzt? Vielleicht wird auch so ein schwacher und mittelmäßiger Mensch daraus, wie ich einer bin. Wenn die Theorie, von der ich dir damals in Baden erzählte, richtig ist, so besteht nicht viel Aussicht auf was Besseres. Und in zwanzig Jahren, wenn ich selbst alt und klug geworden bin, dann red' ich ihm vielleicht ebenso mütterlich fürsorglich eine gute Partie ein, wie sie mir eingeredet worden ist, und dann wird es ebenso aus seinem Herzen eine Mördergrube machen müssen, wie ich es getan habe . . . Du tust ganz recht daran, Agathe, dich durch nichts irre machen zu lassen!" rief sie plötzlich in verändertem Ton, während sie ihre Arme um die Freundin warf und sie an sich zog. „Mögen die Leute sich das Maul zerreißen, wenn du nur glücklich bist mit deinem Klampfenisten! Was sagt eigentlich Albert dazu? Ihr laßt euch natürlich scheiden?"

Betreten sah Agathe sie an.

„Glaubst denn auch du, Susel, daß ich mit Lorinser was habe?"

„Ach so —? Soll man noch nicht davon sprechen! Na, ich will nichts gesagt haben."

Vergebens versuchte Agathe durch eine wahrheitsgetreue

Schilderung ihres Umgangs mit dem jungen Tonkünstler den Verdacht der Freundin zu zerstreuen. Sie erreichte damit nichts weiter, als daß Susel sich schließlich eines Besseren belehrt stellte, ohne es doch zu sein. Es war ihr leicht anzumerken, daß ihre Überzeugung unerschütterlich feststand und daß sich nichts daran ändern würde, Agathe mochte reden, so viel sie wollte. Und noch beim Abschied, als Agathe ihr Glück wünschte und die Erwartung aussprach, bald Günstiges von ihr zu hören, erwiderte sie mit lächelnder Anzüglichkeit, daß auch sie bald Erfreuliches von Agathe zu hören hoffe.

Das hatte nun begreiflicherweise den Ausschlag gegeben. Agathes Entschluß stand fest. Sie wollte, ohne Lorinser vorher etwas davon zu sagen, Wien verlassen und sich irgendwohin aufs Land zurückziehen, wo niemand sie kannte und er sie nicht finden könne, falls es ihm einfallen sollte, ihre Spur zu verfolgen. Schon den Tag nach ihrem Besuch bei Frau von Lengheim und Susel packte sie ihre Koffer. Am Abend fragte sie telephonisch im Hilfskrankenhaus an, ob Hofrätin Orlik zu sprechen wäre, und erfuhr, daß sie zufällig dienstfrei sei. Sie suchte sie also in ihrer Wohnung auf, um sich von ihr zu verabschieden. Priszilla, die wieder völlig in ihrem Samariterwerk aufging und mit der Welt in keiner Verbindung stand, schüttelte den Kopf, als Agathe ein rückhaltloses Geständnis vor ihr ablegte. Sie schien die schwerwiegenden Entschließungen, zu denen die Freundin gelangt war, nicht voll zu billigen.

„Was wollen Sie eigentlich mit Ihrer Flucht erreichen?“ fragte sie.

„Dem Klatsch den Boden entziehen.“

„Das ist kleinlich. Lassen Sie die Leute reden, wenn das, was sie sagen, Verleumdung ist.“

„Ich bin es meinem Mann schuldig, keine üble Nachrede aufkommen zu lassen.“

„Ihr Mann soll sich endlich daran gewöhnen, unabhängig von der Meinung der Menschen zu werden!“ sagte die

Hofrätin mit einer Heftigkeit und Schärfe, die Agathen auffiel.

„Wenn ich mich nun aber meiner selbst nicht ganz sicher fühlte?“ brachte sie zögernd vor.

„Wenn Sie Ihrem Mann nur aus Pflichtgefühl treu bleiben würden, so wäre es weder für Sie noch für ihn ein Gewinn.“

„Also mit sehenden Augen soll ich ins Verderben rennen?“

„Den Kampf ehrlich aufnehmen sollen Sie und nicht ihm ausweichen.“

„Und wenn ich unterläge?“

„Wenn Sie sich nur dadurch retten können, daß Sie davonfahren, dann haben Sie die Ehe schon gebrochen!“

„Sie sind streng und hart, fast wie — Christus selbst,“ sagte Agathe mit vorwurfsvoller Auflehnung.

„Bin ich das?“ Priszilla ergriff ihre Hand und streichelte sie wie begütigend. „Ach, wo nähme ich das Recht dazu her, es zu sein? Seien Sie mir nicht böse! Ihr Schicksal bekümmert mich und das Ihres Mannes nicht minder. Ich hatte erwartet, daß Ihre Liebe zu ihm Sie gegen jede Anfechtung feien würde. Sie enttäuschen mich, indem Sie mir das Gegenteil gestehen.“

„Bin ich nicht bereit, der Kunst und dem mir liebgewordenen Leben zu entsagen? Tu' ich es nicht seinethalben, nur um in Gedanken mit ihm zu leben? Und beweist es nicht, wie groß meine Liebe zu ihm ist?“

„Nein, es beweist im Gegenteil, daß sie nicht mehr groß genug ist, um über jede Gefahr erhaben zu sein. Und damit ist ja das Unglück schon geschehen. Wenn Sie sich seinen äußersten Folgen durch die Flucht entziehen, so verhindern Sie höchstens seine Ausbreitung in der Welt des Scheinens. Ihre Seele trägt dennoch den Makel.“

„Und der wäre nimmer auszutilgen?“

„Doch! Aber nur, indem Sie bleiben und siegen oder schuldig werden.“

„Ich will aber nicht schuldig werden!“ rief Agat[illegible]. „Eben darum kann ich nicht bleiben!“

„Die schwerste Schuld werden Sie auf sich laden, wenn Sie tun, was Sie im Grunde eigentlich nicht wollen. Und nur indem Sie bleiben, können Sie dahinterkommen, was Ihr wahrer Wille ist.“

„Ich habe meinen Mann einmal sagen hören, daß es neben dem natürlichen auch einen sittlichen Willen gebe ...“ Agathens Augen füllten sich mit Tränen. „Sie sind stark, Priszilla,“ sagte sie, „groß und frei; was für Sie gilt, gilt nicht zugleich für jedes nächstbeste schwache Weltkind wie ich eins bin. Lassen Sie mir mein bißchen Moral, vielleicht kann es mir noch helfen!“

Durch solch heißes Ringen fühlte die schöne Frau sich milder gestimmt. Sie achtete Agathens ehrlichen Willen und konnte vor allem der großen Aufrichtigkeit, mit der sie zu ihr gesprochen hatte, Bewunderung nicht versagen. Sie sah sie sich wehren wie einen Fisch am Angelhaken, und Mitleid schwellte ihr Herz. Ergriffen schlang sie ihren Arm um sie und küßte sie auf die Stirn.

„Nun, so stärke Gott Ihre Seele, daß Ihr Wollen eins werde in sich selbst! Reisen Sie glücklich, und was auch kommen mag: bewahren Sie sich den Mut der Wahrheit! Denn die große Sünde wider den Geist, die einzige, die keine Vergebung findet, das ist die Lüge!“

Agathe fand wirklich die Kraft, ihren Entschluß zur Ausführung zu bringen. Eine freundschaftlich gehaltene, wenn auch sehr kurze Zeile meldete dem ahnungslosen Michel, daß sie sich überanstrengt und angegriffen fühle und auf einige Zeit verreise. Wohin? Sie verschwieg es ihm. Als sie den Brief in den Umschlag stecken wollte, brachte sie es doch nicht über sich, mit einer Unaufrichtigkeit von ihm zu scheiden. Darum schrieb sie unten noch hin: „Müßige Klatschereien, die mir zu Ohren gekommen sind, haben meinen Entschluß mitbestimmt. Leben Sie wohl und halten Sie Ihren Blick auf die hohen Ziele gerichtet, die Ihnen gesteckt sind!“

Es war Spätsommer geworden. Sie wählte Gmunden zum Aufenthalt. Mit dem lieben Land- und Villenstädtchen

am gründunklen See verknüpften sich ihre lebendigsten und teuersten Erinnerungen an Albert. Hier hatte sich in ihren Gefühlen jene hoffnungsvolle Annäherung an ihn vollzogen, die ihr die Erfüllung einer langgehegten Sehnsucht in Aussicht stellte. Hier hatte sie, knapp bevor das hereinbrechende Kriegsgewitter diese Hoffnungen vernichtete, noch sorglose Stunden an seiner Seite verlebt, Augenblicke ahnungsvollen Glücks, allzu karg zugemessene und doch unvergeßliche Augenblicke. Hier stand auch das traute Landhaus am Hügelufer über Schloß Ort, um das sich in holder Träumerei ihre gemeinsamen Zukunftspläne gerankt hatten, und das ihr seither gleichsam zum Sinnbild eines friedlich heiteren Daseins, eines idyllisch beruhigten und fast wunschlosen Zustands geworden war . . . .

Nun saß sie wieder wie damals unter den schattenden Kastanienbäumen der Esplanade am Seeufer und sah die Wellen in der Sonne flimmern und jenseits die Felswände des Traunsteins, die fast senkrecht aus dem Wasser stiegen, hinter bläulichem Morgenduft vorleuchten oder im Abendschein purpurn erglühen. Auf dieser selben Bank im Grünen hatte sie an Alberts Seite ausgeruht, sie wußte noch, was sie miteinander hier gesprochen hatten. Auf jenem Boot, das dort im Winde schaukelte, hatte sie mit ihm gerudert; sie erinnerte sich, daß es „Else“ hieß, und daß sie damit ans Ufer des großen Parks, der einst dem sagenhaften Johann Ort gehört hatte, hinübergefahren waren, wo sie sich unter überhängenden Weiden von den leise glucksenden Wellen schaukeln ließen. Und weiter unten, am Landungspier des Hafens, stach jetzt gerade der kleine eifrige Dampfer in See, der sie damals nach Traunkirchen hinübergetragen hatte . . . . Ach, einsam war sie seither geworden! Sie sehnte sich . . . .

Wie weit fort war Albert jetzt von ihr, wie fern! Und nicht nur eine räumliche Entfernung trennte sie. Hunderterlei Erlebnisse lagen wie ebenso viele Meilensteine zwischen ihnen, verschiedenartige Erfahrungen, Eindrücke, Umwälzungen, die sie einander entfremdet hatten. Beide waren

sie ja seither andere Menschen geworden. Wie hätten sie einander noch kennen sollen? Wie einander verstehen? Man sah es an seinen Briefen, und die ihrigen wirkten vermutlich ebenso auf ihn — schrieb er nicht eine ihr unbekannte Sprache? Der letzte war voll von einer großartigen Neuigkeit: Die Schwadron durfte wieder aufsitzen! Heraus aus dem Schützengraben, vorwärts ging's! Als ob es ein weltbewegendes Ereignis wäre: die Schwadron saß wieder im Sattel! Ein größeres Glück schien ihm nie zuteil geworden, schien ihm kaum erträumbar. Weniger als je dachte er an irgend sonst etwas als an Pflichterfüllung und Dienst. Ihm ging nichts ab, er fühlte sich nicht einsam, er vermißte sie nicht. Er freute sich auf den zweiten Winterfeldzug, wenn die Sümpfe gefroren wären. Doppelt freute er sich darauf, seit die Schwadron wieder im Sattel saß .... Ach ja, der Krieg! ....

Der Lorinser, der arme Teufel, der freute sich jetzt gewiß nicht! Der lief vermutlich wie ein an sich selbst irre Gewordener in Wien umher und forschte vergeblich, wo sie hingekommen wäre. Der vermißte sie sicher auf Schritt und Tritt! Sie verhehlte sich nicht, daß sie ihm abgehen mußte wie das tägliche Brot. Wer sollte jetzt für ihn sorgen, seine kleine Wirtschaft in Gang halten und Ordnung bei ihm machen, daß er nicht herabkam und verwahrloste? Der hatte keinen Miroslav, der ihn betreute, dem er nur zu befehlen brauchte, daß es auch schon ausgeführt wurde. Er hatte auch niemand, der ihn beraten und Lästigkeiten von ihm ferngehalten hätte, wenn das Leben mit seinen täglichen Kleinlichkeiten ihn behelligte und seine künstlerische Weltabgewandtheit zu stören versuchte. Keine Mutter, keine Schwester, keine Gattin hatte er, und jetzt mit einem Male auch keine treue Freundin mehr. Ach, und was für ein unbeholfener Junge war er doch! Wie ungeschickt und ungeeignet, sich mitten unter lauter Wölfen zu behaupten, von denen jeder nur daran dachte, ein möglichst großes Stück Beute an sich zu reißen. Ja, so ein Künstler hat es schwer! ...

Was würde jetzt wohl aus seinen Konzertabenden werden? Sie war sicher, daß er von dem Augenblick, wo sie nicht mehr mittat, alle Freude daran verloren haben mußte und sie höchstens noch um des täglichen Brotes willen fortsetzte, wie einen lästigen Sklavendienst, an den man nun einmal gekettet ist. Wenn er nur nicht die Enttäuschung erlebte, daß sie weniger Zuspruch fanden, seit er wieder allein auf der Vortragsbühne stand! Das Publikum war ja so grausam! Vielleicht ließ es ihn jetzt fallen, weil es an seiner Seite keine hübsche junge Frau mehr zu begaffen gab, über die man allerhand tuschelte! Niemand würde bedenken, was für ein Martyrium es ohnedies für ihn war, sich mit der Klampfe vor die Menge hinzustellen und ihr den Narren zu machen, nur um seiner Tondichtung die für alles Große in der Kunst so notwendige Unabhängigkeit von Gelderwerb und Tageserfolg zu sichern. Und kein Mensch hatte ein Gefühl dafür, daß es Pflicht der Allgemeinheit gewesen wäre, einen so hoffnungsvollen jungen Künstler durch fördernden Besuch seiner musikalischen Veranstaltungen wenigstens vor Not zu bewahren!

Täglich folgte sie ihm mit ihren Gedanken, begleitete ihn durch jede Stunde seines Daseins. Sie kannte genau seine Tageseinteilung, mit allen seinen Lebensgewohnheiten war sie vertraut. Sie wußte: jetzt tat er das, jetzt tat er jenes, jetzt sang er Übungen, jetzt überließ er sich seiner Eingebung und warf mit vollen Händen Notenköpfe übers fünflinige Papier hin, wie der Sämann Samen in die Ackerfurchen streut. Und jetzt ging er aus und begab sich — wenn er aufs Essen nicht etwa vergessen hatte, was auch gelegentlich einmal vorkommen konnte — in das kleine armselige Speisehaus, wo er um billiges Geld verköstigt wurde, zum Mittagessen. Oder war die gewohnte Ordnung seines geregelten Lebens durch ihr unvermitteltes Scheiden am Ende in Durcheinande[r] geraten und auf den Kopf gestellt? Ach, hundertmal de[s] Tages fühlte sie es, wie notwendig er ihrer bedurft hätte! Und sie saß hier zwecklos und müßig herum und langweilt[e]

sich. Wozu? Wer hatte etwas davon? Wem konnte es Befriedigunggewähren, daß sie sich einsam, verlassen und sterbensunglücklich fühlte? War das nun wirklich der Triumph des sittlichen Willens, wenn sie sich gänzlich überflüssig auf der Welt vorkam?

Von allen Wegen liebte sie am meisten den schattendunklen Fußpfad, der, beim Seeabfluß beginnend, unter hohen, überhängenden Bäumen am linken Ufer der Traun hinführt. Die reiche Fülle des Wassers, das erst über schäumende Wehre stürzte, um dann übermannshoch im breiten Bette dahinzuschießen, war so rein und klar, daß man jedes Steinchen sehen konnte am Grunde. Hier lehnte Agathe oft lange und lange an der Brüstung und betrachtete nur immer das rastlose Dahinfließen und Hinabgleiten. Es kam ihr oft vor wie ein Wunder, daß dieses grünflüssige Glas immer hinschwand und wechselte und doch immer festzustehen und gleichzubleiben schien. Auf diesem Schattenweg am Traunufer — so erzählte man sich — sollte Nikolaus Lenau mit Vorliebe sich aufgehalten haben. Und so oft Agathe dort weilte, klang, vom Rauschen des Wassers begleitet, ein Lied des unglücklichen Dichters in ihr nach, das sie einst gesungen hatte:

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Tränen fallen
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Es war das letzte Gedicht, das der schwermütige Poet niederschrieb, bevor die Nacht des Wahnsinns über ihn hereinbrach. Und merkwürdigerweise gehört gerade dieses zu den wenigen, die in einen tröstlichen Gedanken ausklingen. Aber Agathe fand keinen Trost darin und suchte ihn auch nicht. Sie liebte ihr Leid und hätte es wie einen Verrat an Michel Lorinser empfunden, wenn sie es mit den glasgrünen Wogen der Traun hätte dahinschmelzen sehen.

Als sie einmal auf einem ungewohnten Wege von der Traunpromenade nach Hause ging, verirrte sie sich in die ihr unbekannte Gegend von Gmunden, wo in kleineren, meist ebenerdigen Häusern die kleineren Leute wohnten. Da sah sie an der Glastür eines dürftigen Kramladens einen Zettel mit der schriftlichen Ankündigung: „Wegen Einrückung verkäuflich." Sogleich fiel ihr der Florian Stöffler ein. Ein Kaufmannsgeschäft war es freilich nicht, eher das, was man in Österreich eine Greislerei nennt, aber der Florian, wenn er tüchtig war, und seine Monika, wenn sie ihm brav zur Seite stand, würden das Geschäftlein mit der Zeit vielleicht höherbringen können. Besser klein anfangen und hinaufkommen als umgekehrt. Sie erkundigte sich um den Preis und erstattete noch denselben Abend dem Stöffler Bericht. In wenigen Tagen traf seine Antwort ein. Er zeigte Lust zu der Sache, freilich mit Vorbehalt und unter mancherlei Bedenken. Es waren noch Voraussetzungen zu erfüllen und Verhandlungen zu führen. Manches davon ging durch Agathens Hand. Sie bestrebte sich, eine umsichtige Unterhändlerin zu sein; es gewährte ihr Genugtuung, den armen Krüppel, der von Anfang an ihr Schützling gewesen war, ein bißchen zu bemuttern und ihm zur Begründung eines bürgerlichen Hausstandes behilflich zu sein. Nun hatte sie doch wenigstens etwas gefunden, was ihre Gedanken zeitweise ablenkte. Sie bedauerte nur, daß es verhältnismäßig so wenig für sie dabei zu tun gab; sie hätte gewünscht, daß mehr Mühe und Arbeit damit verknüpft gewesen wäre. Denn nach dem atemlosen Musikbetrieb wirkte die Stille

und Untätigkeit, die sie jetzt umgab, doppelt anödend auf ihr Gemüt. Und da sie in Gmunden keine Bekannten hatte, so konnte ihr auch die Geselligkeit keinen Ersatz bieten.

Eine Zeitlang waren die schönen schneeweißen Schwäne am Seegestade, die sie jeden Morgen fütterte, ihr einziger Verkehr gewesen. Indes fand sich bald ein regelrechter Verehrer ein. Es war ein aufgeweckter Junge von vierzehn oder fünfzehn Jahren, der schon lange für Lorinser schwärmte und seine Liederabende, wenn es irgend anging, regelmäßig besuchte. Gleich zu Beginn ihrer kurzen Künstlerlaufbahn hatte er auch sie in Wien singen hören und nicht ein einziges Mal gefehlt, so oft sie vor die Öffentlichkeit getreten war. Er kannte jedes Lied auswendig, das sie oder Lorinser gesungen hatte. Es ging ihm nichts über Musik, und mit feiner Witterung spürte er auch im Volkstümlichen, wie es sich unter Lorinsers Händen formte, den künstlerischen Untergrund heraus. Seit sie in Gmunden weilte, hatte er sie beobachtet. Er sah sie einsam umhergehen und folgte ihr in ehrfürchtiger Entfernung auf allen ihren Wegen mit einem von mitleidsvoller Sehnsucht geschwellten Herzen. Eine tiefe Neigung zu ihr beseelte ihn, die sich in unbestimmter Weise mit musikalischen Empfindungen verknüpfte. Allmählich fing er an, ihr in aller Heimlichkeit Blumen und huldigende Gedichte ins Haus zu schicken. Sie wurde dadurch beunruhigt, sie ahnte nicht, von wem diese Sendungen kamen, die manchmal ganz hübsche Gedanken enthielten. Besonders ein Gedicht hatte ihr gefallen und sie fast zu Tränen gerührt, worin er in inbrünstigen Worten ihre Kunst und ihre Schönheit feierte und die süßen Töne, die einst von ihren Lippen geklungen hätten, mit ihrem holdseligen Lächeln verglich, das nun ebenso wie jene für immer entflohen scheine . . . .

Einmal ertappte sie den verliebten Knaben, wie er abermals ein rosa Papier an ihrer Türklinke befestigen wollte. Da wußte sie endlich, wer der neue Bewerber um ihre Gunst sei, und atmete auf. Sein offenes Gesicht, das noch ganz bubenmäßig in die Welt schaute, flößte ihr Zutrauen ein,

und als sie ihn ganz ernsthaft ins Gebet nahm, sah er mit so treuherzig erschrockenen Augen zu ihr auf, daß sie ihm nicht böse sein konnte. Sie verzieh ihm gegen das heilige Versprechen, ihr keine Blumen und Verse mehr zu widmen, und er gab ihr errötend die Hand darauf.

Seither hatten sie Freundschaft miteinander geschlossen. Er hieß Friedl und begleitete sie, so oft sie es erlaubte, auf ihren Spaziergängen. Dann trug er ihr ihren Umhang und bemühte sich redlich, sie zu unterhalten, indem er ihr von allem erzählte, was ihn selbst beschäftigte oder wovon er annehmen zu können meinte, daß es irgend von Belang für sie wäre. Am liebsten aber redete er mit ihr von Musik und von Lorinsers und ihren eigenen Liedern.

Sie spürte wohl, daß er sie liebte, daß sein ganzes Sinnen und Denken nur ihr gehörte. Aber sie meinte, ihr Umgang mit Friedl würde doch wohl keinen Anstoß erregen können und keinen Mißdeutungen ausgesetzt sein wie ihr Verkehr mit Lorinser.

Und sie war so dankbar dafür, daß doch irgendwer sich um sie kümmerte.

XVIII.

Einmal, an einem wunderbar klaren und kühlen Morgen, als Agathe eben einen Spaziergang antreten wollte, erlebte sie eine Überraschung. Wie es öfters vorkam, hatte Friedl vor ihrem Hause auf sie gewartet. Kaum daß er ihrer ansichtig geworden war, so stieß er wie ein Falke auf sie los.

„Wissen Sie schon, daß Michel Lorinser kommt?“

„Wer? Lorinser? Wohin?“

„Nach Gmunden. Im Kursaal gibt er einen Liederabend. Zugunsten der hiesigen Erholungsheimstätte. Darf ich einen Sitz für Sie besorgen? Sie müssen sich beeilen, der Saal ist schon fast ausverkauft. Aber Sie brauchen ja keinen Sitz,“ besann er sich; „er hat Ihnen gewiß einen vorbehalten.“

„Ich will mir's erst überlegen, ob ich überhaupt hingeh'."

Verstohlen warf Friedl ihr beobachtende Blicke zu. Er wunderte sich, daß sie nicht ebenso entzückt schien, wie er es war.

„Das Programm ist glänzend," sagte er. „Gerade die besten Nummern bringt er: ‚Ich weiß mir eine Jungfrau schön, wollt' Gott, sie wäre mein . . . .', und dann mein Lieblingslied: ‚Ach Gott, wie weh tut scheiden, hat mir mein Herz verwund't . . . .' Es ist so furchtbar traurig und darum das schönste von allen. Ich könnt' es jeden Tag hören. Überhaupt, Lorinser, wenn der singt! Nur eins kenn' ich, das mir noch höher steht."

„Und das wäre?"

„Wenn Sie singen."

„Ich werde nie wieder singen!"

„Sagen Sie das nicht, Sie tun mir weh damit! Wenn ich Sie wirklich nie mehr singen hören würde, so möcht' ich am liebsten weinen. Es kann Ihr Ernst nicht sein, Sie wollen mir bloß bange machen, gestehen Sie's ein! Sie lächeln — ha, nun weiß ich, woran ich bin!" rief er plötzlich aufleuchtend. „Sie wollen uns überraschen und haben sich mit Lorinser verabredet? Sie wirken bei seinem Liederabend mit? Verraten Sie mir's, daß wenigstens ich es weiß! Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, ich will das Geheimnis bewahren wie ein Heiligtum!"

Allerdings hatte Agathe gelächelt, aber schmerzlich bewegt, weil er es gar nicht glauben konnte, daß sie dem Gesang entsagt habe, obgleich es in der Tat der Fall war. Jetzt fuhr sie ihm, wie sie gern tat, mit der Hand übers kurzgehaltene Haar, das steil wie eine Bürste stand.

„Nein, lieber Friedl, ich wirke nicht mit, man erlaubt mir's nicht."

„Wer hätte das Recht, es Ihnen zu verbieten?"

„Das tausendköpfige Tier, das man die öffentliche Meinung nennt."

Er verstand nicht recht, was sie damit sagen wolle, und dachte nach.

„Das Publikum war doch immer entzückt von Ihrer Kunst? Versuchen Sie's bloß und treten Sie auf, Sie werden sehen, welcher Jubel Sie empfängt! Und wenn Ihnen jemand auch nur ein Haar krümmen wollte, so bin ich noch da! Ich mobilisiere meine Kameraden, ich unterdrücke jeden Widerstand, ich stehe Ihnen gut für einen vollen Erfolg! Denn ich werde niemals zugeben, daß man Ihnen unrecht tue!"

„Ich weiß, mein guter Junge, daß ich mich auf dich verlassen kann. Aber mit Lorinser zu singen, ist mir für immer verwehrt."

„Wie schade! Jammerschade! Und ich bin sicher, es geht Ihnen selbst ab, daß Sie nicht mehr mit ihm singen. Wenn ich Sie an der Traun stehen und ins Wasser blicken sah, dann dacht' ich mir immer, daß Sie sich nach Musik sehnen."

„Warum gerade da?"

„Weil das tiefe, klare, fließende Wasser auch so etwas wie Musik ist."

„Meinst du? .... Nun, jedenfalls trifft deine Vermutung, daß die Musik mir abgehe, zu. Aber es ist schon einmal so eingerichtet, daß man gerade auf das verzichten muß, was man am liebsten hat."

Der bevorstehende Liederabend war bereits öffentlich angekündigt. Von allen Mauerecken, von den Bäumen der Esplanade, überall leuchteten ihr die gelben Zettel mit dem Namen Michel Lorinser entgegen. Es gab ihr jedesmal einen Ruck, so oft sie ihn las. Was schlossen die zwei Worte, an denen die Leute achtlos vorübergingen, nicht für sie ein! Ihre erste Regung bei der Nachricht, daß er kommen würde, war Jubel gewesen. Nur mühsam hatte sie ihn vor Friedl verborgen und sich gleichgültig und gelassen gestellt. Ihr nächstes Gefühl aber war das der Angst. Ihn wiedersehen? Nein! Sie konnte es nicht, sie durfte es nicht! Wer weiß, ob sie die Kraft gefunden hätte, sich ein zweites Mal von ihm loszureißen. Sie mußte es vermeiden, mit ihm zusammenzutreffen. Sie durfte nicht bleiben, wenn er kam, mußte fliehen, wie sie aus Wien geflohen war!

Während sie an der Seite Friedls ihren Weg fortsetzte,

packte sie schon im Geist ihre Koffer und überlegte, wohin sie sich nun wenden sollte. Der verliebte Knabe, der es für seine Pflicht hielt, ein heiteres Gespräch in Gang zu bringen, kam bald dahinter, daß sie mit ihren Gedanken ganz wo anders war. Er kränkte sich darüber; eine Regung von Eifersucht, die in ihm aufstieg, machte ihn scharfsinnig. Und da verstand er plötzlich, daß das tausendköpfige Tier der öffentlichen Meinung, von dem sie vorhin gesprochen hatte, nicht das Publikum des Konzertsaals war. Nicht Mißerfolge fürchtete sie, wie er harmlos angenommen hatte, sondern eine Bemängelung ihres privaten Lebens. Man hatte sie also mit Lorinser in Verdacht! Und wer weiß, ob ganz grundlos? . . . . Ein namenloses Weh schnürte sein junges Herz zusammen; es war ihm, als säh' er plötzlich das Hohe erniedrigt und das Reinste in den Staub gezogen.

„Sie denken nur mehr an ihn!" stieß er hervor. „Ich bin für Sie überhaupt nicht mehr auf der Welt!"

Da erkannte sie, daß sogar in diesem treuen Jungen das Auge der öffentlichen Meinung sie bewache. Sie nahm eine Maske vor und zwang sich zu Heiterkeit. Unbefangen auflachend, fing sie von der Angelegenheit des Florian Stöffler zu erzählen an und stellte sich, als ob ein kürzlich eingetroffener Brief von ihm ihre Gedanken beschäftigt hätte. Sie setzte auseinander, wie es mit dem Kauf des kleinen Kramladens stünde, und trug Friedl auf, an ihrer Statt zum Rechtsanwalt zu gehen, den sie von Florian Stöfflers Entschlüssen in Kenntnis setzen müsse.

„Und nun komm her!" sagte sie schließlich, mit beiden Händen seinen Kopf fassend. „Was du vorhin sagtest, war häßlich! Bereust du es wenigstens?"

Er war brennrot geworden und nickte zerknirscht und eifrig, soweit er den Kopf überhaupt bewegen konnte.

„Nun, so will ich dir diesmal noch verzeihen," sagte sie, und ihre Lippen berührten seinen Mund.

Als sie ihn losgelassen hatte, fiel er über ihre Hände her und bedeckte sie mit heißen, dankbaren Küssen. Und dann

lief er eiligst fort, ihren Auftrag beim Rechtsanwalt zu bestellen.

Der kleine Vorfall hatte Agathen belehrt, daß sie dem Argwohn und böswilligen Gerede nur neue Nahrung zuführen würde, wenn sie knapp vor Michel Lorinsers Eintreffen Gmunden verließ. Nach Hause zurückgekehrt, überlegte sie noch einmal gründlich. Es schien ihr nun auch die Gefahr nahezuliegen, daß der junge Künstler, dem ihr plötzliches Verschwinden aus Wien vielleicht gar nicht so arg nahegegangen war, wie sie angenommen hatte, sich etwas in den Kopf setzen könne, wenn er von ihrer neuerlichen Abreise erfuhr, was immerhin möglich war. Es hätte schon fast so ausgesehen, als müsse sie vor ihm die Flucht ergreifen, weil ihr Herz beteiligt sei. Einen solchen Eindruck durfte sie auf keinen Fall aufkommen lassen. Am Ende war es doch das beste, dazubleiben und sich den Anschein zu geben, als berühre sein unerwartetes Auftauchen sie nicht sonderlich. Nicht einmal ihm aus dem Wege zu gehen oder sonst an ihrem Benehmen irgend etwas zu ändern, schien ihr ratsam, wollte sie ihn nicht auf solche Gedanken bringen. Und auch der öffentlichen Meinung würde noch am ehesten die Spitze abzubrechen sein, wenn sie ihr mit lächelndem Gleichmut trotzte. Sie beschloß, sich zu beherrschen und genau in der gleichen Weise mit Lorinser zu verkehren, wie sie es in Wien gewohnt gewesen war. Je unbefangener sie sich benahm, je harmloser es ihr gelang auszusehen, um so besser für sie und ihn, nach innen und nach außen.

Sie ließ sich also einen Sitz besorgen und saß an jenem Abend in einer der vordersten Reihen. Michel Lorinser schien im Anfang etwas befangen, sie nahm an, daß er sie gesehen habe. Aber bald sang er sich frei und verriet keine außergewöhnliche Bewegung mehr. Sie selbst litt Qualen. Schon beim ersten Ton war lockender denn je die Sehnsucht nach der Kunst erwacht, der sie hatte entsagen müssen. Besonders bei den Liedern, die sie kannte, die er schon gesungen hatte, als sie noch seine Liedgenossin gewesen war, wurde

ihr weh ums Herz, daß sie manchmal meinte, es müsse ihr brechen. Wie viel hatte sie hingegeben und verloren! Und was dagegen eingetauscht? Nicht einmal die Ruhe des Gewissens! Denn erst seit sie fern von ihm war, wußte sie, daß sie ihn liebte! Priszilla hatte recht: ob sie auch ans Ende der Welt geflohen wäre, sie hatte die Ehe schon gebrochen. Und so ehrlich ihr sittliches Wollen war — darin, daß es verleugnete, wozu ihr ganzes Wesen sie hinzog, lag etwas Verlogenes und Naturwidriges. Sie wollte etwas, was sie in Wahrheit und im Grunde eigentlich nicht wollte — war das nicht an sich schon Lüge, die große Sünde wider die Natur, für die es keine Vergebung gibt? . . . .

Als nach der ersten Abteilung der Beifall Lorinsern zu einer Zugabe nötigte, trat er gerade auf jener Seite der Vortragsbühne, wo Agathe saß, bis ganz vorne hin und stimmte ein Lied an, das sie nie gehört hatte. Den volkstümlichen Worten entsprechend, war auch die Musik im Ton des Volksliedes gehalten, aber aus gewissen bestrickenden Klangwirkungen glaubte Agathe doch zu erraten, daß er selbst es gesetzt haben müsse.

Es ist ein Schnee gefallen,
Und ist es doch nit Zeit,
Ich wollt zu meiner Liebsten gan,
Der Weg ist mir verschneit.

Mein Haus hat keinen Giebel,
Es ist mir worden alt,
Zerbrochen sind die Riegel,
Mein Stüblein ist mir kalt.

Ach, Lieb, laß dich's erbarmen,
Daß ich so elend bin,
Und schleuß mich in deine Arme,
So fährt der Winter hin.

Er hatte nur sie angesehen, während er sang, nur zu ihr hingesungen, er sprach zu ihr gleichsam unter vier Augen. Er liebte sie und bekannte ihr seine Liebe, darüber hegte sie keinen Zweifel mehr. Damals, bei der Morgenveranstaltung

der Fürstin, konnte es eine Täuschung gewesen sein, diesmal täuschte sie sich nicht! Er warb um sie, er flehte zu ihr um Gegenliebe. Seine Leidenschaft war wie eine Fanfare des jüngsten Gerichts, die die ihrige wachrief aus dem Grab ihres Herzens, in das sie sie eingesargt hatte. Nun feierte sie Auferstehung . . . . .

Nun wußte sie, daß das Schicksal sich erfüllen mußte, über kurz oder lang. Ob mit oder ohne ihren Willen, ob es zu ihrem Glück war oder zu ihrem Leid — die Schuld war Notwendigkeit geworden, der sittliche Wille stand am Pranger, als heuchlerischer Leisetreter entlarvt, mit dem Brandmal der Unnatur und Lüge auf der Stirn.

Während der Zwischenpause ging eine Bewegung durch den Saal. Sonderausgaben von Zeitungen wurden herumgereicht. Die Festung Kowno und einige Forts von Nowo-Georgiewsk waren erstürmt, mehr als tausend russische Geschütze erbeutet. Gleichzeitig hatten die Österreicher wichtige Stellungen vor Brest-Litowsk genommen. Freudig flogen die Nachrichten von Mund zu Mund, man hörte die Armeeführer von Arz und Erzherzog Josef Ferdinand nennen, die Namen Hindenburg und Mackensen wurden mit Ehrfurcht ausgesprochen. Eine tiefe Genugtuung und Dankbarkeit bebten durch alle Gemüter. Gesichert wie im tiefsten Frieden saß man hier beisammen und lauschte der Musik, während fern auf russischem Boden die todesmutigen Heere ihr Blut verspritzten. So eindringlich hatte man es selten empfunden, wie ihre Tapferkeit die Heimat schirmte. Und auch Agathe empfand es in diesem Augenblick mit dankbarer Ergriffenheit. Aus weiter Ferne grüßte der Krieg, der ihr schon fast zum Abscheu geworden war, mit seiner jubelnden Siegesbotschaft in ihr durch Liebe plötzlich unerschrocken und heldenmütig gestimmtes Herz herein. Und auf einmal begriff sie wieder seine Schönheit und Erhabenheit. Begriff auf einmal wieder die entschlossene Begeisterung, mit der Albert, ohne rechts und links zu schauen, der großen Sache diente und sich ihr opferte.

Er stand jetzt bei der Armee von Arz, er hatte in seinem bescheidenen Wirkungskreis gewiß das Seinige beigetragen zu dem ruhmreichen Vordringen. Auch ihm gebührte ein Anteil an der allgemeinen Dankbarkeit. Und sie dachte an ihn mit stiller Wehmut, wie man an einen lieben Freund denkt, den man durch ein unabwendbares Geschick verloren hat, und dem man dauernd eine herzliche Wertschätzung und ein treues Erinnern bewahrt.

Ein Wort Priszillas fiel ihr ein, die gesagt hatte, Albert stehe unter einer Führung. Dasselbe galt nun auch von ihr, sie fühlte es. Willenlos hatte sie ihre Hände hingegeben. Und ihr Weg trennte sie von dem seinigen. Genau so wie Priszilla es geschildert hatte, mußten nun ihre Wege auseinandergehen, in entgegengesetzter Richtung, gerade darum, weil sie nun beide unter einer Führung standen. Aber es schien ihr nicht nötig, daß man einander deswegen mit Vorwürfen und Feindschaft züchtige. Das gegenseitige Verstehen und Begreifen wenigstens lag im Bereich der Möglichkeit, schon wegen der inneren Verwandtschaft der dunklen Mächte, die sie beide in ihren Bann gezwungen hatten. Denn die Liebe war Kraft und Mut, Hingabe und Leidenschaft wie der Krieg. Und der Krieg war wie die Liebe Wahrheit und Natur im Gegensatz zum verkleisternden Kompromiß und zur leisetreterischen Unaufrichtigkeit. Er war der ungebrochene Wille im Gegensatz zur Halbheit des Sichabfindens, und er war die Schuld, wie Liebe Schuld sein konnte, und das Unglück, wie Liebe Unglück sein konnte. Und gerade darum war der Krieg gesteigertes Leben, wie die Liebe gesteigertes Leben war, und erhabene Schönheit, wie die Liebe erhabene Schönheit war! . . . .

Der allgemeinen Stimmung Rechnung tragend, legte Lorinser am Schluß seines Abends ein Lied ein, das aussprach, was unter dem Eindruck der glänzenden Siege über die vielfache Übermacht der Feinde jeder im stillen gedacht und gefühlt hatte.

Hör uns, Allmächtiger! Hör uns, Allgütiger,
Himmlischer Führer der Schlachten!
Vater, dich preisen wir! Vater, wir danken dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten!

Das Publikum erhob sich von den Sitzen und sang mit, alle gedachten dabei der furchtbaren Not des Vaterlands, das sich von einem bis dahin unerhörten Bund des Hasses bedroht sah, und würdigten dankbar die ihm innewohnende Volkskraft, aus der im Augenblicke der Gefahr Hunderttausende von schweigsam duldenden Helden erstanden waren. Ernst und weihevoll klang die Veranstaltung in ein freudiges Bekenntnis zu jenen heiligen Gütern aus, die sich auch dem schlichtesten Herzen so willig erschließen, daß es jeden wahrhaft vornehmen Geist zu wohlfeil dünken müßte, sie in Zweifel zu ziehen.

„Darf ich Sie bis zu Ihrer Wohnung begleiten?“ fragte Friedl.

„Nein, ich danke. Ich will Lorinser begrüßen und werde vielleicht in seiner Gesellschaft zu Abend speisen.“

Mord und Tod im Herzen stürmte Friedl in die Nacht hinaus. Ein Gewitter war niedergegangen, es regnete nicht mehr, aber noch war der Himmel mit Wolken verhängt, daß man kaum die Hand vor den Augen sah. Wie ein Verrückter rannte er den Uferkai entlang, auf dem sich die Esplanade hinzieht. Er hörte die noch aufgewühlten Wellen gegen die Steinquadern branden und blieb von Zeit zu Zeit stehen, um sich über die Brüstung zu lehnen und ins schwarze Wasser hinunterzustarren, von dem man nichts sehen konnte als den weißen Schaum, mit dem die Wogen, die sich gebrochen hatten, in die Finsternis zurückrollten. So ungefähr sah es nun auch in seinem Innern aus, so dunkel war es darin und so stürmisch bewegt.

Er konnte keine Ruhe finden und lief ununterbrochen die Kaimauer auf und nieder, bis er spät in der Nacht eine größere Gesellschaft plaudernd und lachend aus dem Speisesaal des Kurhauses treten sah. Agathe befand sich darunter, auch

Lorinser glaubte er zu erkennen. Sie gingen nicht nebeneinander, und das Gespräch war ein allgemeines.

Verstohlen folgte ihnen Friedl durch die nächtlichen Straßen, indem er sich in den Schatten der Häuser drückte. Man schlug den Weg nach Agathens Wohnung ein, man begleitete sie bis zu ihrem Hause. Dort machte die kleine Gesellschaft halt, Agathe verabschiedete sich und reichte einem nach dem anderen die Hand. Für alle hatte sie ein freundliches oder scherzhaftes Wort, einem jeden sagte sie Dank für die Begleitung. Friedl fand, daß sie gegen ihn nie so huldvoll gewesen sei, und neidete es diesen unbekannten Leuten, daß sie den Abend mit ihr hatten verbringen dürfen, während er sich einsam um sie grämte. Er hörte, wie sie auch Lorinser Dank sagte und ihm versicherte, es sei ein wunderschöner Abend gewesen. Nachdem die Haustür sich hinter ihr geschlossen hatte, zog die übrige Gesellschaft mit Lorinser ab. Man ließ es sich nicht nehmen, auch ihm das Geleit zu geben; man mußte doch den gefeierten Gast noch bis zum Gasthof bringen, wo er abgestiegen war. Friedl aber rührte sich nicht vom Fleck.

Er verharrte dem Hause Agathens gegenüber in der Dunkelheit und sah zu ihren erleuchteten Fenstern empor, bis das Licht gelöscht wurde. Er hatte einmal von Fernwirkung des Willens gehört oder gelesen, darum vereinigte er jetzt so eindringlich, wie es ihm nur möglich war, all seine Willenskräfte auf den Wunsch, sie möchte beim Einschlafen noch einmal an ihn denken. Die Anstrengung, die er dabei machte, war so groß, daß er an der Wirkung nicht zweifelte und schließlich davon überzeugt war, seinen Willen durchgesetzt zu haben. Einigermaßen getröstet, begab er sich endlich nach Hause. Nun spürte er erst, wie müde er war. Die Herzensnot und das unsinnige Hin- und Herlaufen auf der Esplanade hatte ihn dermaßen erschöpft, daß er wie tot auf sein Lager sank. Aber er war stolz darauf und bildete sich ein, sich gleichsam in ihrem Dienste so müde gemacht zu haben. Und in diesem beseligenden Gefühl entschlummert, schlief er wie ein junger Gott bis in den sonnigen Morgen hinein.

Agathe hatte nach Schluß des Liederabends Lorinser im Künstlerzimmer aufgesucht, wo der Ausschuß, von dem er eingeladen war, ihn bereits mit höflichen Lobeserhebungen umringte. Sie begrüßten einander mit lächelnder Unbefangenheit; es wäre Wahnsinn gewesen, hier nicht Komödie zu spielen. Die Veranstalter baten auch Agathen zu dem kleinen Festessen, mit dem sie den Künstler zu ehren und den Abend würdig zu beschließen gedachten. Sie sagte gern zu und überließ sich ebenso wie Lorinser einer harmlos heiteren Geselligkeit. Stillschweigend waren sie übereingekommen, das, was es zwischen ihnen zu besprechen gab, für eine ruhigere Stunde zurückzustellen, und hatten für den kommenden Nachmittag einen Ausflug auf den See verabredet, den er nicht kannte, und mit dessen Schönheiten sie ihn bekannt machen wollte. Erst auf dem Heimweg in der Nacht, als der Zufall es fügte, daß sie mitten unter den fremden Menschen, die mit ihnen gingen, für einen Augenblick einander in die Nähe kamen, wechselten sie ein paar Worte vertraulicheren Gepräges.

„Haben Sie inzwischen etwas komponiert?"

„Zum ersten Mal im Leben."

„Wieso?"

„Alles Frühere verleugne ich."

„Sie hatten also eine gute Zeit?"

„O, die beste, die ein Künstler sich wünschen kann: ich wäre einfach draufgegangen, hätt' ich nicht in Tönen sagen können, was ich litt."

„Und darf ich's nicht hören?"

„Es wird sich nicht leicht eine Gelegenheit dazu bieten."

„Im Saal, wo Sie heut sangen, steht ein guter Flügel. Wir geben dem Diener ein Trinkgeld, daß er uns aufschließt. Wollen Sie?"

„Sie haben nur zu befehlen, das Werk ist Ihr eigen."

„Gut denn, morgen elf Uhr früh."

XIX.

Beim Erwachen am nächsten Morgen, noch halb in Träumen befangen, hatte Agathe das Gefühl einer unendlichen Glückseligkeit. Eine Zeitlang wußte sie nicht einmal, warum. Erst nachdem sie sich völlig ermuntert hatte, fiel es ihr ein: Michel Lorinser war da!

Es war schon spät am Morgen, der Tag von einer himmlischen Klarheit und Frische. Ganz sonntägig sah die Welt heute aus, ihr selbst war zumute, wie sie sich erinnerte, daß ihr als junges Mädchen manchmal zumute gewesen war, wenn an einem prangenden Sommerfesttag in der Zeit der Rosen irgend etwas besonders Freudiges bevorstand. Jubel im Herzen, begann sie sich anzukleiden und sich zu schmücken. Und das Lied, das Lorinser ihr zugesungen hatte, schwebte beständig auf ihren Lippen:

Es ist ein Schnee gefallen,
Und ist es doch nit Zeit,
Ich wollt zu meiner Liebsten gan,
Der Weg ist mir verschneit . . .

Ach, was mußte der arme große Junge in seinem hilflosen Kinderherzen durchgemacht haben, als sie ihm plötzlich entschwunden war! Als er mit einmal wieder allein dastand in dieser gierigen Welt, schutzlos preisgegeben mit seiner himmlischen Künstlerverlorenheit allen boshaften Nadelstichen und wütenden Hundebissen, die jeder Tag ganz besonders für jene übrig hat, von denen er weiß, daß sie wehrlos sind!

Und doch war ihr Entschluß, ihn zu verlassen, den sie, weiß Gott, selbst mit blutendem Herzen gefaßt hatte, ihm zum Segen geworden. Denn streng gegen sich und unbestechlich in seinem Urteil über die eigene künstlerische Leistung, wie er war, täuschte er sich gewiß nicht, wenn er es einmal selbst aussprach, daß das Bangen um sie, das Sehnen nach ihr seine Künstlerschaft erst zur vollen Reife gebracht habe.

Das wußte Agathe bestimmt. Und selbst wenn er das ganz Große, das Höchste, das die Zeiten überdauert, bei seinen verhältnismäßig jungen Jahren vielleicht noch nicht erreicht haben konnte — auf dem Wege dahin befand er sich sicher, davon war sie fest überzeugt. Sein Leitstern aber war die Liebe zu ihr gewesen. Was konnte sie vom Schicksal noch wünschen? Wenn es ihr nichts sonst gewährt hätte, als dies eine, so blieb sie doch hundertmal reicher beschenkt für immerdar als die meisten Sterblichen . . . .

Und dennoch beschenkte es sie noch reicher. Ein ganzes Füllhorn an Seligkeiten schien es plötzlich über sie ausschütten zu wollen. Denn hinter der Bedeutung des Kunstwerks, und wäre es das denkbar vollendetste gewesen, stand — wenn nicht für die Allgemeinheit, so doch für den einzelnen — das persönliche Erleben wohl kaum zurück. Und wenn es Agathen beglückte, daß Liebe sein Schaffen gesteigert hatte, so beglückte sie doppelt das beseligende Bewußtsein, sich geliebt zu wissen.

Hatte sie ähnliche Gefühle, so atembeklemmend und trunken machend, schon vorher einmal gekannt und erlebt? Sie verglich sie mit den Stürmen, die sie in ihrer Brautzeit bewegt hatten, in den ersten Tagen ihrer Liebe zu Albert. Aber das waren — so wollte es ihr wenigstens nachträglich scheinen — mehr irreführende Wünsche und hoffnungsvolle Selbsttäuschungen gewesen als restlose Erfüllungen. Immer hatte es innere Kämpfe dabei gegeben, ein unsicheres Schwanken der Empfindungen, ein fruchtloses Bemühen, sich anzupassen, einen beständigen Wechsel von Aufschwung und Ernüchterung. Und alle guten und lieben Worte, die Albert ihr je gegeben, konnten sich an werbender Kraft mit dem ganz wenigen nicht vergleichen, was Lorinser zu ihr gesagt hatte. Wie schlicht und überzeugend hob er, ohne das Wort Liebe in den Mund zu nehmen, die Größe seiner Leidenschaft ü... jeden Zweifel: daß er zugrunde gegangen wäre, hätte ... nicht in Tönen aussprechen können, was er litt!

Sie stand vor dem Spiegel und legte zur letzten ...

endung eine Perlenschnur um den schlanken Hals. Aber ehe sie noch die Schließe einschnappen ließ, hielt sie inne, eine Anwandlung von Aberglauben machte sie zögern. Einen Festtag wollte sie heute feiern, einen Freudentag nach all dem vielen fruchtlosen Grämen. Sie hatte diese Perlen zum Hochzeitsgeschenk von Albert erhalten, und Perlen bedeuten Tränen. Darum wählte sie statt ihrer ein einfaches, ganz schmales schwarzes Samtband. Es war nicht nur anspruchsloser, es stand ihr auch besser zu Gesicht, weil es ihre zarte Hautfarbe noch mehr zur Geltung brachte. Und während sie daran nestelte, sang sie wieder mit halber Stimme vor sich hin:

Ach Lieb, laß dich's erbarmen,
Daß ich so elend bin,
Und schleuß mich in deine Arme,
So fährt der Winter hin.

Sie hörte die Flurglocke schellen, bald danach klopfte die Hauswirtin an die Tür und reichte einen Brief herein. Agathe erkannte die ungelenke Hand des Florian Stöffler. Er teilte mit, daß er sich dieser Tage mit seiner Liebsten, der Monika, habe kriegstrauen lassen. Seiner Entlassung aus dem Heeresverband, die vorschriftsmäßig eingeleitet war, glaubte er ebenso sicher zu sein wie des Kramladens in Gmunden, den er bereits mit Ersten nächsten Monats zu übernehmen gedachte.

„So geh' ich's halt mit Gott's Hilf' schön stad an," schrieb er vergnügt: „Das Gschäftl is da, das Weib is da, und ein Kind wird auch bald da sein, was braucht der Mensch mehr zu einem glückseligen Ehestand?"

Wie damals in Baden, als der Stöffler ihr von Monikas Fehltritt erzählt hatte, empörte Agathe sich neuerdings über den Gleichmut, mit dem er sich den russischen Kuckuck ins [N]est schmuggeln ließ. Dem Kind gegenüber war es ja schön [un]d edel gehandelt, aber daß er der Monika nicht den ge[rin]gsten Vorwurf daraus machte und sogar befriedigt darüber [sch]ien, mit dem neuen Hausstand auch schon die Familie

beisammen zu haben, das konnte sie nach wie vor nicht anders denn als Kulturlosigkeit und tierische Stumpfheit empfinden. Zu denken, daß seine Verlobte sich mit einem fremden Mann, noch dazu einem Kriegsgefangenen, eingelassen hatte, während er selbst im Felde stand, vielleicht schon zwischen Tod und Leben im Lazarett lag! Hatte dieser Bauernlackel denn keine Spur von Ehre im Leib und kein Blut in den Adern? Wie damals fragte sie sich, was das für ein Mensch sein müsse, der sich so etwas bieten ließ. Und was diese Monika erst für eine Person sein mußte, die einer so abscheulichen Handlungsweise fähig war! Und wie damals entschied sie voll sittlicher Entrüstung: „Botokuden sind diese Leute!"

Aber während sie vor dem Spiegel ihren Hut feststeckte — denn es ging gegen elf, die Stunde, auf die sie mit Lorinser verabredet war — fiel ihr ein, daß Hofrätin Orlik die Monika halb und halb in Schutz genommen hatte, indem sie meinte, wer könne es wissen, ob sie den Russen nicht in ihrer Art gerngehabt hätte? „Ich halte es gar nicht für sicher," sagte Priszilla damals, „daß er für sie ein Nächstbester gewesen sei. Vielleicht hat sie ihn, wie wir es zu nennen pflegen — geliebt? . . ." Und indem sie sich daran erinnerte, sah Agathe ihr Spiegelbild über und über rot werden.

Forschend blickte sie der hübschen jungen Frau, die da hinter dem Glase sonntägig geschmückt vor ihr stand, ins Auge. Und während sie ihr ernst und vorwurfsvoll zunickte und immer tiefer errötete, traten die Verse, die ihr im Ohr klangen, seit der Brief Stöfflers sie an die Monika erinnert hatte, unwillkürlich auf die Lippen: „Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen, wenn tät ein armes Mägdlein fehlen . . . ." Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. War sie bereits schuldig geworden? Wollte sie es werden? Sie wußte von nichts. Es war gar kein bestimmter Wille in ihr, weder zum Guten noch zum Bösen; es geschah alles, was sie tat, gleichsam von selbst, wie bei einer Traumwandlerin. Ganz ernsthaft grüßte sie in den Spiegel hinein, als ob sie sich von einer fremden Dame verabschiedet hätte, und schickte sich an zu gehen.

Auf dem Tisch standen in einem Glas ein paar prachtvolle Rosen, die Friedl ihr gebracht hatte. Die nahm sie im Vorbeigehen noch rasch an sich. Und während sie sie, die Treppe hinuntersteigend, an ihrem Busen befestigte, erinnerte sie sich an die herrlichen Rosen, die Oberleutnant von Oppenheim ihr einst gesendet und die sie aus ihrem Fenster in den Mühlbach geworfen hatte. Sie sah sie plötzlich ganz deutlich vor sich, wie sie sich zögernd im Wasser drehten und schwerer wurden und mehr und mehr untersanken, während sie langsam dahintrieben und unaufhaltsam abwärtsflossen . . . .

Vor dem Kurhaus erwartete sie schon Lorinser. Er begrüßte sie ernst und einsilbig; der Diener, mit dem er bereits seine Abmachungen getroffen hatte, führte sie in den Saal und schloß sie darin ein. Ohne sich viel nach seiner Begleiterin umzusehen, schlug der junge Tonkünstler den Flügel auf, der auf der Vortragsbühne stand, und nahm daran Platz.

„Es ist eine Sinfonie in vier Sätzen," sagte er; „eine ganz simple und alltägliche Geschichte. Sie fängt mit dem Michel Lorinser an, wie er früher gewesen ist. Da treten auf einmal Sie in sein Leben. Das ist der erste Satz. Nun, und im zweiten Satz, da laufen Sie ihm wieder davon. Das ist alles. Diese zwei Sätze sind fertig. Die anderen zwei muß ich erst noch erleben. Es wird sich ja zeigen, was dabei herauskommt."

Und dann begann er zu spielen. Bei verschlossenen Türen spielte er ihr vor, ihr ganz allein, während sie mitten unter fünfhundert leeren Stühlen in einer der vorderen Reihen saß.

Mit einer sozusagen sich bäumenden Unzufriedenheit setzte gleich im Anfang eine grollende Melodie ein, die in mehrfach wiederkehrenden verminderten Akkorden ein zerrissenes Gemüt schilderte. Wie ein Hornsignal aus Höllenabgründen klang ein Aufschrei des Schmerzes dazwischen, erst vereinzelt, dann sich mehrend und ausbreitend, und verschlang sich mit dem Einleitungsmotiv zu einer sich stetig steigernden und wilder werdenden Themenreihe des Haderns mit dem Schicksal und

des Rasens gegen sich selbst. Aber wie ein schwerdunkles Kirchengewölbe, wenn durch hohe, buntverglaste Fenster plötzlich die Sonne bricht, unerwartet aufstrahlt und sich mit farbigen Lichtern schmückt, die über bewegte Stuckornamente und reiche Vergoldungen einen kaleidoskopartigen Glanz und Schimmer ausgießen, so schlich sich in die düstere Stimmung von Verzagtheit, erst nur hinhuschend, dann sich festsetzend und Raum gewinnend, ein Thema der Erlösung und seelischen Erhebung ein, das sich mit einem graziös überraschenden Wechsel der Tonart ankündigte und dadurch eine merkwürdige Überzeugungskraft und gleichsam greifbare Gegenständlichkeit gewann. Je mehr es sich entfaltete, gleichsam aufblühte zu unbeschreiblicher Anmut, um so siegreicher erhob es sich über die innere Zerrissenheit von vorhin. Aber nicht Kraft war die Wurzel seiner Macht, sondern Holdseligkeit. Es wäre überflüssig gewesen, auf das Wort, das über diesen Tönen zu schweben schien: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan,“ erst noch ausdrücklich hinzuweisen, nnd Agathe hätte Lorinsers Auge, das sich von den Tasten löste und in träumerischer Verklärtheit das ihrige suchte, nicht erst auf sich ruhen fühlen müssen, um zu begreifen, daß dies das Motiv des Weibes, der Liebe, daß es i h r Motiv sei. Es hatte so viel Süße und Reinheit in sich, daß sie sich selbst wie geläutert und gerechtfertigt erschien. Und es war auch mit so mystischem Zauber durchwoben, daß alle irdischen Gedanken davon abfielen. Indes triumphierte es freilich nicht kampflos. Zweifel und Verstimmungen tauchten auf, die der ersten Themengruppe entsprossen waren. Die männliche Eigenart wehrte sich mit überschäumendem Kraftgefühl gegen Milde und Sänftigung. Manchmal hatte es fast den Anschein, als müßten alle Versuche, die menschliche Seele mit sich selbst zu versöhnen, an eigenwilliger Verblendung scheitern. Die Unhaltbarkeit eines Zustands, d. zwischen Vernichtung und Befreiung schwebte, drängte zu Entscheidung. Ein Allegro molto. Noch einmal sammelte die Titanen der Auflehnung und des Widerspruchs sich zur

Sturm. In rasender Wut türmten sie Berge und schleuderten Felsen gegen die göttliche Gnade in Weibsgestalt, die wie die strahlende Himmelskönigin selbst in Wolken thronte. Schutz- und hilflos schien sie dem Hasse preisgegeben. Kein Donnerkeil fuhr nieder, die Bedränger zu zerschmettern. Nichts als ein Lächeln des Mitleids und Verzeihens hatte sie ihnen entgegenzustellen. Aber welch überirdischer Zauber lag in diesem Lächeln! Wie vor einem lichtstrahlenden Wunderschild prallten die Unbändigen davor zurück. Und mit geblendeten Augen zusammenbrechend und sich rücklings überstürzend, taumelten sie wehklagend in den Abgrund .... So schloß der Satz mit dem unerhörten Wunder, das nur höchstgesteigerte Kunst musikalischen Ausdrucks glaubhaft machen konnte: Titanensturz durch ein Frauenlächeln.

Auch Lorinser lächelte. „Sind Sie zufrieden?" fragte er schlicht und ohne jede Ziererei.

Sie konnte nicht aussprechen, was sie fühlte. Sie war hingerissen und überwältigt. Das Technische dieses Sinfonien-Satzes stand der Beherrschung aller Ausdrucksmittel, die Lorinser schon in der Kriegs-Suite bekundet hatte, mindestens nicht nach. Die Erfindung aber war noch reiner, quellender und ursprünglicher, die Anlage klarer und das Unerklärbare und Unerlernbare vor allem, das eigentlich Schöpferische, die absolute Schönheit und Tiefe der Themen, hatte etwas in sich, das so unmittelbar aus dem Unbewußten zum Unbewußten sprach, daß es in Worten unausdrückbar blieb.

Agathe nestelte die Rosen, die sie vorgesteckt hatte, von ihrer Brust und reichte sie ihm dar. Er nahm sie in die Hand und berührte sie mit seinen Lippen. In weltentrückter Ergriffenheit ruhten ihre Augen ineinander.

„Nun will ich Ihnen noch das Adagio spielen," sagte er, sich zusammennehmend, während er die Rosen vor sich aufs Pult legte. „Das Präludium müssen Sie sich von den Cellis ausgeführt denken."

Und in einem dunklen Pianissimo versank die Himmels-

erscheinung des ersten Satzes, wie ein friedlich beruhigtes Abendrot von nächtlich heraufziehenden Gewitterwolken bedrängt wird und wehrlos hinstirbt. Ein Thema der Sehnsucht von eigenartig rhythmischer Prägung erschöpfte sich in verzweifelten Anstrengungen, dieses Sterben zu verhindern oder wenigstens aufzuhalten — vergebens! Mit grausamer Unerbittlichkeit entschwand der Seele ihr Halt, daß sie in ratloser Vereinsamung ins Nichts starrte und nicht einmal zu einem Aufschrei mehr die Kraft fand. Ihr stumpfes Verstummen malte sich in bangen Pausen, in denen nur ganz verloren ab und zu noch einmal die enttäuschte Sehnsucht aufseufzte. Und nun lebte schleppend und zögernd, und doch nicht ohne eine gewisse erhabene Dämonie — „Flöte und Oboe!“ — rief Lorinser erläuternd Agathen zu, ein gespensterhaft kaltes Thema der Einsamkeit auf, bei dem einem völlig zu frieren anfing. Nicht um zufälliges Alleinsein handelte sich's, sondern um die Vereinsamung, die die Natur des Menschen mit sich bringt, das harte Schicksal, das darin besteht, daß wir ewig einander fremd bleiben müssen, daß keiner den anderen völlig durchdringen, ihn restlos verstehen, mit ihm in eins zusammenfließen kann. Nie hätte Agathe es für möglich gehalten, daß das Entsetzen des Vereinsamtseins auf der Welt sich so überzeugend in Tönen aussprechen ließe. Es wiederholte sich mit gewissen Abwandlungen durch verschiedene Instrumentengruppen, die es zu immer größerer Wucht steigerten, bis Lorinser schließlich, als hätte er zehn Hände, die ganze Klaviatur gleichsam zu einer einzigen Orchesterwirkung von riesigen Dimensionen zusammenfaßte. Es war, als würde die Vereinsamung des Menschen in die ungeheuren Verhältnisse des Weltenraumes hinausgetragen, als litte nicht mehr bloß eine verlorene Seele, als stöhnten und klagten Gestirne, Sternbilder, ganze Sonnensysteme unter dem gleichen Fluche, daß sie für alle Ewigkeit an ihre Bahn gefesselt blieben und darum in aller Ewigkeit nicht zueinander kommen konnten. Das seelische Erlebnis war gleichsam zu einem Welterlebnis erweitert, das Leiden der

Menschenbrust der Gesetzmäßigkeit eines Naturgeschehens untergeordnet. In gewissem Sinne lag etwas Versöhnendes darin, in jeder Hinsicht aber jene tragische Erhabenheit, die immer erst da beginnt, wo das Persönliche über seine engen Grenzen hinauswächst und im Schicksal der Allgemeinheit untergeht.

Lorinser hatte geendet und war wie vernichtet vor dem Flügel sitzengeblieben. Agathe weinte. Sie konnten jetzt nicht miteinander sprechen, das fühlten sie beide. Darum waren sie froh, als der Diener die Tür aufschloß und anfragte, ob der Saal jetzt zur Verfügung stünde? Er hatte seine ungestörte Benutzung nur auf eine Stunde zusichern können, weil um zwölf die Probe für eine Dilettantenvorstellung darin abgehalten werden sollte, die auf einen der nächsten Abende vorbereitet wurde.

„Wir sind fertig," sagte Lorinser. „Das Klavier lassen Sie stimmen, ich hab' es halb zuschanden gedroschen."

Damit drückte er dem Diener eine Note in die Hand. Sie schickten sich an zu gehen. Vor dem Kursaal reichten sie einander die Hand, sich zu verabschieden. „Auf Wiedersehen!" sagten sie beide zu gleicher Zeit. Das war alles, was sie miteinander redeten. —

Für den Nachmittag war eine Dampferfahrt auf dem See schon am Vorabend zwischen ihnen vereinbart worden. Als Ziel des Ausflugs hatte Agathe Traunkirchen in Aussicht genommen. In dem reizend auf vorspringender Landzunge gelegenen Dörfchen am See, wo sie den letzten Tag vor Kriegsausbruch mit Albert verbracht hatte, würde die Erinnerung an ihn sie unablässig umschweben, meinte sie, ihr Halt und Schutz gewähren. Ihrem Herzen konnte sie nicht mehr gebieten. Aber mit dem beseligenden Bewußtsein, zu lieben und sich geliebt zu wissen, sollte nicht zugleich auch das Häßliche in ihr Leben treten.

Konnte es etwas Verabscheuenswürdigeres geben als Untreue gegen den Gatten, der im Felde stand und den sie jeden Tag, jede Stunde in Lebensgefahr wußte?

Wenn sie aufgehört hatte, ihn zu lieben, oder wenn es eine Täuschung gewesen war, daß sie ihn überhaupt je geliebt habe, so hielt sie ihn doch als Menschen zu hoch, als daß sie ihn feig hätte betrügen können. Zu feindseligen Gefühlen gegen ihn lag kein ernstlicher Anlaß vor, und wenn sie ihn auch manchmal anders gewünscht hätte, als er war, wenn sie dies und jenes an ihm auszusetzen wußte, so war sie doch ehrlich genug, sich einzugestehen, daß auch sie nicht immer die bequemste Lebensgefährtin gewesen sei. Jedenfalls konnte sie zufrieden sein, wenn dasselbe auch für sie galt, was bei ihm zutraf: daß seine Fehler nur der Schatten waren, den seine großen Vorzüge warfen. Denn innerhalb seines geschlossenen Charakters blieb er unangreifbar, der aufrichtigsten Schätzung wert, ein Mann, der eine Gattin verdient hätte, die ihn glücklich machen konnte. Und wenn sie selbst, wie sie jetzt wußte, diese Frau nicht sein konnte, weil sie ihn nicht mehr liebte oder nie geliebt hatte, so wollte sie doch offen und wahrhaft bleiben und nicht hinterrücks Verrat an ihm üben.

Oder hatte sie ihn schon verraten? Sie leugnete es nicht: Im Reich des Unwillkürlichen war sie ihm allerdings bereits untreu geworden. Aber das war eine Sphäre, wo sie keine Macht über sich hatte, weil sie jenseits der Grenzen ihres Wollens lag. Erst diesseits dieser Grenzen, wo es ein Sollen gab, hätte das Häßliche und Verwerfliche begonnen. Auch hier mußte über kurz oder lang eine Entscheidung fallen, das war ihr wohl klar. Aber diese Entscheidung sollte in Schönheit getroffen sein, wie ihr Bund mit Lorinser von Anfang an im Zeichen der Schönheit geschlossen war. Ob bei so schweren Gegensätzen und Widersprüchen eine solche Lösung überhaupt denkbar blieb? Vorderhand vermochte sie freilich noch nicht zu überblicken, wie sie möglich sein sollte, darum strebte sie unwillkürlich danach, die Entscheidun hinauszuschieben, Zeit zu gewinnen. Fest entschlossen, alle aufzubieten, was an Kraft in ihr war, wollte sie bei alle beglückenden Seelenverwandtschaft, die sie mit Lorins

verband, stark und unnahbar gegen ihn bleiben und ihrem Manne wenigstens im Sinne der bürgerlichen Ehrbarkeit die Treue halten. Aus diesem Grunde vorwiegend war für den beabsichtigten Ausflug ihre Wahl gerade auf Traunkirchen gefallen, wo sie zum letzten Male — wenn sie von dem flüchtig auffladernden Augenblick auf den Alexandrowitsch-Anlagen bei Baden absah — an Liebesglück in seinen Armen geglaubt hatte. Aus der bekannten Umgebung, meinte sie, würde ihr Alberts Gestalt so deutlich entgegentreten, daß alles, was sie dort tat, gleichsam unter seinen eigenen Augen sich ereignete.

Während der Fahrt über den See, als der kleine Dampfer wie damals die steil abfallenden Wände des Traunsteins entlang pusterte, berührte es sie ganz merkwürdig bang und gespenstisch, daß sie nun neben Lorinser auf derselben Bank auf Deck desselben Schiffes saß, wo sie vor länger als einem Jahre an der Seite ihres Mannes dieselbe Überfahrt gemacht hatte. Ebenso wie damals arbeitete sich der Dampfer durch das flaschengrüne Wasser, ebenso wie damals zog die wie zu Glas erstarrte, sich immer gleichbleibende Stauwelle die Bordwände entlang, und der Steuermann auf der Brücke redete ins Sprachrohr und ließ die Handhaben des Rades durch seine Fäuste laufen. Sie erinnerte sich, wie Albert ihren Regenmantel, den sie leichtsinnigerweise zu Hause gelassen, in dem Augenblick, wo sie ihn vermißte, zum Vorschein gebracht hatte. Wie fürsorglich war er stets gewesen, wie ritterlich hatte er sich immer um sie bemüht! Wie ganz anders als Lorinser! Dem lagen solche Gedanken fern. Er lebte immer, als ob er allein auf der Welt wäre und in sich hineinhorche, um eine Melodie zu erlauschen, die etwa darin erklingen mochte. Was um ihn herum vorging, kümmerte ihn wenig. Am allerwenigsten wäre es ihm eingefallen, Ritterdienste zu erweisen. Er war keiner, der sich zum Dienen eignete, dagegen ließ er sich's ganz gern gefallen, wenn man ihm diente. Er bemerkte es oft kaum oder hielt es für nebensächlich und wenig beachtenswert im Vergleich zu dem Ge-

woge von Ideen, das ihn erfüllte. Er war weit entfernt von dem, was man einen liebenswürdigen Menschen oder gar einen Kavalier nennt. Aber gerade dadurch, daß er ziemlich herrisch tat, was ihm beliebte, in völliger Arglosigkeit eine gewisse Unterordnung unter seine Stimmungen oder Launen für selbstverständlich hielt und dabei immer ein bißchen dunkel und unberechenbar blieb, fühlte Agathe sich auf geheimnisvolle Weise angezogen und gefesselt. Seine Nähe war nicht so bequem und ungefährlich wie die Alberts, aber für sie unendlich viel spannender.

„Der Lautenabend gestern war mein letzter," sagte er. „Es war mein Abschied vom Publikum. Gut, daß niemand es gewußt hat, sonst wär's ohne Lorbeerkränze schwerlich abgegangen."

Für die Wohltätigkeit glaubte er nun genug getan zu haben, und zu seinem Unterhalt hatte er das Lautenspielen vorderhand nicht mehr nötig. Das Tonkünstler-Orchester bereitete für nächsten Herbst eine Aufführung seiner Kriegs-Suite vor, auch ein Verleger hatte sich gefunden, der sie stechen ließ. Er verfügte jetzt über etwas Geld; es war nicht gerade viel, aber genug, daß er sofort Rosinen im Kopfe hatte. Bei seiner Unfähigkeit, Berechnungen aufzustellen, meinte er wenigstens ein paar Jahre lang sorglos davon leben und sich ausschließlich dem künstlerischen Schaffen hingeben zu können. Das öffentliche Auftreten war ihm ohnedies manchmal hinderlich dabei gewesen. Er hatte es überhaupt mehr aus Nötigung des Geldverdienens als aus Lust an der Sache betrieben.

„Nur die Zeit, wo Sie mitgetan haben, hat es mir Freud' gemacht," sagte er. „Wie Sie aber auf einmal fort waren, da hätt' ich die Klampfen am liebsten an die Wand geschmissen."

Agathe suchte ihn auszuholen, wie er nach ihrer Flucht aus Wien eigentlich gelebt hätte.

„Erst wie ein Hund, dann wie ein Herrgott."

„Wieso?"



„No, wie der Seelenkater einmal zu musizieren angefangen hat, dann war ich schon wieder obenauf. Sie, gnä' Frau, wenn dieses Adagio nicht erlebte Musik ist, dann ist auch die Neunte aus dem Handgelenk gemacht."

„Es ist ein Werk, das bleiben wird!" sagte Agathe mit vollster Überzeugung.

„Hoffen wir's. Teuer genug ist es erkauft. Ich sag' Ihnen, das waren traurige Täg'! Einen ordentlichen Stoß hat's mir schon gegeben, wie Sie auf einmal fort waren!"

„Waren Sie mir bös?"

„Aber keine Spur! In lichten Augenblicken seh' ich's ja selber ein .... Dann muß ich immer an das Bild denken, das über Ihrem Flügel hängt."

Es hingen mehrere Bilder über ihrem Flügel, sie wußte nicht, welches er meine.

„Ich meine das Elferl, das auf einem Schilf oder Rohr hinaufklettert und sich oben vom Wind schaukeln läßt. Und der verliebte Bär möcht' ihr gern nachklettern und kann nicht, weil das Schilf viel zu zart und schwank und er selbst viel zu schwer und plump ist. Und so sitzt er halt unten und macht sehnsüchtige Augen nach ihr hinauf und ein dummes Gesicht dazu."

Sie schwiegen beide und blickten ernst und traurig ins grüne, dunkle Wasser. Agathe dachte: „Wenn er wüßte! ...."

Er jammerte sie in tiefster Seele. Sie machte sich Vorwürfe, ihm Schmerz bereitet zu haben, und pries sich doch glücklich, daß sie eine Leidenschaft hatte einflößen können, aus der sich Kunstwerke von bleibendem Wert ans Licht rangen. Sie mußte an sich halten, um nicht in Tränen auszubrechen, aus Mitleid mit ihm und aus Glückseligkeit, weil sie liebte und sich geliebt wußte. Ach, wenn er geahnt hätte, wie oft sie während der letzten Wochen an ihn gedacht, wie sie jede Stunde mit ihm gelebt hatte!

Schon hatte sie es auf den Lippen, zu sagen: „Ich bin in Gmunden ebenso vereinsamt gewesen wie Sie in Wien." Aber sie unterdrückte es.

Es wäre eine allzu deutliche Sprache gewesen. Noch blieb sie ihres Vorsatzes eingedenk, Zurückhaltung zu üben und sich zu beherrschen.

XX.

Nachdem sie in Traunkirchen ans Land gestiegen waren, gingen sie auf demselben Wege den See entlang, den Agathe damals auch mit Albert eingeschlagen hatte.

Besinnlich wandelten sie zwischen den Gräbern des einzig schönen, über dem Wasser gelegenen Friedhofs, der ihr mit seinen blühenden Rosen wie eine Insel der Seligen erschienen war. Es fiel ihr ein, wie sie zu ihrem Mann gesagt hatte, gerade hier, wo jeder Schritt an Tod und Vergänglichkeit mahne, möchte man nur umso heißer an die Liebe denken. Und sie zeigte Lorinser den Grabstein der jungen Braut- und Liebesleute, die bei der Überfahrt von einer ländlichen Tanzunterhaltung am anderen Ufer in den Sturm geraten und im See ertrunken waren.

„Wer sich geliebt weiß, sollte nicht zugrunde gehen dürfen," sagte er aus seiner düsteren Verschlossenheit heraus. „Es sind genug da, die niemand gern hat; für die bleibt es noch die angemessenste Beschäftigung: sich begraben zu lassen."

Sie hatte den Eindruck, daß Bitterkeit sein Herz erfüllte. Er konnte ja nicht ahnen, was in ihr vorging, und deutete die absichtlich betonte Zurückhaltung und scheinbare Unbefangenheit, zu der sie sich zwang, vermutlich als Herzenskälte, wie er ihr plötzliches Verschwinden aus Wien als stolze Absage und schnöde Gleichgültigkeit gedeutet haben mußte.

Und dann saßen sie nebeneinander auf dem Felsen am Wasser, den Albert den Antlaßstein genannt hatte, und der Traunstein, jener wuchtige Gebirgsstock am gegenüb liegenden Ufer, dessen Felswände fast senkrecht aus de gründunklen Wasser aufstiegen, schmückte sich wie dama im Abglanz des Abendrots mit Purpur. Eine lauschen

Stille umgab sie, als ob sie fern von allem Menschengetue Seite an Seite durchs weite Weltall flögen. Nur die Wellen, die zu ihren Füßen an den Strand gluckſten, raunten ihnen Liebesseufzer der Erde zu. Da wurde Agathen bang ums Herz, sie fühlte ihre bis dahin bewahrte Ruhe und Sicherheit entgleiten, und ein Gefühl von Angst stieg in ihr auf, ob sie sich nicht zu viel zugetraut hätte.

„Von da drüben soll mal einer herübergeschwommen sein, zu seiner Liebsten," sagte sie befangen, nur um überhaupt etwas zu sagen.

„Von da drüben —? Und kam er ans Ziel?" fragte Michel Lorinser mit grollender Anzüglichkeit; „oder hat sie ihn in die Wellen zurückgestoßen und die Flucht ergriffen?"

Verwirrt und gekränkt sah Agathe ihn an: „Was glauben Sie von ihr? Wie gerne hätte sie ihn mit offenen Armen empfangen! Denn sie liebte ihn .... Aber es hing nicht von ihr ab, das Verhängnis wollte es anders, sie konnten nicht zueinander kommen. Hier an dieser Stelle, heißt es, soll der See seine Leiche ans Land geworfen haben. Und sie stürzte sich vom Söller des Klosters, das einst da stand, in die Tiefe und zerschellte auf dem Felsen, auf dem wir sitzen."

„Hm — so war das Wasser wieder einmal zu tief!"

Und nach einer Weile begann er mit halber Stimme vor sich hin zu singen:

Lieb Herze, kannst du nicht schwimmen?
Lieb Herze, so schwimm zu mir!
Drei Kerzen will ich aufstecken,
Und die sollen leuchten dir.

Das hört' eine falsche Nonne
In ihrer Schlafkammer, o weh!
Die Kerzen tät sie auslöschen,
Lieb Herze, wie tief ist der See!

„Agathe!" rief er, sich plötzlich unterbrechend. „Wie soll das aushalten? Haben Sie mich doch nur ein bissel lieb!"

Bestürzt blickte sie zu Boden. Sie fuhr sich mit allen zehn



Fingern ins Haar, die Handflächen gegen die heißen Schläfen pressend. Sie fühlte, wie er den Arm um sie legte und sie an sich zog. Mit geschlossenen Lidern ruhte sie ein paar Augenblicke an seiner Brust. Dann löste sie sich zögernd los und wollte von ihm abrücken. Aber er umfing sie aufs neue und leidenschaftlicher als früher. Ein Kuß brannte auf ihrem Mund. Da warf sie ihre Arme um ihn und drückte ihn an sich. Ihre Lippen boten sich dürstend den seinigen dar. In seliger Liebestrunkenheit hielten sie einander umschlungen. Und im berauschenden Wirbel glühender Küsse vergaß Agathe ihrer selbst und aller guten Vornahmen, mit denen sie hierhergekommen war, völlig überzeugt in diesem Augenblicke, daß ein Schicksal sie einander bestimmt und in die Arme gezwungen habe .... Aber noch einmal belebte das mahnende Gewissen ihren bereits überrannten und nur gleichsam noch durch künstliche Atmung sich aufraffenden Widerstand.

„Was fällt Ihnen ein?" stammelte sie, plötzlich wie aus einer Betäubung auffahrend und ihn mit beiden Händen von sich fortdrängend.

Aber er spürte, daß sie bezwungen war. „Agathe!" rief er aufjubelnd und schloß sie neuerdings in seine Arme.

Da sank sie ihm abermals an die Brust, die Sinne wollten ihr vergehen vor Glückseligkeit und rasender Leidenschaft. Sie fühlte sein Herz an dem ihrigen pochen und konnte nichts mehr denken, als daß sie ihn liebte und ihm angehören wollte. Und während sie sich abermals umschlungen hielten und ihre Lippen in brennenden Küssen vereinten, fühlten sie sich wie erhoben über ihr eigenes Schicksal und gleichsam einem dunklen Weltenwillen untertan, der Führung und Verantwortung an ihrer Statt übernommen hatte. Es war, als hätten die Geister des abgeschiedenen Liebespaares, die diesen Ort umschwebten, Gewalt über sie gewonnen, daß sie in blinder Verzückung ihrer selbst und der Gegenwart vergaßen, völlig unbewußt jener heißen Sehnsucht hingegeben, mit der das ungeborene Leben der Zukunft unaufhaltsam in die Erscheinung drängt ....

Aber so wie damals geschah es, daß plötzlich ein Schritt, der durch den Kies des Weges knirschte, Agathen aufschrecken machte. Und wie einst aus Alberts, so scheuchte er sie jetzt aus Lorinsers Armen. Bestürzt und beschämt sich losreißend, sah sie eine dunkle Gestalt den schmalen Uferpfad herankommen. Es war derselbe junge Priester, den Albert damals in ein Gespräch verwickelt hatte, und der vermutlich jeden Abend den einsamen Weg am Wasser aufsuchte, um ungestört sein Brevier zu beten. Barhaupt, im schwarzen Talar, näherte er sich langsam, anscheinend ganz in das Büchlein vertieft, das er in den Händen hielt, und in dem er zu lesen schien. Erst knapp vor der Wegbiegung am Antlaßstein hob er den Kopf und ließ einen aufmerksamen Blick über Agathe hingleiten, die über und über errötet war. Und nachdem er, ohne seinen Schritt zu hemmen, mit einem stummen Neigen des unbedeckten Hauptes gegrüßt hatte, setzte er, unbeirrt weiterlesend, seinen Weg fort, in der Richtung gegen den Friedhof. Keine Miene, keine Bewegung hatte darauf hingedeutet, daß er sie wiedererkannt habe wie sie ihn. Aber Agathe hielt es dennoch für wahrscheinlich. Und sie wäre am liebsten in den Boden gesunken vor Scham und Verzweiflung.

Wie die verkörperte Stimme des Gewissens war diese schwarze Gestalt in ihrem tiefen schweigenden Ernst an ihr vorübergezogen. Sie atmete förmlich auf, als sie sie hinter der Eingangspforte des Friedhofs ihren Blicken entschwinden sah. Unwillkürlich noch weiter von Lorinser abrückend, ließ sie ihr Auge unstet über den Spiegel des Sees hinweg in die Ferne irren, als suche sie eine Möglichkeit, von hier fortzukommen. Unglaublich rasch verloderte drüben auf dem Traunstein das letzte Abendrot und wurde blässer und blässer. Und plötzlich war die glühende Pracht erloschen. Fahl und grau wie ein vergrämtes Greisenantlitz stand der Felskoloß gegen den stumpf gewordenen Abendhimmel. Agathe zog ihren Spitzenumhang um die Schultern zusammen. Sie fröstelte . . . .

Schreiendes Weh im Herzen, saß sie unbeweglich da und sah die fast schwarz gewordenen Wellen tanzen. Ihr schauderte vor ihr selbst. Hier an dieser gleichen Stelle hatte sie — es war nicht viel länger her als ein Jahr — in beseligter Liebestrunkenheit ihren Gatten umfangen. Und nun war alle Leidenschaft für ihn erloschen! Aus der Asche aber schlugen neue Flammen, unendlich viel heißere Flammen der Leidenschaft noch — für einen fremden Mann, den sie damals nicht einmal gekannt hatte! Und alles, alles — Treue, Ehrbarkeit und Ruf, gesichertes Dasein, Glück und Leben war sie bereit, hinzugeben, nur um jenem inneren Gebot zu gehorchen, das ihr sagte, daß sie ihm angehören müsse.

Abermals begann Lorinser leise zu singen:

Er warf sein Netz ins Wasser,
Die Lote sanken zu Grund,
Er fischte und fischte so lange,
Bis er den Königssohn fund.

Da nahm die Königstochter
Vom Haupt die goldene Kron:
Sieh da, wohledler Fischer,
Da ist der verdiente Lohn . . .

Ein langgezogener, ohrzerreißender Ton unterbrach ihn, das Heulen einer Dampfsirene, das gerade so wie damals über den See gellte und in allen Felswänden der Uferberge widerhallte. Sie mußten sich beeilen, das Schiff zu erreichen, das sie nach Gmunden zurückbringen sollte.

Einsilbig saßen sie während der Überfahrt nebeneinander auf Deck. Agathens Seele war aufgewühlt. Sie dachte an den Abend, wo sie — es war ihr, als sei es gestern gewesen — den gleichen Weg auf demselben Dampfer an Alberts Seite zurückgefahren war, unter dem beklemmenden Eindruck, den die erste Nachricht von der drohenden Kriegsgefahr auf si- gemacht hatte. Die alte Näherin im Gnadenwaldhaus w ihr dabei eingefallen, welche ihr in ihrer Kindheit von eine glühenden Besen erzählt hatte, der am Himmel erschiene

sei, und das hätte Krieg bedeutet. Und sie erinnerte sich, wie sie unwillkürlich den Blick erhoben und den ganzen Himmel abgesucht hatte, ob kein unheilkündendes Feuerzeichen sich darauf zeigen würde. Aber sie hatte nichts Ungewöhnliches entdecken können, nur der Abendstern funkelte und glitzerte in seltenem Glanz.

Der stand nun auch heute an derselben Stelle und flackerte und lohte, bis er gänzlich aufgezehrt und zu Schlacke gebrannt sein würde. Und dieses ganze Jahr her hatte er, aus seiner Höhe niederschauend, das gleiche zehrende Feuer da unten wüten sehen, das Hab und Gut und Glück und Leben von Tausenden und Abertausenden in Asche legte. Und nun sah er auch in ihrem eigenen Herzen die Flammen auflodern, die einst die Herzen der Liebenden vom Antlaßstein ergriffen und mit tödlicher Leidenschaft aufgezehrt hatte. Gab es wirklich, wie die Alten annahmen, geheimnisvolle Zusammenhänge zwischen den Gestirnen und den Schicksalen der Menschen? Und war all dies Glühen und Lohen und Sichverzehren da unten auf der Erde vielleicht ebenso taub und bewußtlos, wie das des Liebesterns im Weltenraum der unerreichbaren Fernen? Wozu ereignete es sich bloß? Wozu? Was hatte es eigentlich für einen Zweck? Und wäre es wirklich unvermeidbar gewesen? Was fiel den Menschen ein, daß sie immer wieder darauf bestanden, Leid und Not herauszufordern, statt sich in enger Friedfertigkeit tugendfroh zu bescheiden?

Ach ja, vor Jahresfrist, als sie mit ihrem Mann über den See fuhr, da war ihr der Krieg als eine mutwillige Herausforderung des Schicksals erschienen, sie hatte seine Notwendigkeit nicht eingesehen, nur Menschenwitz und Menschentorheit hatten ihn nach ihrer Meinung verursacht. Nun aber verstand sie Lorinsern vollkommen, wenn er damals auf der Matinee bei der Fürstin, als er einem Musikfreund seine Kriegs-Suite erläuterte, Zweifel darüber geäußert hatte, ob es möglich sei, den Krieg durch guten Willen aus der Welt zu schaffen. So lange es überhaupt noch Leidenschaften,

Stolz und Zorn, Haß und Liebe, so lange es einen Willen und eine Schuld gebe, hatte er gesagt, so lange müsse es auch Gegensätze und Kämpfe geben. Sie vermeiden und überwinden, hieß die Leidenschaften meiden und das menschliche Herz selbst überwinden. Und das bedeutete so viel wie das Höchste und Schönste verleugnen, das uns geschenkt ist: das Leben!

Ganz eindringlich begriff sie es jetzt plötzlich aus eigenster Erfahrung heraus. Denn in ihrem Herzen regte sich sündige Liebe, die einen Eingriff in Alberts Rechte bedeutete. Damit war der unlösbare Widerstreit schon gegeben. Was immer sie beginnen mochte, ein befriedigendes Ende blieb ausgeschlossen. Denn angenommen, sie folgte ihrem Herzen, so war es Pflichtverletzung und Schuld. Kämpfe mußten daraus hervorgehen, innere und äußere Kämpfe, dasselbe im wesentlichen, was man im Leben der Völker den Krieg nennt. Bezwang sie sich aber und brachte es über sich, ihre Neigung zu unterdrücken — was dann? Dann blieb freilich, wenigstens äußerlich besehen, der Friede bewahrt. Aber es war ein durch gewundene Zugeständnisse erkaufter, aus freiwilliger Unfreiheit hervorgegangener, mit Sonne und Freudigkeit unvereinbarer Friede. Denn es blieb eine Absage an die natürlichen Regungen des Herzens, ein nüchternes Sichabfinden mit der Bequemlichkeit, ein Sieg der hausbackenen Moral über den großen Aufschwung der Seele und eine lederne Unwahrhaftigkeit, der ein Stück heißen und blühenden Lebens zum Opfer fiel. Stand es ihr überhaupt frei, zu wählen? Und wenn es nicht Selbsttäuschung war, daß sie aus freiem Willen die Entscheidung treffen durfte — konnte ihre Wahl auch nur einen Augenblick lang schwanken?

So wenig wie das Liebespaar vom Antlaßstein, so wenig wollte auch sie das Leben verraten. Mochte der junge Geistliche im schwarzen Talar von ihr denken, was ihm beliebte schlimmer als sie es verdiente, konnte er unmöglich von ih denken. Denn wenn das, was sie noch an Albert fesselte nichts anderes mehr war als Pflicht, so wog es kaum schwe

genug, um die Wagschale des Gewährens und Versagens auf die Dauer im Gleichgewicht zu halten. Und was hätte dann noch zugunsten des landläufigen Sittengesetzes den Ausschlag geben können als höchstens das Gewicht des Herkommens, der gesellschaftlichen Rücksicht, mit anderen Worten: die Feigheit? Nein! In solcher Stickluft würde es ihr den Atem verschlagen haben. Nur der ungebrochene Wille des Herzens wies den Weg ins Freie und auf die Höhe! Nur die Leidenschaft, ob sie auch von Leiden untrennbar blieb, war Befreiung und Erlösung! Denn sie war die Wahrheit und das Leben, war die Natur selbst, die zu verleugnen kleinmütig und betrügerisch und jene große Sünde wider den Geist gewesen wäre, von der Priszilla gesagt hatte, daß sie die einzige sei, für die es keine Vergebung gebe: die himmelschreiende Lüge des Herzens!

Ohne sie in ihren Gedanken zu stören, hatte Michel Lorinser während der ganzen Fahrt kaum mehr als ein paar Worte mit ihr gewechselt, und auch diese bezogen sich nur auf gleichgültige Gegenstände. Glaubte er seiner Sache schon so sicher zu sein, daß er mit voller Beruhigung dem Augenblick entgegensah, wo ihre Liebe ihm als reife Frucht in den Schoß fallen würde? Oder legten nachträglich rege gewordene Bedenken ihm Zurückhaltung auf? Beide Möglichkeiten, eine jede in ihrer Weise, hatten etwas Beunruhigendes für Agathen, und als sie, da der Dampfer sich bereits Gmunden näherte, in der hereinbrechenden Dämmerung jenes traute Haus auf dem Hügel über Schloß Ort liegen sah, um das sich ihre und Alberts holdesten Zukunftsträume gerankt hatten, da versagte ihr plötzlich wieder die Entschlossenheit, und neuerdings sann sie auf Mittel, die Entscheidung hinauszuschieben, um Zeit zu gewinnen, ehe sie alle Brücken hinter sich abbrach. Aber sie konnte nicht mehr wollen, was sie im Grunde eigentlich nicht wollte, und als nun Lorinsers Hand verstohlen die ihrige suchte, brachte sie es nicht über sich, sie ihm zu entziehen. Schon bei der ersten Berührung war sie ihm ohne Vorbehalt zurückgewonnen, und ihr Herz pochte in freudiger

Erregung, nur weil sie ihre Hand in der seinigen ruhen fühlte. Sie wußte jetzt, daß die Entscheidung längst nicht mehr bei ihr stand.

„Wo sehen wir uns diesen Abend?" drängte Lorinser.

Ein Kranz von Lichtern, lag das Städtchen Gmunden, in weitem Bogen um die abenddunkle Bucht gelagert, vor ihnen. Der Dampfer näherte sich dem Hafen. Sie kamen überein, daß sie in irgendeiner verborgenen Gartenwirtschaft, wo niemand sie kannte, gemeinsam zu Abend speisen würden. In einer Stunde sollte er sie in ihrer Wohnung abholen. Und sie freuten sich wie die Kinder auf dies vertraute Beisammensein. Beide hatten sie das Gefühl, daß es ein ganz klein wenig an eine Hochzeitsreise erinnern würde. Sie sprachen es nicht aus, aber ein leiser Hauch des Unerlaubten, der über der Verabredung zu schweben schien, verlieh ihr in ihren Augen doppelten Reiz.

Die Maschine des Dampfers setzte aus, das Schiff verlangsamte seine Bewegung und schickte sich an, den Landungspier anzulaufen.

„Also, dann auf Wiedersehen!" flüsterte Lorinser in freudiger Erwartung.

Mit heißer Inbrunst drückte er ihre Hand, und sie erwiderte seinen Händedruck. Das heimliche Einverständnis hatte etwas Beseligendes, sie blieben auch, während der Dampfer anlegte, noch ein paar Augenblicke sitzen und ließen ihre Hände ineinander ruhen. Es beglückte sie, schon aus dem Grunde, weil es verstohlen geschehen mußte, sich immer wieder durch einen Druck der Hand das stumme Geständnis zu erneuern, das mehr als Worte die Erfüllung ihrer geheimsten Wünsche gewährleistete. Erst als das Schiff ganz stille stand und die Leute nach dem Ausgang drängten, erhoben auch sie sich, um an Land zu steigen und sich für eine kurze Spanne Zeit zu verabschieden.

Indes sollte der Abend, der ihnen soviel versprochen hatte, ein ganz anderes Antlitz zeigen als das erwartete. Denn zu Hause, auf Agathens Zimmer, lag ein Brief auf dem Tisch,

der wie ein Verhängnis nur darauf zu warten schien, entscheidend in ihr Leben einzugreifen.

Es war ein Brief von unbekannter Hand; sie erstarrte, als sie ihn erblickte. Ein Feldpostbrief von unbekannter Hand! Konnte der etwas Gutes bringen? Mit zitternden Fingern riß sie den Umschlag auf, angsterfüllt taumelte ihr Auge über die beschriebenen Seiten hin und stürzte sich auf die Unterschrift. „K. u. k. Oberst" stand unter dem ihr unbekannten Namen. Das mußte Alberts neuer Regimentskommandant sein. Mein Gott! Was bedeutete das? War er verwundet? War er gefallen? Tot? Das Herz stand ihr still. Es vergingen Minuten, ehe sie imstande war, zu lesen.

Als sie sich aber endlich dazu entschlossen hatte, da brach sie völlig zusammen unter der Wucht dieser Unglücksnachricht. Ach du lieber Himmel! Das war ja fast fürchterlicher, als wenn er gefallen, beinahe entsetzlicher, als wenn er tot gewesen wäre! Vermißt! Unauffindbar! Von einem waghalsigen Unternehmen nicht mehr zurückgekehrt! Auf einer Streifung hinter die russischen Linien geraten! Seither wußte man nichts mehr von ihm!

Aber vielleicht befand er sich wenigstens in Gefangenschaft? Das wäre ja schlimm genug, aber noch immer nicht das schlimmste gewesen. Nun, die Möglichkeit blieb nicht gerade ausgeschlossen, aber Wahrscheinlichkeit bestand für eine solche Annahme kaum. Die wenigen Teilnehmer an dem unglücklichen Abenteuer, die überhaupt, wenn auch größtenteils verwundet, zurückgekehrt waren, hielten es sogar für ausgeschlossen. „Das Kreuzfeuer," schrieb der Oberst, „war leider zu heftig, als daß wir uns an die Hoffnung klammern könnten, unser teurer, unvergeßlicher Kamerad sei lebend in die Hände des Feindes gefallen."

So stand es im Brief. Wie so ein Stück Papier, mit ein aar Schriftzügen bedeckt, auf einmal die ganze Welt verndern kann! . . . .

Nach einer Stunde fand Michel Lorinser sich ein, sie zum Abendessen abzuholen, wie verabredet. Sie ließ ihn nicht

abweisen, sondern im Gegenteil sogar auf ihr Zimmer bitten. Ohne ein Wort zu sagen, gab sie ihm den Brief zu lesen. Dabei blieb sie wie erstarrt auf dem Sofa sitzen, während er, unter dem Deckenlicht stehend, die Unglückszeilen entzifferte. Sie sah, wie die Hand, die das Blatt hielt, zu zittern begann, während er sich mit der anderen unruhig und in steigender Erregung durchs Haar fuhr.

„O ich Schubjack!" schrie er auf. Der Brief entglitt seiner Hand und flatterte zu Boden. „O ich Schubjack!" schrie er noch einmal, sich mit der Faust vor die Stirne schlagend. Und aufbrüllend wie ein verwundetes Tier, warf er sich schluchzend vor ihr auf die Knie, sein Gesicht wie ein Wahnsinniger in ihren Schoß vergrabend.

Sie hatte sofort begriffen, wie er es meinte, sie verstand nur zu gut, was in ihm vorging. Dem aller Voraussicht nach bereits Verewigten, fürs Vaterland Gefallenen, hatte er rauben wollen, was sein eigen war! Das Unrecht, einem vermeintlich Lebenden angetan, dem man gleich gegen gleich gegenüberstand, wuchs zu ganz ungeheuerlicher Gestalt auf, einem Wehrlosen und Toten zugefügt.

In rasendem Schmerz lag Lorinser zu ihren Füßen. Er wütete gegen sich selbst und gegen das Schicksal. Er mochte fühlen, was auch sie fühlte: daß nun der Geist eines Abgeschiedenen zwischen ihnen stand, der sie für immer trennen mußte. Das war ihr vom ersten Augenblick an unumstößliche Wahrheit gewesen. Sie wußte es: nun war alles zu Ende! Einem Lebenden hatte sie die Treue brechen wollen, einen Toten hatte sie verraten. Darüber würde sie nie und nimmer hinwegkommen!

Wie eine schmerzvolle Mutter streichelte sie ihrem Mitschuldigen, diesem großen ungeschlachten Kinde, das nun von seinem Schuldbewußtsein fast erdrückt wurde, übers Haar. Sie hatte keine Tränen, sie hatte auch keinen Trost. Es war ihr unmöglich, ihm zu zürnen, aber sie wußte, daß sie von diesem Augenblick nichts mehr mit ihm gemein haben konnte. Es war überflüssig, sich in Erörterungen zu er-

schöpfen. Sie verstanden einander, auch ohne erst Worte darüber zu machen. Als Lorinser sich ausgetobt hatte und vom Boden aufstand, reichte sie ihm die Hand.

„Leben Sie wohl!“ sagte sie müde. Nichts weiter.

Er beugte sich nieder, er bedeckte ihre Hand mit Küssen, benetzte sie mit Tränen. Und dann stürzte er wie ein Wahnsinniger aus dem Zimmer. —

Tags darauf reiste Agathe nach Wien ab. Friedl begleitete sie auf den Bahnhof und reichte ihr die Reisetasche ins Abteil. Er hatte Qualen der Eifersucht ausgestanden wegen Michel Lorinser. Nun gewährte es ihm süßen Trost, daß er der einzige war, der ihr in ihrem tiefen Leid zur Seite stehen durfte. Er bemühte sich, ihre Hoffnung aufrechtzuerhalten. Von ihm war der Gedanke ausgegangen, sie möge bei den amtlichen Stellen Erkundigungen einziehen. Er wurde nicht müde, ihr von Fällen zu erzählen, wo schlimme Nachrichten sich nachträglich als falsch erwiesen hätten. Am liebsten wäre er mitgefahren, um ihr alle lästigen Gänge abzunehmen.

„Falls ich nichts erfahren kann,“ sagte sie, „so komme ich vielleicht wieder.“

Er billigte ihr Vorhaben und meinte: „Wenn mich einmal etwas Schweres trifft, so weiß ich bestimmt, daß ich mich nach dem Traunsee sehnen werde. Seine Berge sind so ernst und das Wasser so dunkel.“

Sie seufzte und fuhr ihm mit wehmütigem Lächeln übers kurzgehaltene Haar, wie sie es sonst im Scherz getan hatte.

„Ich könnte die vielen Menschen in der Stadt auf die Dauer nicht vertragen. Und hier, weiß ich, find' ich einen verstehenden Freund.“

Friedls Auge leuchtete auf, er küßte ihr zum Abschied die Hand.

„Wenn Sie wiederkommen, rudere ich Sie täglich auf den See hinaus. Und dann rede ich auch nicht ein einziges Wort. Nur die Wellen sollen Sie rauschen hören, das wird Ihnen wohltun.“

Mit Tränen in den Augen nickte sie ihm zu. Der Zug

setzte sich in Bewegung. Er stand noch lange auf dem Bahnsteig und winkte mit dem Taschentuch.

Dann ging er traurig an den See hinunter, setzte sich ans Ufer und weinte.

XXI.

Die Auskunft, die Agathe in Wien erhalten hatte, lautete nichts weniger als tröstlich. Man konnte ihr keine Hoffnung machen. Die amtliche Verlustliste, in die ihr Einblick gewährt worden war, verzeichnete Alberts Namen unter den Vermißten. Daneben stand der Vermerk: „Wahrscheinlich gefallen!" Es wirkte niederschmetternd auf sie, die traurige Tatsache mit eigenen Augen schwarz auf weiß gleichsam unter militärbehördlicher Bestätigung festgelegt zu sehen. Erst jetzt wurde sie sich dessen recht bewußt, daß sie bis dahin noch immer nicht ganz ernsthaft daran geglaubt hatte.

Ein besonderer Umstand, der außerdem noch hinzutrat, drückte ihr den Stachel nur desto tiefer ins Herz. Es hatte nämlich nur an einem Haar gehangen, daß alles ganz anders gekommen und das Verhängnis aller Wahrscheinlichkeit nach von Albert abgewendet worden wäre. Denn in derselben Stunde fast, wo er den todesmutigen Ritt unternahm, war, wie sie jetzt erfuhr, seine Ernennung zum Major unter gleichzeitiger Versetzung zu einem anderen Truppenkörper an ihn abgegangen. Nur um einen halben Tag früher, so hätte die Nachricht ihn noch erreicht, und er wäre voraussichtlich am Leben geblieben, weil er sich dann sofort seinem neuen Kommando zur Verfügung stellen und jene verhängnisvolle Streifung hätte unterlassen müssen, zu der er sich freiwillig gemeldet hatte.

Der General, der ihr diese Mitteilung machte, ein wohlwollender alter Herr, der Albert persönlich gekannt ha[tte,] versuchte ihr, da jeder andere Trost versagte, wenigst[ens] vom militärischen Gesichtspunkt aus einige schwache Tröstur zu spenden.

„Die Beförderung zum Stabsoffizier," sagte er, „bedeutet eine ganz besondere Auszeichnung für einen so jungen Rittmeister, wie Ihr Gemahl es war. Leider ist es ihm ja nicht mehr vergönnt gewesen, sich darüber zu freuen. Sie aber können stolz darauf sein, gnädige Frau, einen solchen Gatten besessen zu haben. Betrachten Sie die ehrende Anerkennung seiner Verdienste gleichsam als ein Lorbeerreis, mit dem wir sein Heldengrab schmücken."

Agathe aber fühlte zu weiblich, als daß sie jetzt hätte stolz sein können. Sie litt unter dem peinigenden Gedanken, daß jene kleine Verschiebung unbedeutender Umstände, die genügt haben würde, das Unglück abzuwenden, gleichsam wie in stumpfer Sinnlosigkeit zufällig *nicht* eingetreten war. Und immer wieder sagte sie sich, daß diesem Schicksal Vernunft und Notwendigkeit fehlten.

Während der wenigen Tage, die sie sich in Wien aufhielt, hatte Priszilla, die ihre Anwesenheit ahnte, sie in ihrer Wohnung aufgesucht. In der Zeitung war sie unter den Vermißten auf Alberts Namen gestoßen. Selbst Leidtragende und aufs tiefste betrübt, kam sie, ihre Teilnahme auszusprechen. Niemand außer Agathen selbst hatte wie sie Alberts Wert gekannt.

„Wir sind beide ärmer geworden," sagte sie. „Es bleibt uns nichts als der karge Trost, sein Bild mit den Blumen und Kränzen unserer Erinnerung zu schmücken."

„Mir ist es, als wär' sogar dieser Trost mir verwehrt," antwortete Agathe. „Denn er steht mir als ein Zürnender vor Augen, der meine Trauer zurückweist."

Wie stets in Priszillas Nähe, so empfand sie auch jetzt eine unabweisbare Nötigung, ihr Innerstes in voller Wahrhaftigkeit vor ihr auszubreiten. Sie konnte keine Geheimnisse vor ihr haben.

„Mein Herz hatte sich längst von ihm gelöst," sagte sie, „ich liebte einen anderen. Ich war entschlossen, mein Liebesglück zu erkämpfen, wenn nötig *gegen* ihn, vielleicht sogar es zu stehlen hinter seinem Rücken. Nun hat er mich ent-

waffnet und zu sich zurückgezwungen. Mehr als je bin ich fortan sein eigen. Er aber wendet jetzt sein Antlitz von mir und lehnt meinen Schmerz ab, den er nicht gelten lassen will. Warum? Zweifelt er an seiner Aufrichtigkeit? Ich weiß es nicht. Aber ich fühle, daß er mich streng von sich weist und nichts mehr von mir wissen mag. Und ich werde noch daran sterben, daß er mich nicht für würdig hält, um ihn zu trauern."

Die Hofrätin, durch die unerwartete Eröffnung schmerzlich bewegt, aber gewohnt, sich mit gegebenen Tatsachen abzufinden, erkannte die Gefährlichkeit von Agathens Gemütszustand. Sie war sofort entschlossen, sie vor dem Äußersten zu behüten und das Dasein gegen die Vernichtung, die Natur gegen die unfruchtbare Selbstanklage in Schutz zu nehmen.

„Wenn wir um Hingeschiedene trauern," sagte sie, „so ist es immer zugleich auch ein Trauern über unsere eigenen Schwächen und Fehler. Nur wer selbst frei davon gewesen wäre, könnte uns verbieten, ihm nachzuweinen."

Aber Agathe in ihrer Zerknirschung sah den gefallenen Helden verklärt und aller irdischen Eigenschaften entkleidet. Nicht des kleinsten Makels konnte sie sich jetzt entsinnen, der ihr selbst auch nur einigermaßen hätte zur Rechtfertigung dienen können.

„Dem Unrecht, das meine Wagschale niederzieht," sagte sie traurig, „fehlt jedes Gegengewicht. Es kettet mich mit unzerreißbaren Banden an den Heimgegangenen, gleichviel ob er mich noch annehmen will oder nicht. Und so scheidet es mich auch für immer von dem Genossen meiner Liebe und meiner Schuld."

Priszilla, hilfsbereit und freundschaftlich bestrebt, Agathens Gedankengänge zu durchdringen und sich in ihr Seelenleben einzufühlen, nahm ihre Hand warm zwischen die ihrigen, wie sie es als barmherzige Schwester bei Schwerleidenden zu tun pflegte. Bei vollstem Verständnis für die Zartheit des Empfindens, die den Hingeschiedenen jetzt stärker machte, als er im Leben gewesen war, und bei aller Ehrfurcht vor

seinem frischen Grabe, hatte sie neben seinem Wert doch auch die Grenzen seines Wesens zu genau gekannt und selbst zu schwer darunter gelitten, als daß sie seinem Schatten uneingeschränkten Einfluß auf das Schicksal der Freundin hätte einräumen mögen.

„Lieben Sie ihn nicht mehr — jenen anderen," fragte sie bekümmert, „den Sie den Genossen Ihrer Liebe und Ihrer Schuld nennen?"

„Ihn allein liebe ich und werde ihn lieben, so lange ich atme!"

„Dann verstrickt die Entsagung Sie nur noch unentrinnbarer, als die Erfüllung es je vermocht hätte. Denn die Schuld wird vergeben und macht uns reif für Gott, aber wer den Geist in sich verleugnet, dem wird nicht vergeben. Seien Sie auf Ihrer Hut, Agathe, daß Sie das Leben nicht an den Tod, die Wahrheit nicht an das Gesetz verraten!"

„Und habe ich die Wahrheit nicht schon verraten? Gestand ich Ihnen nicht, daß ich entschlossen war, zu trügen?"

„Wenn Ihr Herz ihm nicht mehr gehörte, so war es das Gesetz und nicht die Wahrheit, die Sie verrieten. Gestanden Sie mir nicht, daß Sie sich längst innerlich von ihm gelöst hatten, weil Sie liebten? Und nun wollen Sie sich um eines Ungeliebten willen, der nicht mehr ist, von einem liebenden Herzen lösen, obgleich Sie lieben? Welches von beiden, meinen Sie wohl, sei die größere Sünde wider den Geist?"

„Ich bin ohne eigenen Willen," antwortete Agathe erschöpft. „Ich tue nur, was ich tun muß. Die Toten haben stärkere Rechte auf uns als die Lebenden!"

Priszilla richtete sich auf. Mit ihrem strengen Gesichtsschnitt und flammenden Auge sah sie in diesem Augenblick wie eine zürnende und strafende Göttin aus.

„Das Liebesleben in uns zu morden, sind die Toten so wenig berechtigt, wie sie es als Lebende waren!"

Das furchtbare Wort, eine Anspielung auf die düstere Dichterstelle von der großen unverzeihlichen Sünde, die

man begehe, wenn man das Liebesleben morde in einem Menschen, klang Agathen wie eine Drohung aus der Apokalypse und machte sie erschauern. Wie ein Blitz leuchtete die Vermutung in ihr auf, daß Priszilla auf eine verborgene Liebesschuld Alberts hindeuten und sie gleichsam als Gegengewicht gegen ihre eigene Schuld in die andere Wagschale werfen wolle, von der sie vorhin gesprochen hatte. Vielleicht wäre Priszilla bereit und willens gewesen, Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit zu vergelten und so wenig mehr ein Geheimnis vor ihr zu haben, wie es umgekehrt der Fall war. Aber Agathe war froh, daß das natürliche Zartgefühl sie daran hindern mußte, gerade in diesem Augenblicke deutlicher zu werden und das Verhältnis, das einst zwischen ihr und Albert bestanden hatte, eingehender zu berühren. Denn sie wollte jetzt nur Gutes von Albert gelten lassen und sich mit allen Organen an ihr weiches Leid schmiegen dürfen, das einzige, was sie noch wie mit tröstlichen Händen streichelte. Und es tat ihr wohl, als Priszilla, gleich als ahnte sie Agathens Herzensbedürfnis und wolle den Eindruck jenes herb-finsteren Wortes mildern und abschwächen, die großen Eigenschaften Alberts zu rühmen begann und insbesondere seine Güte und Nachsicht hervorhob, die es ausschlössen, daß er Anspruch auf jene Opfer erhöbe, die Agathens Schmerz ihm freiwillig anbot.

„Sie tun ihm unrecht," sagte sie schließlich, „ihn als Zürnenden und Zurückweisenden zu sehen. Schon als Irdischer wußte er nichts von Härte, und als Verklärter sollte er irdischer denken?"

„Ich kann nicht darüber hinauskommen," klagte Agathe, „daß ich im Begriffe stand, ihm untreu zu werden. Gibt es unsühnbarere Schuld?"

„Doch! Wenn wir unserem eigenen Herzen untreu werden."

„Und wenn es noch nicht gereinigt wäre von allem irdischen Wollen?"

„Dann soll es den Mut haben, für sein Recht zu kämpfen wie der Krieger in der Schlacht!"

„Alberts Schatten steht zwischen mir und meiner Liebe — für immer!“

„Er starb seiner Überzeugung und ist entsühnt. Sie aber werden für immer zweispältig bleiben in sich selbst,“ sagte Priszilla, sich erhebend. „Versprechen Sie mir, zu schreiben, wenn Ihnen die Kraft versagt. Werden Sie mich rufen, wenn Sie mich brauchen?“

Sie schloß sie zum Abschied in ihre Arme.

„Es könnte leicht sein, daß Sie einer Freundin bedürfen,“ sagte sie noch. „Leben Sie wohl!“

Und so schied sie von der Seelenkranken, um zu ihren Schwerverwundeten zurückzukehren.

Denselben Tag noch fuhr auch Doktor Wolfrun an Agathens Wohnung vor, der gleichfalls erraten hatte, daß sie in Wien eingetroffen sei. Gewohnt, seinen Irren einen blauen Dunst vorzumachen und nichts Schlimmes gelten zu lassen, eh' es nicht bewiesen war, behauptete er mit der größten Zuversicht, Albert hätte sich bloß verlaufen und werde in ein paar Tagen wieder zum Vorschein kommen. Er war bereit, jede Wette darauf einzugehen, versicherte, daß man nur zu wissen brauche, wie solche Meldungen zustande kämen, um sie auf ihren wahren Wert zu taxieren, und verbreitete soviel Lärm und Fröhlichkeit um sich, daß Agathe unwillkürlich mitgerissen wurde und fast wieder zu hoffen anfing. Als er sie aber kurzweg aufpacken und nach Gnadenwald mitnehmen wollte, wurde sie stutzig. Sie erinnerte sich, welche Geschicklichkeit er darin besaß, widerspenstige Kranke zu bereden, daß sie sich willenlos einbringen ließen, und fand nun plötzlich seine Vertrauensseligkeit verdächtig. Leider fußten die amtlichen Nachrichten denn doch auf verläßlicherer Grundlage als seine schönfärberischen Flausen. Bei aller Dankbarkeit für seine gutgemeinte Absicht lehnte etwas in ihr sich dagegen auf, so eigenmächtig über sich verfügen zu lassen wie über eine Sache. Und sie erklärte, des Alleinseins zu bedürfen und nach Gmunden zurückkehren zu wollen.

Doktor Wolfrun, der plötzlich ernst und schier schwermütig

geworden war, schien sichtlich darüber verstimmt. Immer, wenn es ihm nicht gelang, seinen Willen durchzusetzen, machte er den Eindruck, als sei ihm Kraft und Elektrizität entzogen worden. Aber so wie diesmal war es Agathen noch nie aufgefallen. Zum ersten Male bemerkte sie, daß er in letzter Zeit recht gealtert habe und Spuren eines trotz seiner Jahre verfrühten Verfalls sich ankündigten.

„Ich will und kann dich natürlich nicht nötigen," sagte er enttäuscht. „Aber es tut mir leid. Ich hätte dir gern beigestanden. Denn es ist für dich eine Zeit der Sorgen und des Kummers."

Die ungewohnt warmen Worte, die gar nicht der sonstigen Art ihres Vaters entsprachen, berührten Agathe unsagbar wohltuend. Sie war so überrascht und gerührt darüber, daß sie im Augenblicke nicht einmal etwas darauf zu erwidern wußte.

„Es ist ja freilich meine Schuld," sprach Doktor Wolfrun weiter, „wenn du im Gnadenwald nie deine Heimat sehen konntest. Es walteten da besondere Umstände, und ich hatte meine Gründe, dich auswärts erziehen zu lassen. Die Mutter konnte ich dir natürlich auch nicht ersetzen .... Aber ich habe dich immer mit väterlicher Liebe im Auge behalten, das kannst du mir glauben."

„Das weiß ich doch, lieber Vater, und ich bin dir unendlich dankbar dafür!" sagte Agathe aufrichtig bewegt.

„Weißt du es wirklich? Nun, das freut mich. Ich hatte ja nie eigentlich weder Gelegenheit noch die rechte Art, es zu zeigen, außer etwa durch die Selbstverständlichkeit, daß ich es dir an nichts fehlen ließ. Und doch — das einzige, was ich auf der Welt gern habe und woran mein Herz hängt, das sind meine Rosen und du. Das wird auch das Beste sein, was einmal von mir übrig bleibt. Euch möchte ich gedeihen und glücklich sehen — meine Rosen und dich! Und nun kommt dieser Unstern mit deinem Mann dazwischen! Ich weiß ja, wie heiß du ihn geliebt hast! Denn nach allem was ich annehmen durfte," fragte er, indem er sich aufrichtet und sie forschend und fast ängstlich ansah, „hast du ihn doch aus Liebe geheiratet? Oder täusche ich mich?"

Agathe preßte die Lippen aufeinander, die Augen standen ihr voll Tränen.

„Aus Liebe," sagte sie, mit dem Kopfe nickend.

„Das war es auch, was ich dir gönnen wollte," fuhr Doktor Wolfrun fort. „Und es täte mir aufrichtig leid, wenn dein Mann nun wirklich ein Opfer dieses unglückseligen Völkermordens geworden wäre. Schon damals auf der Weilburg-Wirtschaft sagte ich es: der Krieg ist ein schlechter Menschenzüchter! Gerade die Besten schlingt er hinunter in seinen unersättlichen Rachen! Und einer der Besten ist Albert gewesen, nicht nur ein tüchtiger Offizier, auch ein guter und wahrhaft vornehmer Mensch . . . . Und wenn nun das Unglück es wirklich wollte," sagte er, ihre Hand fassend; „dann, meine liebe Agathe, nicht völlig verzagen, hörst du? Und auch ein bißchen an den alten Vater denken, der auch noch da ist und einen Anteil an dir haben möchte, und dem es so weh tut, dich leiden zu sehen!"

Schwerfällig, mit sichtlicher Anstrengung erhob er sich, während er bis vor kurzem noch die leichten Bewegungen eines Jünglings gehabt hatte. Ging der Krieg ihm so nahe? Oder hatte er sein Leben lang zuviel getrunken und zu üppig gelebt? Oder war es, weil er immer unter Volldampf stand und sich in Rastlosigkeit verzehrte?

In Tränen ausbrechend, sank Agathe ihm an die Brust und weinte sich aus. Aus mehr als einem Grunde war ihr Schmerz aufgewühlt: aus Dankbarkeit, weil er ihr zum ersten Male im Leben so gute Worte gab, aus Kummer, ihn so verändert und hinfällig zu sehen, und nicht zuletzt, weil er sich vergessen und, gleichsam aus der Rolle fallend, von Albert als von einem Gewesenen, nicht von einem Seienden gesprochen hatte.

Einen Augenblick dachte sie daran, ihm nachzugeben und wirklich mit ihm in den Gnadenwald zu kommen. Aber zu mächtig zog es sie an den düsteren See, in die Einsamkeit und zu den Erinnerungsstätten, wo sie ungestört würde an den Verewigten denken können . . . .

XXII.

Als sie nach Gmunden zurückkehrte, trug sie Trauerkleider.

Der treue Friedl ruderte sie nun wirklich, so oft sie es wünschte, auf den See hinaus. Und wenn sie nicht selbst das Schweigen unterbrach, so hörte sie, wie er es versprochen hatte, nichts als das Rauschen der Wellen. Aber ihre Seele, die wund war, wurde nicht heil davon.

Sie hatte eine Schatulle mit Briefen ihres Mannes aus der Brautzeit nach Gmunden mitgebracht. Jeden Tag las sie darin. Sein sicheres, kraftvolles und doch zartes Wesen wurde vor ihr lebendig, seine männlich zurückhaltende, oft allzu gemessene Liebe zu ihr, deren leiseste Äußerungen sie mit dürstendem Gemüt aufspürte und festhielt. Wie um sich selbst zu züchtigen, war sie immer auf der Suche nach Zeugnissen, daß er sie heißer geliebt habe, als sie es verdiente. Es gewährte ihr Genugtuung, seinem Andenken eine förmliche Büßerandacht zuzuwenden und seine vergeistigte Persönlichkeit über ihr natürliches Maß emporzusteigern, um sich seiner desto unwürdiger zu fühlen. Denn es war ihr, als ob sie ihre Gedankensünde gegen ihn wenigstens einigermaßen wettzumachen und ihn nachträglich dafür zu entschädigen imstande wäre, indem sie die Liebe, um die sie ihn betrogen hatte, durch demütige Veneration und einen übertreibenden Totenkult ersetzte, der sich mit selbstquälerischer Begrifflichkeit im Unsinnlichen bewegte.

Manchmal freilich, wenn sie auf eine Briefstelle stieß, die sie durch verstandesmäßige Kühle oder allzu untadelige Haltung ernüchterte, bäumte plötzlich ein wilder Trotz sich in ihr auf, und ihr Herz schrie nach Freiheit. Dann wiederholte sie sich Priszillas eindringliche Mahnung, daß jede Schuld Vergebung finde, aber wer den Geist in sich verleugne und seinem Herzen untreu werde, dem könne nie und nimmer vergeben werden. Und das Wort fiel ihr ein, daß die Toten so wenig wie die Lebenden ein Recht dazu

hätten, das Liebesleben zu morden in einem Menschen. Dann kam es vor, daß sie sich wie mit gefesselten Händen an einen schwarzen Sarg gekettet glaubte und an ihren Fesseln riß und zerrte, mit verzweifelten Anstrengungen, sich loszuringen. Aber das Ergebnis blieb immer dasselbe. Der Tote hatte Macht über sie gewonnen und ließ sie nicht mehr los. Jeder erneute Kampf gegen ihn endete in einer Erschöpfung und Schwäche, die sie nur willenloser machte und jedesmal einen Schritt weiter vom Leben entfernte.

Der Spätherbst entfaltete seinen ganzen Zauber am See. Die näheren Berge lösten sich wie vergeistigt im zarten Sonnenduft. Gegen Mittag, in größerer Ferne, staute sich blendendweiß der erstarrte Gespensterzug der schon mit Schnee bedeckten Gipfel des Höllengebirges. Über das Wasser aber, das den lichtblauen Himmel widerspiegelte, glitzerten silberbleiche Lichter. Sie mußte bei diesem Wechsel von Silber und Blau an den Leichenwagen einer Jungfrau denken, reinen Leibes schuldig, wie sie war . . . .

Eine wehmutsvolle Stille, ein schweigendes Entsagen schwebte wie Verklärung über dieser jungfräulichen Trauer des Wassers, über der schon halb kahl gewordenen Esplanade, über dem ganzen Städtchen, aus dem die letzten Sommergäste sich längst verloren hatten, und das, vereinsamt und gleichsam müde geworden, allmählich Anstalt machte, sich in seinen Winterschlaf einzuspinnen.

Einmal, als Agathe durch die dürftigen Gäßchen einer entlegeneren Stadtgegend ging, sah sie vor einer Ladentür den Florian Stöffler stehen. Sie hatte ihn sogleich erkannt, obwohl er jetzt nicht mehr in Uniform stak, und erkannte nun auch die Gasse wieder und den kleinen Kramladen, auf den sie selbst seine Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Sie sprach ihn an und begrüßte ihn, aber er sah ein paar Augenblicke lang verdutzt drein, bis auf einmal das Gesicht ihm auseinanderging.

„Jesses, jesses!“ rief er erschrocken, „jetzt hätt’ ich die gnä’ Frau bald nit kennt!“

Ob sie denn krank gewesen sei? Sie sehe ja aus wie die sieben mageren Jahre! Es werde ihr doch nichts fehlen?

Agathe empfand es dankbar, daß er so aufrichtig bekümmert um sie schien und sich doch sichtlich freute, sie wiederzusehen. Selbst etwas betroffen darüber, daß die Veränderung, die mit ihr vorgegangen sein mußte, so auffallend war, um sogar diesen einfachen Mann aus dem Volke besorgt zu machen, beteuerte sie, es fehle ihr nichts, soweit sei sie ganz gesund; übrigens rede sie lieber nichts von sich und ziehe vor, zu erfahren, wie es denn ihm gehe? Und ob das Geschäft sich gut anlasse? Und was die Monika mache? Sie lebte förmlich auf, es tat ihr wohl, einmal an etwas anderes zu denken als an ihren Kummer.

Nun, zur Unzufriedenheit hatte er gerade keinen Anlaß, der Florian. Die Greislerei machte sich, das Kind war schon da und frisch und gesund, die Monika konnte auch schon wieder mit anpacken. Bloß die ortsansässigen Kaufleute machten ihm das Leben sauer, wo es jetzt ohnedies hart arbeiten war wegen der knapper werdenden Lebensmittel. Sie hätten halt gehofft, der kleine Kramladen würde eingehen und ein Konkurrent weniger sein. Jetzt würfen sie ihm Prügel zwischen die Füße, wo sie könnten, redeten ihm Kundschaft und Lieferanten ab und brächten ihn am liebsten um. Anfangs habe er's mit Friedfertigkeit versucht, weil er den Krieg dick satt hätte, aber je mehr er sich gefallen lassen, um so schlimmer sei's geworden, bis er richtig einen Prozeß auf dem Hals gehabt hätte und mit dem halben Städtl verfeindet sei.

„Besonders der Gemischtwarenhändler da drüben am obern Platz," sagte er, „das is ein gar Arger! Ganz wie der Engländer, er will halt keinen neben sich aufkommen lassen. Wie oft hab' ich mit Kameraden gestritten, daß der Krieg überflüssig wär' und daß sich's im guten auch richten ließ'. Aber was nutzt das Gutwilligsein, solang es solche Luder gibt? Wenn ich nur einmal von die Soldaten weg bin, hab' ich gemeint, dann hätt' ich meine Ruh'. Jetzt seh' ich's ein: es is schon überall das gleiche, wer sich um seine

Haut nit wehrt, dem wird sie über die Ohren gezogen!"
Er bat Agathe um die Ehre, bei ihm einzutreten, und während er sie hineinführte, sagte er noch: „Ja, Recht muß Recht bleiben, in der großen Welt und in der kleinen, das is halt schließlich doch die Hauptsach' und noch hundertmal mehr wert als der Frieden. Heut' les' ich in der Zeitung, daß die Unsrigen auf Kragujevaz und Nisch marschieren. Da hat's mir leid getan, daß der Mensch keine vier Haxen hat. Wenn mir zwei übrig geblieben wären — gegen die Serben, da müßt' ich dabei sein!"

Mit Stolz zeigte er ihr seinen Ladentisch, seine Waren, seine blankgeputzte Wage, und klomm mit seinen künstlichen Beinen ein paar Stufen der Leiter hinan, um ihr zu beweisen, wie gut er es könne. Und dann lud er sie ein, nach der anderen Seite des winzigen Häuschens zu kommen. Im Flur hing an einem Nagel die Glockentruhe.

„Damit ruft sie mich zum Essen," sagte er aufgeräumt, „wenn ich hinten auf dem Krautacker arbeite."

Drüben saß die Monika an der blaugestrichenen Bauernwiege. Sie war eine hübsche, noch recht junge Person und hatte eben das Kind an der Brust. Das ewige Marienwunder der Mutterschaft berührte Agathens Herz. Nach altem katholischen Brauch beschrieb sie mit dem Daumen ein Kreuzlein über des Kindes Stirn.

„Greint es denn viel?" erkundigte sie sich freundlich.

„O dazu hat's keine Zeit," sagte die Monika lachend. „Grad nur trinken und schlafen und wieder trinken. Von beidem kann's gar nit genug bekommen."

Das Kind war an der Mutterbrust eingeschlafen, sie wollte es in die Wiege zurücklegen. Aber Agathe nahm es ihr ab und hielt es in ihren Armen. Ernst und versunken ließ sie den Blick auf dem winzigen Gesichtchen ruhen und wendete kein Auge davon.

„Hat die gnä' Frau doch wohl auch so was Klein's zu Haus?" fragte der Stöffler.

Agathe bewegte verneinend den Kopf.

„No, dann wird's schon noch kommen. Laßt sich halt Zeit."

Agathe rührte sich nicht und hielt immer das Kind in den Armen und den Blick darauf gesenkt. Plötzlich tropfte eine Träne auf das Kindlein nieder. Der Florian erschrak. Hatte er etwas recht Dummes gesagt?

Erst jetzt fiel es ihm auf, daß sie Trauerkleider trug.

Er wagte keine Frage und getraute sich überhaupt nicht mehr viel zu reden. Und dabei dämpfte er seine Stimme wie in einer Krankenstube und trat ganz behutsam auf, gleichsam nur auf den Zehen, soweit die Prothesen es zuließen. Als sie sich verabschiedete, ließ er sich's nicht nehmen, ihr die Hand zu küssen.

Die darauffolgende Nacht verbrachte Agathe fast schlaflos unter strömenden Tränen. Als sie nach kurzem Morgenschlummer erwachte, war eine große, wundersame Ruhe über sie gekommen. Sie öffnete das Fenster und sah, wie sich aus dem dichten Nebel, der über dem See lag, ein kühler, reiner, gleichsam wunschloser Herbsttag losrang. Die roten Astern, die noch unter ihrem Fenster geblüht hatten, sahen rostfarbig aus und ließen die Blütenköpfe hängen. Der Frühfrost hatte sie versengt. Sie nickte ihnen zu und lächelte müde. Über der großen, wundersamen Ruhe, die in ihr war, schwebte eine Stimmung des Auslöschens, des Versiegens ....

Was sollte sie noch auf dieser Welt? .... Büßen —? Sie war dazu bereit und entschlossen. Jedes andere Ziel schien ihr verschüttet. Aber in verlängerter Qual langsam hinwelken, das konnte ihr unmöglich als Pflicht auferlegt sein. So schwer ihr Fehl auch war, so grausame Folter glaubte sie doch nicht zu verdienen. Sie dachte an die junge Nonne vom Antlaßstein und ihren Liebestod. Und sie erinnerte sich, wie sie damals, als der Verewigte ihr davon erzählte, ihre Arme um ihn geworfen hatte: „Ich könnt' es auch nicht überleben, Albert, dich zu verlieren!" Das wurde nun Wahrheit, wenn auch in ganz anderem Sinne, als sie es einst gemeint. O wie beneidete sie die Liebende vom Antlaßstein! Noch der Tod brachte ihr Erfüllung, noch sterbend

hatte sie sich dem Geliebten vereint. War sie nicht glücklich zu preisen? Ach, welch unvergleichlich härteres Los, den Büßertod der Gedankenschuld, den Liebestod der unerfüllten und unerfüllbaren Liebe sterben zu müssen!

Es fiel ihr ein, daß sie Priszilla versprochen hatte, zu schreiben, wenn ihr die Kraft versagen, wenn sie ihrer bedürfen würde. Diese Zusage wollte sie nicht brechen, vorher aber ganz eins mit sich selbst werden. Hier konnte niemand die Entscheidung ihr abnehmen. Sie allein trug die Verantwortung für ihre Handlungen vor Gott. Und sie beschloß, alles noch ein letztes Mal und endgültig zu überdenken, da, wo sie glücklich gewesen, da, wo sie schuldig geworden war. An dem Orte, den der junge Priester damals als Ort der Sühne, der Lossprechung bezeichnet hatte, weil die Liebenden die Schuld, die er ihnen beimaß, an dieser Stelle mit dem Tode gebüßt hätten. Kein anderer Platz als jener einsame Felsen am gründunklen See, der im Volksmunde der Antlaßstein hieß, schien ihr geeigneter für eine letzte Einkehr vor einem Entschlusse, der über ihr Schicksal für Zeit und Ewigkeit entscheiden sollte.

Noch denselben Morgen ging sie an den Hafen hinunter, um das nach Traunkirchen abgehende Frühschiff zu erreichen. Auf dem Wege paßte Friedl ihr auf und fragte, ob er sie auf den See hinausrudern dürfe. So weit, wie sie heute wollte, meinte sie, ihm herzlich dankend, würde sein Ruderboot sie nicht tragen können. Sie sah ihm an, daß er gern mitgekommen wäre, aber er wagte nichts zu sagen, und sie unterließ es, ihn aufzufordern. Ganz allein, in ihren schwarzen Trauerkleidern, bestieg sie den Dampfer und fuhr über den See. Den gleichen Weg nun schon zum dritten Male. Diesmal grüßte das liebliche Ufergelände von Traunkirchen ihr in den leuchtenden Farben des Herbstes entgegen, die feurigen Widerschein aus dem tiefgrünen Wasser weckten. Sie war fast der einzige Fahrgast. Nur eine Bauernfrau noch stieg außer ihr an Land, als das Schiff an der hölzernen Brücke anlegte. Wie damals mit Albert und später mit Lorinser,

nur verlassen jetzt und unendlich viel ärmer geworden, wandelte sie zwischen den Gräbern des Friedhofs hin. Und das einst so süße Wort wühlte wie Schwerter in ihrem Herzen: „Gerade hier, wo jeder Schritt an Tod erinnert, möchte man nur um so heißer an die Liebe denken . . . .“ Ach, es blühten jetzt keine Rosen mehr auf dieser Insel der Seligen!

Und wie damals ließ sie sich schließlich auf dem Felsen am Wasser nieder, auf dem sie vor weit mehr als einem Jahre mit dem Gatten und vor ganz kurzer Zeit erst, die ihr aber eine halbe Ewigkeit dünkte, mit dem Freunde geruht.

Hier wollte sie noch einmal Rechenschaft ablegen vor sich selbst und vor Gott. Hier Zwiesprache halten mit dem Heimgegangenen, rückhaltslos ihre Schuld vor ihm bekennen und von seinem verklärten Geiste die Entscheidung erwarten, was weiter mit ihr geschehen solle. Hier, wo in längst verschollener Zeit das liebende Weib dem erwählten Gatten in den Tod gefolgt, sich selbst zum Opfer weihen, wenn er es forderte, ihr junges Leben in seine Hände legen und als Buße anbieten, das einzige, was ihm darzubringen noch in ihrer Macht stand. Mehr konnte sie ihm nicht geben, und auch dies nicht im Zeichen der Liebe. Denn ihre Liebe zu ihm, so heiß einst und verlangend, aber schon an seiner Seite welkend, weil er in seiner männlichen Strenge gegen sich selbst und die Not der Zeit keine Gedanken übrigbehalten hatte, sie zu hegen und zu pflegen, war unwiederbringlich hingestorben, verdurstet und verdorrt in der Entfremdung und gänzlichen Umwandlung der Seelen, die der Krieg mit sich gebracht hatte. Daran ließ sich nun einmal nichts markten und nichts verheimlichen, das war so, wie es war, ob sie es gleich als Schuld empfand. Aber im Zeichen der Pflicht, die er stets so hochgehalten, fühlte sie sich bereit und stark genug, die Seinige zu sein und zu bleiben für immer. Würde er ihre Buße annehmen? Oder wies er ihr Opfer zurück? Hatte sie das Recht auf Sühne verwirkt, da sie von der Liebe zu jenem anderen nicht lassen konnte?

Mit angehaltenem Atem lauschte sie über den See hinaus,

ob er ihr Erleuchtung senden, ob er sie rufen wolle, ihm zu folgen. In dieser Gotteseinsamkeit und weltentrückten Stille, meinte sie, müßte sie einen Hauch seines Wesens spüren, seine ferne Stimme vernehmen, seinen Wink und Auftrag verstehen, wenn er sie nicht zurückstieß und die Verzeihung gewährte, die sie von ihm heischte — nicht für dieses Leben, das ihr ohnedies entblättert war, nein, für jenes ferne Land weit drüben, in das er ihr vorausgegangen, und nach dem sie sich sehnte, weil der ewige Widerstreit des Wollens mit dem Sollen dort verstummte und es keine Gewissensqualen mehr gab.

Schweigend sah das altersgraue Antlitz des Traunsteins auf ihr Ringen nieder. Schweigend breitete sich der dunkle Spiegel des Sees, über dem lautlos ein fernes weißes Segel glitt, wie auf der Fahrt nach dem Jenseits. Alle Stimmen der Natur, die sonst so lebensfroh plaudern, schwiegen ihr heute und waren verstummt, nicht einmal das Gezwitscher der Vögel regte sich mehr in den näheren Ufergeländen, aus deren bunten Laubwäldern und Obstgärten nur die honiggelben oder weinroten Farben des Herbstes die stumme, unhörbare Fanfare der Schönheit schmetterten . . . .

Aber plötzlich machte ein gellender Ruf sie aufschrecken.

Dort, wo auf einer umbuschten Landzunge, nicht länger als eine Spanne, ein Stück der Gmundener Fahrstraße sichtbar wurde, dort jagte ein Radfahrer daher. Noch einmal klang sein Schrei zu ihr herüber, er schwang etwas Weißes wie ein Friedensfähnchen in der Hand — und da war er auch schon wieder verschwunden, hinter Fels und Gebüsch. Aber der Augenblick hatte genügt, zu erkennen, daß es Friedl war, der auf seinem Rad die Reichsstraße entlangflog! Was sollte das bedeuten? Folgte er ihr? Suchte er sie? Hatte er ihr mit dem Taschentuch zugewinkt? Jetzt war nichts mehr von ihm zu sehen. Bis nahe ans Dorf verlief die Straße hinter einer Bodenwelle, und noch näher heran verdeckten sie die Häuser des Orts. Doch war er mit der Geschwindigkeit einer Schwalbe hingeschossen, weit konnte er nicht mehr sein,

aber der Unterpfad, der zum Antlaßstein führte, war schmal und unfahrbar, hier würde er auf seinem Rad nicht vorwärtskommen können ....

Da erblickte sie ihn schon, wie er aus dem Torbogen des alten Klostergebäudes bog und sich vom Rad schwang. Hals über Kopf kam er zu Fuß auf sie zugelaufen. „Eine Botschaft!" rief er ihr entgegen. „Frohe Botschaft!"

Ein Blatt Papier war es, das er in der Hand schwenkte. Mit fliegender Brust und glühenden Wangen stand er vor ihr und reichte es dar. „Er lebt und ist gerettet!" stieß er jubelnd hervor. „Er ist den Feinden entronnen!"

Die Schriftzeichen des Drahtbriefes verschwammen ihr vor den Augen. Die Unterschrift, die getrennt stand, war das erste, was sie auffaßte: „Albert!" Ja, da stand es wie ein Wunder auf aufgeklebten Morsestreifen: Er lebte!

Nur leicht verwundet, hatte er sich in Wäldern und Sümpfen verborgen gehalten, bis es ihm schließlich gelungen war, sich in Verkleidung durch die russischen Linien zu schleichen. Nun lag er im Feldlazarett, befand sich aber auf dem Wege der Besserung und hoffte in ein bis zwei Wochen zu kurzem Erholungsurlaub einzutreffen.

Ein heißes stammelndes Gebet für seine Rettung erfüllte Agathens Herz. Sie dachte an nichts als an ihn, konnte nichts anderes denken, als daß er wieder in der Sonne atmen durfte. Ihrer selbst vergaß sie in diesem Augenblicke völlig, staunte nur das unbegreifliche Wunder an, das Leben hieß und so goldig schön war. Es wollte ihr nicht eingehen, wie man es durch ein Stück Papier verlieren und durch ein Stück Papier wiedergewinnen könne, und es bedurfte einer Zeit, ehe sie sich zurechtgefunden hatte. Da fühlte sie nun allmählich auch wieder sich selbst, und ihre Brust, von der ein Alp genommen war, schöpfte tief Atem. Auf den Antlaßstein hinsinkend, barg sie ihr Antlitz in die Hände und weinte. Und es waren beseligte Tränen der Erleichterung, die sie vergoß. Denn sonnenklar ging die Erkenntnis in ihr auf, daß sie jetzt ihrem Manne wieder gleich auf gleich gegen-

überstand, Leben gegen Leben, Wesenheit gegen Wesenheit, Wille gegen Willen. Nun konnte sie bekennen und wieder ehrlich werden, nun durfte sie wahr sein, sie selbst sein; nun war sie frei und durfte erhobenen Hauptes schuldig sein!

Friedl, der sich erschöpft unweit von ihr ins Gras geworfen hatte, beobachtete sie im stillen und war glücklich, weil er s i e restlos glücklich glaubte. Er wagte kaum sich zu rühren und gab keinen Laut von sich, ehrfürchtig ihre Ergriffenheit mitlebend und schonend. Als sie aber endlich ihre Tränen trocknete, da kroch er behutsam auf allen vieren den Fels zu ihr hinauf, ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen.

„Deswegen werden Sie mich aber doch auch noch ein bißchen lieb behalten — nicht wahr?"

Sie sah ihn an und lächelte unter Tränen. Ach, der gute Junge meinte, nun sei alles wieder gut und so glatt gelöst wie im Märchen! Er konnte freilich nicht ahnen, daß ihr der Tote nur wiedererweckt sei, damit ihr der Lebende um so unwiderruflicher stürbe. Und wie in einer Wallung von Mitleid mit dem heranwachsenden Menschenkinde, streichelte sie dem guten Friedl, während sie ihm wehmütig in die Augen schaute, über sein steil aufstehendes Haar, was er sich mit Wonne und dem Behagen eines spinnenden Katers gefallen ließ.

„Oh, wenn du wüßtest," sagte sie schließlich, ihm einen zärtlichen Backenstreich verabreichend, „wie viele Dinge es auf Erden gibt, die du noch nicht begreifen kannst!"

XXIII.

Im Schwarzenberg-Park, der gerade unter den Fenstern von Agathens Wiener Wohnung lag, rieselte schon das Laub von den Bäumen, aber die herbstlich klaren Lüfte wehten so mild, daß sie sich durch die Nachmittagssonne hatte verleiten lassen, mit einem Buch herüberzukommen

und sich auf eine der barocken Sandsteinbänke am verträumten Weiher der obersten Gartenterrasse niederzulassen.

Indes kam sie nicht viel zum Lesen. Die eigenartige Schönheit des Ortes nahm ihre Sinne gefangen und machte sie zerstreut, daß sie keine fremden Gedanken in sich aufzunehmen Lust hatte und allmählich in dasselbe stille und wunschlose Hindämmern verfiel, welchem dieser erlesene Fleck Erde, aus dem die Gartenkunst des feudalen Zeitalters eine liebliche Märcheninsel inmitten lärmender Großstadtstraßen hervorgezaubert hatte, nun schon seit Jahrhunderten sich hingab. Sie liebte diesen Park, den fürstlicher Gemeinsinn dem öffentlichen Besuch freigab, und verglich seine herbstliche Erscheinung mit dem liebevoll malenden Zustandsbildchen, in welchem ein verschollener Altwiener Poet seine sommerlichen Reize festzuhalten versucht hatte:

Über den Blumenbeeten
Flimmernde Mittagsglut;
Lässige Gärtner jäten,
Träumend der Weiher ruht.

Ein Bübchen streut Futter den Fischen,
Sein Schwesterlein spielt im Sand;
Steinbilder stehn in den Nischen
Der grünen Blätterwand.

Ein Pärchen, des Küssens müde,
Wandelt im Schatten allein;
Der alte Invalide
Schlummert im Sonnenschein.

Die spielenden Kinder und des Küssens müden Pärchen waren nun freilich verschwunden aus den durchsichtig gewordenen Laubgängen, die keinen Schatten und keine Verborgenheit mehr gewährten, und statt der jätenden Gärtner gab es bloß noch ein paar Handlanger, die die gefallenen Blätter der Alleen sorgfältig seitwärts rechten, daß sie als goldig-gelbbraune Spitzenverzierung die noch saftgrünen Rasenflächen säumten. Die grüne Blätterwand aber, aus der die Steinbilder lugten, wie alles, was sonst hier grün

gewesen, hatte stillbrennende Sterbekerzen und flackernde Todesfackeln angezündet, oder, wenn man es anders auffassen wollte, festlich bunte Bänder, Flaggen und Wimpel ausgesteckt, mit denen Bäume und Sträucher sich abschiednehmend geschmückt hatten, weil sie wußten, daß ihre Mauserung kein Sterben, nur eine Verjüngung bedeute. Denn warum den Herbst, fragte sich Agathe, immer mit wehmutsvollen Gefühlen betrachten, wie es leidiges Herkommen ist? Trägt denn der Mensch, seit er unabhängig wurde von Wald und Höhle, die Jahreszeiten nicht in sich selbst?

Der Zustand ihrer Seele glich jetzt eher einem erwartungsvollen Vorfrühling als dem Lebensverzicht, zu dem die Natur sich allmählich zu rüsten anfing. Darum bereitete es ihr Vergnügen, den Eindruck des Herbstelns, mit dem diese Umgebung sie verstimmen wollte, in heitere und erfreulichere Bilder aufzulösen, sich das gefallene Laub, das am Boden trieb, als lustig dahinsegelnde braune und apfelsinenrote Chioggiotenschifflein vorzustellen und die geschwungenen Äste des Perückenbaums, von denen jeder das halbe Spektrum mit den zartesten Übergängen abmalte, einem Regenbogen zu vergleichen, dem nur die blauen Töne fehlten. Darum sah sie auf den gelbgewordenen Ahorn- und Kastanienzweigen, die sich in Wind und Sonne wiegten, Tausende von munteren Kanarienvögelchen sich tummeln und die Schneeballsträucher voll riesiger roter Pflaumen hängen, während der buntblättrige Hartriegel ihr Entzücken durch die blühenden Rosen aller Farben und Gattungen weckte, mit denen man sich ihn übersät denken konnte, von der bleichen Maréchal Niel bis zur blutroten Camille de Rohan. So entfaltete alles, wenn man es ohne Empfindsamkeit und mit frischen, unbefangenen Augen betrachtete, einen neuen, eigenartigen Märchenzauber; alles war leuchtender, prächtiger, prangender geworden, hatte sich in Gold und Feuer verwandelt, und die hohen Bäume besonders, wie sie ihre metallenen Kuppeln über stille Tempelräume wölbten, gewannen sogar etwas Feierliches und Erhabenes. Von

Welken und Absterben empfand Agathe jetzt nichts mehr, jenes erlösende Motiv aus dem letzten Satz von Lorinsers Kriegs-Suite war ihr plötzlich eingefallen, das sich triumphierend über Klage und Leid, Sünde und Elend emporschwang und alles Erdentreiben in einem feierlichen Choral von überwältigender Kraft verklärte. Ganz deutlich, mit überraschender Sinnfälligkeit, hatte dieses wundervolle Thema der Auferstehung, dieses hohe Lied des Weltverstehens in ihr wiederzuklingen begonnen, daß sie es wie aus einem vollbesetzten Orchester, als hätten die gelben, rötlichen und purpurnen Farben des Herbstes sich in Töne verwandelt, brausen und jubeln hörte, strahlend in majestätischer Pracht, und Fluten von Licht bis in die letzten Abgründe des Daseins schleudernd.

Sie schrak zusammen, denn eine Gestalt war vor ihr stehengeblieben und redete sie an. Überrascht blickte sie auf. Susel Moerungen war es, die Agathe in ihrer Wohnung aufgesucht und vom Dienstmädchen erfahren hatte, daß sie in den Park hinübergegangen sei, wo sie vermutlich zu finden wäre. Sie kam, Agathen persönlich zur Errettung ihres Mannes zu beglückwünschen.

„Ich las davon in der Zeitung,“ sagte sie. „Man ist schon ganz stumpf geworden gegen solche Kriegserlebnisse, die beinahe zu den Alltäglichkeiten gehören. Aber wenn es einen lieben Bekannten betrifft, macht es einem dann doppelt Eindruck.“

Teilnehmend erkundigte sie sich nach Alberts Befinden und Verwundung, und Agathe konnte zum Glück befriedigende Auskunft erteilen. Der Streifschuß am Oberarm war als bedeutungslos erkannt worden, nur wegen der leichten Nervenerschütterung, die er erlitten, mußte er sich noch eine gewisse Schonung auferlegen. Anfangs hatte er beabsichtigt, bereits diese Woche in Wien einzutreffen, aber die Verpflegungsverhältnisse, die er in einem Sanatorium in der Nähe von Teschen vorgefunden hatte, waren so günstige, daß der Arzt ihm riet, die Liege- und Ernährungskur, die er ihm zu verordnen nötig fand, lieber gleich dort abzumachen.

„Seine Briefe," sagte Agathe, „klingen beruhigt und heiter. Von den religiösen Gedanken abgesehen, die ihn immer mehr beschäftigen, atmen sie sogar ein gewisses Behagen. So kann ich es nur billigen, wenn er die günstige Gelegenheit wahrnimmt. Er braucht jetzt Ruhe, ländliche Umgebung und reichliche Lebensmittel, alles Dinge, die ihm in Wien fehlen würden."

Und dann wendete sie sich an Susel mit der Frage, wie es denn ihr, ihrem Mann und vor allem dem Neugeborenen gehe. Die Geburtsanzeige hatte man ihr im Sommer, bald nachdem sie sich vor der üblen Nachrede oder vor Lorinser oder vor beidem nach Gmunden geflüchtet hatte, dahin nachgesendet. Seither war sie ohne Nachricht geblieben, und es drückte sie ein wenig, daß sie, obgleich erst seit kaum einer Woche in Wien, nicht bereits Gelegenheit genommen hatte, nach Döbling hinüberzufahren, um sich nach der Freundin und dem Kinde zu erkundigen. Es fiel ihr heiß auf die Seele, daß sie die ganze Zeit her in ihrer eigenen Herzensnot und Bedrängnis an die Moerungens und deren Familienzuwachs fast gar nicht mehr gedacht hatte.

„Du bist mir zuvorgekommen, Susel," sagte sie; „ich hätte dich ganz gewiß dieser Tage aufgesucht. Meinen Glückwunschbrief aus Gmunden hast du wohl erhalten? Du mußt mir nicht böse sein, daß ich seither nicht mehr schrieb; ich hatte zu viel mit mir selbst zu tun, und da du meine Anfrage um nähere Umstände unbeantwortet ließest, so nahm ich an, daß dies auch bei dir der Fall sei. Es ist doch alles gut gegangen? Und das Kind ist gesund und gedeiht? Daß ich dich wieder so schlank vor mir sehe, macht mir erst klar, wie lang es schon wieder her ist. Übrigens bist du fast allzu schlank geworden und siehst noch recht angegriffen aus."

„Ach, Agathe, bei dir braucht es keine Entschuldigung," sagte Susel. „Ich weiß ohnedies, daß du mir's gut meinst, du hast mir auch so lieb und teilnehmend geschrieben und mir sogar diese süßen, herzigen Kleinkindersachen geschickt, für die ich dir noch nicht einmal danken konnte. Und daß

du mich nicht um nähere Nachricht drängtest, war mir, aufrichtig gesagt, nur lieb. Es ist nämlich — daß ich dir's nur gestehe — durchaus nicht alles nach Wunsch gegangen, wie du annimmst. Ich habe Schweres, ja Entsetzliches durchgemacht und bin heute eine ganz andere, als da wir uns das letzte Mal sahen. Aber das erzählt und erklärt sich schriftlich schwerer als mündlich. Dies war der Grund, warum ich deinen Brief unbeantwortet ließ."

Bestürzt sah Agathe sie an. Sie gewahrte erst jetzt die Spuren des Kummers in diesem hübschen, einst so vergnügten Gesichtchen und glaubte eine Reife und Erkenntnis darin zu entdecken, die ihm sonst fremd gewesen waren. Ihren besorgten Fragen nachgebend, erzählte Susel, was sich ereignet hatte. Das Kind war zu früh gekommen, und zwar infolge einer seelischen Erschütterung der Mutter. Gustl Weidt, der im Lazarett einer schweren Verwundung erlegen war, hatte ihr auf dem Sterbebett einen Abschiedsbrief geschrieben, der gerade während der letzten Zeit der Schwangerschaft in ihre Hände gelangte.

„Als ich den Brief las," sagte sie, „da meinte ich, das Herz müsse mir brechen. Ich verfluchte mich selbst, mein Dasein und meine Mutter und hätte mir am liebsten die Adern geöffnet. Eine Stunde später setzten die Wehen ein. Zwei Tage lag ich zwischen Tod und Leben .... Was für ein seltsames Bündel von Widersprüchen ist doch der Mensch! Nun kämpfte ich doch um mein Leben!"

„Und das Kind?" fragte Agathe bange.

„Es lebt — gerade soviel, daß es nicht sterben kann. Felix macht die äußersten Anstrengungen, es zu erhalten, läßt kein Mittel unversucht und keinen berühmten Arzt ungefragt; denn es ist ein Knabe, und wenn es stürbe, wäre die Aussicht auf einen Stammhalter für immer dahin."

„Für immer? Wär' es denn ausgeschlossen —?"

„Für immer! Ich kann nie wieder Mutter werden."

Sie weinte. Ein Windstoß wehte einen Wirbel dürrer Blätter vor sich her und fegte sie über den Steinbord des

Weihers, der vor ihnen lag, daß sie in seine grünschlammige Oberfläche hilflos versanken.

„So lassen wir uns schieben und treiben," rief Susel bitter, „vom Zufall oder irgendeinem äußeren Einfluß, mit dem wir im Grunde nichts gemein haben. Sind wir denn eine leblose Sache? Wozu hat der Mensch seinen Willen? Wenn wir dem Gesetz folgen, das in uns ist, so erleben wir doch wenigstens Schicksale. Gustl Weidt hat sich freiwillig an die Front gemeldet, weil er Volk und Vaterland bedroht sah; er wußte, warum er litt und starb. Ich weiß es nicht, warum ich leide, ich habe meinen Mann nie geliebt; ich kann mir nicht sagen, es mußte sein, weil ich so wollte und weil es meine innerste Bestimmung war. Ich habe kein Schicksal erlebt, ich habe nur — Malheur gehabt. Und ich frage mich: Wozu? Warum? Weil meine Mutter mich verheiraten wollte!"

Agathe redete ihr teilnehmend zu, eigentlich gegen ihre eigene Überzeugung; sie wußte im Grunde nichts Tröstliches vorzubringen. Und doch! Einen gewissen Trost gewährt es ja immer, zu erfahren, daß wir nicht die alleinig Irrenden waren. Wenn sie Vertrauen mit Vertrauen erwiderte, so würde Susel einsehen müssen, daß der Wille erst recht in Schuld und Wirrnis stürzen kann.

„Ich habe frei nach meinem Herzen wählen dürfen," sagte sie, „und dennoch wird die erste Unterredung, die ich nach seiner Rückkehr mit Albert haben werde, unsere letzte sein."

Susel ergriff ihre Hand und sah ihr ernst und vorwurfsvoll in die Augen.

„So habe ich damals doch richtig geraten! Und du strittest es mir ab. Agathe — unaufrichtig? Das ist mir neu!"

„Urteile nicht vorschnell! Unaufrichtigkeit ist mir immer fremd gewesen. Die öffentliche Meinung hat mir unrecht getan, indem sie mich eines unerlaubten Verhältnisses mit Lorinser bezichtigte. Damals bin ich rein und schuldlos gewesen, der Kampf, den ich kämpfte, war ehrlich, und ich

hätte nie geglaubt, daß ich unterliegen könne. Heute — mache ich dir kein Geheimnis daraus, daß ich nie wieder zu Albert zurückkehren werde. Und doch glaubte ich einst, ihn zu lieben. Du siehst, daß man sich eben täuschen kann."

„Und dennoch ist das Schwärmen unserer jungen Mädchenjahre von der großen wahren und einzigen Liebe das Echte und Richtige gewesen! Die Art, in der es sich äußerte, war sicher oft überstiegen, aber das Wesentliche trifft die unerfahrene Jugend in ihrer Unbekümmertheit um schlaue Vorteile doch besser, als alle Vorsicht — dabei bleib' ich nun einmal. Du hast es doch selbst einst ausgesprochen, daß die Liebe unfehlbar einen bestimmten Sinn haben müsse, sonst wäre sie nicht da, und daß dieser Sinn nur darin bestehen könne, uns unbewußt den richtigen Weg zu leiten, den wir mit aller Klugheit nur zu leicht verfehlen. Solltest du deine Meinung hierüber geändert haben? Das kann ich kaum glauben. Und wenn deine Liebe zu Albert geschwunden ist, so war es sicher nur deshalb, weil eine andere und größere sie verdrängt hat. Trügerisch und ein Irrtum ist sie darum nicht gewesen, nur zeitlich begrenzt. Aber innerhalb jener Zeit, in der sie lebendig war, hat sie dir doch Licht und Wärme gespendet."

„Und viel zwecklose Qual," sagte Agathe mit einem Seufzer.

„So muß ich dich abermals," rief Susel, „an deine eigenen Worte erinnern: daß Liebe nicht dazu da sei, uns schön warm ins Dauerglück einzubetten. Daß sie eine Pflugschar sei, die unser Herz verwundet und aufreißt, damit es Saat empfange wie die Ackerkrume, die umgebrochen wird. O wie froh und stolz trüg' ich die Wundmale erfüllter Herzensnotwendigkeiten! Laß mich dir ein warnendes Beispiel sein, Agathe! Verleugne dein wahres Wesen nicht und diene der neuen Liebe, die in dir aufgestanden ist, was auch immer daraus werden mag! Glaub mir: wer sein Schicksal erfüllt, dem kann nichts geschehen. Wer ihm aber feig aus dem Wege geht, wie ich es tat, dem können auch die sieben Feen aus dem Märchen die Verwünschung nicht in Segen wandeln!"

„Die Liebe zu Michel Lorinser ist so festgeankert in meinem Herzen," sagte Agathe, „daß keine Macht des Himmels und der Erde sie je davon losreißen wird. Und auch der Anker, wenn er gleich keine Saat und Ernte bereiten hilft, schlägt Wunden wie der Pflug. Insofern werd' ich mein Schicksal erfüllen und leiden. Denn was soll aus unserer Liebe werden? Ich weiß es nicht. Wir sind unter Umständen auseinandergegangen, die keinem von uns gestatten, eine neuerliche Annäherung zu versuchen."

„Wieso? Ist Lorinser nicht in Wien? Oder aus welchem Grunde sonst bedarf es einer neuerlichen Annäherung, da ihr euch liebt?"

„Wir schieden voneinander unter dem Eindruck einer unsühnbaren Schuld. Die ist nun von uns genommen, aber nicht durch unser Verdienst. Unserer Absicht nach sind wir so schuldig, wie wir waren, wenn auch die Tatsachen uns entlasteten .... Ich spreche für dich vielleicht in Rätseln," sagte sie, „erlaß es mir, dir dies alles näher zu erklären. Nur soviel noch: Gewiß ist Lorinser in Wien! Aber ich hab' ihn nicht wiedergesehen und vielleicht werde ich ihn nie wiedersehen. Ich kann ihm nicht schreiben: da bin ich wieder, nimm mich hin! Und er kann mir nicht schreiben: es war ein blinder Schreck, lassen wir's beim alten. Einst war es ein Totgeglaubter, der zwischen uns trat und uns trennte. Jetzt ist es — wie soll ich sagen? Vielleicht die Erschütterung der Selbstvorwürfe und der Reue, die wir schon einmal durchgemacht haben, und die wie eine Mahnung aus dem Jenseits Ehrfurcht heischt. Vielleicht auch nur die Scham, die man empfindet, sich wiederzusehen, wenn man unter tragischem Schuldbewußtsein voneinander Abschied genommen hat."

Ob Susel ahnte, worum es sich handelte? Auf alle Fälle gab sie sich darein und unterließ es, die Freundin mit Fragen zu bedrängen. Nur das eine wollte sie noch wissen: wie Agathe sich ihr weiteres Leben vorstelle, da sie Alberts Gattin nicht mehr sein konnte und wollte.

„Ich habe mich entschlossen, zum Pflegedienst zurückzukehren; vielleicht hätte ich ihn nie verlassen sollen. Wir müssen etwas zu betreuen haben, wir Frauen. Du hast dein armes Kindchen, ich werde statt dessen wieder meine armen Verwundeten haben."

„Eine schwere und traurige Mutterschaft, mit der Gott dich segnet!"

„Und doch etwas wie Mutterschaft!" —

Als Susel sich verabschieden wollte, brach auch Agathe auf, ihr noch ein Stück Weges das Geleite zu geben. Beide waren sie ihres Leids, indem sie es ausgesprochen und einander gestanden hatten, doppelt bewußt geworden, und Traurigkeit erfüllte ihre Herzen, während sie in Gesprächen langsam miteinander durch den Park gingen, der Agathen auf einmal wie entzaubert schien.

Wo war die Pracht geblieben, der Farbenjubel, der sie eben vorhin noch entzückte? Wo waren die märchenhaften Regenbogen, Vögel, Rosen, Früchte hingekommen, die die fortschreitende Zerstörung in blühendes Leben umgetäuscht hatten? Nicht weil die Sonne bereits hinter den Häuserzeilen stand und ihre vergoldenden Strahlen fehlten — nicht darum allein nahmen sich die Dinge nun so ganz anders aus. Weit mehr noch aus dem Grunde, weil ihr Wille seine Spannkraft eingebüßt und eine Stimmung des Verzichtens und Entsagens sich ihrer bemächtigt hatte. Darum sah sie die Dinge jetzt wieder so, wie sie waren, und fühlte in allen Fibern den Herbst, das stille Hinwelken, das trostlose Absterben. Denn manches, was unausgesprochen noch im Dämmer der Ungeklärtheit hätte bleiben können, war ihr im Gespräch mit der Freundin erst recht ersichtlich und greifbar geworden.

So zerstört die Nötigung, das nur halb zu Ende Gedachte in Worte zu fassen, nicht selten den Wahn und die hoffenden Selbsttäuschungen, die sich im Unterbewußtsein verborgen halten, und denen unsere Freudigkeit und Kraft vielleicht hundertmal mehr verdankt als dem unerbittlich zweischneidigen Schwerte der Klarheit und Wahrheit . . . .

Bis zur Haltestelle der Straßenbahn auf dem Schwarzenbergplatz hatte sie Susel begleitet, nun kehrte sie müde und nachdenklich zurück, in der Richtung gegen ihre Wohnung. Als sie die Gartenanlagen durchquerte, die den öffentlichen Platz rings um den Hochstrahlbrunnen schmücken, blieb ein Soldat, ein großer und schwerer Mensch, der ihren Weg kreuzte, plötzlich vor ihr stehen und legte grüßend die Hand an den Schirm seiner Dienstmütze.

„Lorinser!" rief sie entsetzt.

Aber er konnte es doch nicht sein! Ihre Einbildung narrte sie, weil sie unablässig an ihn gedacht und noch eben vorhin von ihm gesprochen hatte! Erlaubte der Zufall sich nun einen Scherz mit ihr, indem er ihr diesen Menschen in den Weg führte, der ihm so ähnlich sah?

Der Soldat mußte lachen, weil sie ihn so entgeistet anstarrte.

„Sie wundern sich, daß ich in Uniform stecke?"

„Sind Sie's oder sind Sie's nicht?"

„Ich kann mich leider selbst nicht sehen," sagte er; „aber nach meinem inneren Bewußtsein zu schließen, möchte ich fast annehmen, daß ich's wirklich bin."

Sie mußte nun gleichfalls lachen und schüttelte den Kopf.

„Nein, wie Sie ausschauen!"

„Nun, wie schau ich eigentlich aus? Stramm hoffentlich? Achtung einflößend und martialisch?"

„Nein, daß Sie das wirklich sein sollen —?" rief sie, die Hände zusammenschlagend. „Zu sonderbar sehen Sie aus! Komisch geradezu!"

Sie bog sich vor Lachen.

„Komisch?" begehrte er in scherzhafter Entrüstung auf. „Wollen Sie mich und die Armee beleidigen? Einen k. und k. Krieger findet man unter keinen Umständen komisch, bitte!"

„Ich kann mir aber nicht helfen, Sie sehen nun einmal komisch aus! Urdrollig sehen Sie aus! Lächerlich mit einem Wort! Wenn Sie mich nicht grüßten, ich hätte Sie einfach nicht wiedererkannt, in der Kluft da! Sagen Sie, was soll

diese Maskerade? Zu welcher Truppe gehören Sie eigentlich? Und noch nicht einmal das kleinste Sternchen haben Sie!"

„Aber gelbe Börtel," sagte er belustigt, seine Einjährigen-Abzeichen darweisend. „Über Nacht wird man doch nicht General! Was glauben Sie, ich kann's noch zum Musikfeldwebel bringen!"

Die verblüffende Sachlage, die unerwarteten Umstände und die Heiterkeit, die sich daraus ergab, ließen sie das Peinliche des ersten Zusammentreffens spielend überwinden, daß sie eigentlich an gar keine Schwierigkeiten dachten. Ganz unwillkürlich machte es sich, daß sie ohne jede Befangenheit miteinander plauderten, während sie langsam Seite an Seite die Kieswege um den Hochstrahlbrunnen entlang schlenderten. Die überraschende Verwandlung, die mit seiner äußeren Erscheinung vorgegangen war, lieferte ja auch genug Stoff zu unverfänglichen Fragen und Antworten. Während man früher seine Tätigkeit für die Kriegsfürsorge als eine Art Waffendienst hatte gelten lassen, war er jetzt einberufen und einem militärischen Amte zugeteilt worden, wo er sich auf musikalischem Gebiet nützlich machen sollte. Er zeigte sich von seiner neuen Beschäftigung nicht sonderlich erbaut.

„Wenn ich schon das G'wandl da anziehn muß," meinte er, „so wär' ich lieber gleich an die Front gekommen, da erlebt man doch was. Zum Notenschreiben und Ordnen von Musikalien könnten sie, scheint mir, auch einen Handlanger anstellen. Und das bißl Tschin-bum-trara, wenn's einmal eine Festmusik zu komponieren gibt, hätt' ich ihnen auch im Zivil machen können. Übrigens ist der Kommandant ein scharmanter Herr, keine Spur von einem Knopf, und ein großer Musikfreund. Das schlimmste bleibt das Stundeneinhalten und daß man zwecklos so viel Zeit versitzt. So muß ich halt die Nächte hernehmen .... Dafür wird aber auch was draus!" sagte er, stehen bleibend und sie mit innerlich jubelnden Augen, die plötzlich aufleuchteten, verheißungsvoll anblitzend. „An dem Opus sollen Sie noch eine Freud' erleben!"

„Ist das die Sinfonie," fragte sie, „deren zwei ersten Sätze Sie mir in Gmunden vorspielten?"

„Meinen Sie, ich könnt' an was anderes denken?" fragte er dagegen, während sie weitergingen. „Ich hab' ja kein eigenes Leben mehr, die Sinfonie ist mein wahres Leben."

„Sind Sie schon im dritten Satz?"

„Sogar schon im vierten. Und der wird die Krone meines Lebens . . . : Schauen Sie die Karlskirche an, da drüben," sagte er, sich unterbrechend und abermals seinen Schritt hemmend. „Wie die jetzt herrlich in der Abendsonne steht! Wie ihre grüne Kuppel sich zum Himmel schwingt, als wär' sie ohne Schwere! So muß das Finale werden! So wird es krönen und abschließen, so erhaben, so erlösend und doch so anmutig zugleich. Gerade so wie die wundervolle Kuppel über der Karlskirche!"

Die Trunkenheit seiner Schöpferfreude, die kindliche Unbefangenheit, mit der er sein eigenes Werk pries, bestrickte Agathen. An seinen Lippen hängend, lauschte sie seinen Worten, als verkünde er ein Evangelium. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß diese Sinfonie, deren erste Hälfte sie schon in Gmunden zur Bewunderung hingerissen hatte, ein Meisterwerk von dauernder Geltung werden müsse, wenn sie am Schlusse sich noch steigerte und über sich selbst hinauswuchs.

„Was ich bisher von Ihrer Sinfonie kenne, ist prachtvoll!" sagte sie mit ehrlicher Begeisterung. „Ich freue mich, daß Sie inzwischen so gut vorwärtsgekommen sind. Werde ich etwas zu hören bekommen?"

„Alles werden Sie zu hören bekommen, wenn Sie wollen! Es gehört ohnedies Ihnen. Alles gehört Ihnen! Die ganze Sinfonie ist Ihr Eigentum und Ihr Werk!"

„Mein Eigentum und mein Werk?" fragte sie erfreut und geschmeichelt. „Was für ein Recht hätte ich darauf?"

„Sie haben die wahre Kunst in mir erweckt, Agathe," sagte er — nur ein einziges Mal, auf dem Antlaßstein, hatte er sie bei ihrem Namen genannt. „Ihnen allein ist diese Sinfonie zu eigen, Ihnen allein verdank' ich sie!"

„Sie machen mich stolz und doppelt begierig, die Fortsetzung zu hören."

„Kommen Sie mit mir, ich spiel' Ihnen vor!" rief er, von Künstlereifer hingerissen. „Der vierte Satz ist noch im Entstehen, es wird mich beschwingen und steigern, wenn er Ihren Beifall findet! Weihen Sie ihn, damit er ganz so gelinge, wie er mir vor der Seele schwebt. Gleich das erste Thema, mit dem er einsetzt, ist das beste, was ich je geschrieben habe und vielleicht je schreiben werde. Sie müssen es hören! Ich muß es Ihnen vorspielen! Kommen Sie, Agathe! Segnen Sie mein Werk, das auch Ihr Werk ist, damit etwas Großes, etwas Einziges daraus werde! Können Sie noch zögern? Kommen Sie!"

„Wohin?" fragte sie bestürzt und verwirrt.

„Ich wohne jetzt ganz da in der Nähe, von der Gußhausstraße eine der ersten Seitengassen. Machen Sie mir die Freude! Oder ziehen Sie vor, daß wir zu Ihnen gehen? Meine Bude ist Ihnen vielleicht zu schlecht?"

„Ich bin doch früher öfters bei Ihnen gewesen —!" sagte Agathe gekränkt.

„Ja, früher — da hab' ich mir noch was leisten können, da hab' ich elegant gewohnt im Vergleich zu jetzt .... Übrigens die Aussicht ist schön. Die ist wirklich eine Sehenswürdigkeit!" sagte er und schlug die Richtung gegen die Gußhausstraße ein.

Völlig willenlos schritt Agathe an seiner Seite hin. Während des Weges fuhr er fort, von seiner Sinfonie zu sprechen, und erklärte ihr im voraus die Zusammenhänge, damit sie sich leichter in der, wie er selbst zugab, immerhin schwierigen Musik zurechtfinden sollte.

„Dieses erste Thema des Finales," sagte er, indem er es ihr vorsummte, „das wird im Orchester wie eine Erlösung wirken. Wissen Sie, wann es mir eingefallen ist? An demselben Tage, wo es in der Zeitung stand, daß Ihr Mann nicht gefallen war und sich wieder herausgewutzelt hatte."

„Sie sprechen immer nur vom vierten Satz," lenkte Agathe

ab. Sie konnte sich jetzt doch einer gewissen Beklommenheit nicht erwehren. „Und was ist es eigentlich mit dem dritten?“ fragte sie.

„Der schließt mit einer Verzweiflung, daß einem angst und bange dabei wird. Ein Scherzo ist er also im Grunde nicht.“

Er sang das Hauptmotiv und machte sie auf Einzelheiten in der Durchführung aufmerksam.

„Dieses drängende und leidenschaftliche Thema, das ans Licht möchte, kann sich durchaus nicht entwickeln und wird schließlich grausam zerstampft. Man glaubt vor Leid zu vergehen .... Der letzte Abend in Gmunden steckt dahinter,“ sagte er, „wo wir auseinander gegangen sind. Ich bin ja noch halb wahnsinnig gewesen, wie ich die Stelle komponiert habe. Es ist ein furchtbarer Gegensatz zur ersten Hälfte des dritten Satzes.“

„Sie erklären in verkehrter Reihenfolge, aber es tut nichts, ich finde mich schon zurecht. Und diese erste Hälfte des dritten Satzes,“ fragte sie gespannt — „was enthält nun diese?“

Abermals sang er ihr die Hauptthemen vor und legte den inneren Aufbau bloß. Es waren lieblich hinschmelzende oder glückselig aufjubelnde musikalische Gedanken, die er teils nur flüchtig andeutete, teils nachdrücklich hervorhob. Ein Motiv besonders von zauberischem Reiz und leidenschaftlicher Bewegtheit griff Agathen mächtig ans Herz.

„Damit fängt nun also der dritte Satz an,“ schloß er. „Und weil ich merkwürdigerweise in die umgekehrte Reihenfolge verfallen bin, so werden Sie leicht erraten, um was es sich hier handelt. Der Beginn des dritten Satzes, und hier könnte er noch am ehesten für ein Scherzo gelten, spiegelt die schönen, unvergeßlichen Stunden von Gmunden wider, die unserem traurigen Abschied vorausgegangen sind.“

Unter diesen Gesprächen waren sie jetzt vor dem Tor des Hauses angelangt, in welchem er wohnte. Einen Augenblick zögerte Agathe und blieb stehen.

„Soll ich wirklich mit hinaufkommen?“

Er sah so furchtbar enttäuscht drein, daß er sie dauerte. Aber er wollte offenbar nicht zudringlich scheinen.

„Oh, wenn Sie Bedenken haben —! So wichtig ist es nicht, daß Sie meine Musik hören. Es wird sich schon eine andere Gelegenheit finden."

„Und dieses besonders schöne Motiv vom Beginn des dritten Satzes," sagte sie, indem sie rasch ins Tor trat und entschlossen durch den Hausflur vorausschritt — „kommt dem eine Beziehung auf bestimmte Erlebnisse zu?"

Er war ihr gefolgt. Sie betraten das Stiegenhaus, langsam begannen sie nebeneinander die Treppe hinaufzusteigen.

„Sie meinen jenes zauberisch leidenschaftliche Motiv," sagte er, auf ihre Frage zurückkommend, „das wie Geistergesang einsetzt? Ja, das steht für mein Gefühl allerdings mit ganz bestimmten Erlebnissen in Beziehung. Und ich muß auch immer an eine bestimmte Örtlichkeit dabei denken. An den einsamen Felsen am Wasser: Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb .... Vielleicht klingt der musikalische Grundgedanke sogar ein ganz klein wenig an das alte Volkslied an."

„Ich bin neugierig, wie Sie den Gedanken verwertet haben," sagte Agathe.

„Ich hoff' ihn im vierten Satz wieder aufnehmen zu können. Und dann wird er erst zur vollen Entfaltung und Ausgestaltung gelangen .... Und nun bitte ich Sie," unterbrach er sich, „gehen Sie ganz gemächlich allein weiter, bis in den obersten Stock, da wohn' ich. Ich lauf' inzwischen voraus, ich muß mich nur geschwind in Zivil werfen, damit ich wieder ein Mensch werde. In Uniform wär' es mir ganz unmöglich, Ihnen vorzuspielen."

Damit eilte er die Treppe aufwärts, immer gleich drei oder vier Stufen auf einmal nehmend. Sie folgte langsam, Stufe für Stufe. Auf jedem Treppenabsatz blieb sie stehen, beugte sich übers Geländer und sah hinunter. Noch war sie frei. Sollte sie nicht lieber umkehren? Und dann setzte

sie ihren Weg fort und stieg weiter, immer höher und höher. Sie preßte die Hand aufs Herz, das ihr heftig pochte, obgleich sie nur Schritt vor Schritt setzte und sich wahrlich nicht übereilte. Nun war sie schon im dritten oder vierten Stock, und es nahm noch immer kein Ende. Da erschien bereits Lorinser ganz oben unter der Decke, er war schon umgekleidet, bog sich über das Treppengeländer und winkte ihr zu.

„Das führt ja in den Himmel?" rief sie lachend zu ihm hinauf.

„Wir wollen's hoffen!" gab er fröhlich zurück.

Er erwartete sie an der Wohnungstür und führte sie in sein Zimmer. Es war eine ziemlich dürftig eingerichtete Bude, nach hinten hinaus gelegen, aber aus den Fenstern sah man über Höfe und Feuermauern hinweg die grünen Kupferdächer der Karlskirche, die sich, von der herrlichen Hauptkuppel überragt, in reizvollen Verkürzungen ineinander schoben und übereinander bauten, daß es ein ganzes Bild gab. Nachdem sie den entzückenden Ausblick genügend bewundert hatte, sah sie sich erst ordentlich in der Stube um.

„Wo sind denn Ihre beiden alten italienischen Lauten?" fragte sie.

„Die haben sie mir weggenommen," sagte er obenhin. „Weil ich nämlich mit den Abschlagszahlungen im Rückstand geblieben war."

Er lud sie ein, auf dem Sofa Platz zu nehmen, aus dem an mehreren Stellen das Seegras herauswuchs, und schlug den Deckel des Flügels zurück.

„Dabei haben Sie vermutlich auch alles bisher darauf eingezahlte Geld eingebüßt?" fragte Agathe bekümmert.

„Ja, das wird schon so sein, zurückgekriegt wenigstens hab' ich nichts."

„Und wo ist denn das Honorar hingekommen," forschte sie weiter, „das Sie für die Kriegs-Suite erhalten haben?"

Lorinser dachte nach. Er schien sich nicht daran zu erinnern. Aber schließlich fiel es ihm doch ein.

„Ja, richtig!" rief er; „das Honorar, soweit es halt noch

da war, hab' ich dem Verleger wieder zurückgeben müssen, weil ich die Kriegs-Suite ja gar nicht veröffentlichen lasse."

Agathe war starr.

„Sie lassen die Kriegs-Suite nicht veröffentlichen? Und warum denn, wenn man fragen darf?"

„Weil sie ein Schmarrn ist," sagte er. „Der erste echte Lorinser ist die Sinfonie. Was vorher war, gehört ins Feuer."

Er hatte sich an den Flügel gesetzt.

„Wünschen Sie den dritten oder den vierten Satz?"

„Alles, bitte, von Anfang an und in der richtigen Reihenfolge."

Er begann zu spielen und fing, wie sie es wünschte, mit dem ersten Satz an, den sie bereits in Gmunden gehört hatte. Und dann spielte er das Adagio, das sie gleichfalls schon kannte, und dann den dritten Satz, der ihr neu war und dessen Themen er ihr auf dem Weg in seine Wohnung dargelegt hatte, und endlich vom Finale alles, was bis jetzt davon vorhanden war. Es war ein großes Werk, auch dem äußeren Umfang nach, obgleich vom letzten Satz noch gut drei Viertel fehlten, benötigte er weit über eine Stunde, es zu Ende zu spielen.

Mit der Schilderung des zerfahrenen und zerrissenen Gemütszustandes einsetzend, in dem er sich befunden hatte, ehe das Schicksal ihn auf den Alexandrowitsch-Anlagen bei Baden mit ihr zusammengeführt, erzählte und bekannte seine Musik es vor aller Welt und doch nur ihr allein bis ins letzte verständlich, wie in ihrer Gestalt das ewig Weibliche erlösend und emporweisend in sein Leben getreten war, wie seine Sehnsucht sie zur Himmelskönigin verklärt und wie sie, durch die Flucht sich ihm entziehend, seine Seele in die Leere einer trostlosen Einsamkeit hinausgestoßen hatte. Das Wiedersehen in Gmunden folgte, das stillbeglückte Stunden des Beisammenseins brachte, die Liebe keimte auf am gründunklen Traunsee, und die Geister der Hingeschiedenen vom Antlaßstein schenkten der entfachten Leidenschaft beseligende Vorahnungen einer nahen Erfüllung. Da erhob sich plötzlich

mit düster verhülltem Haupt eine Schreckgestalt zwischen ihnen: die Schuld, deren dröhnende Stimme ewige Scheidung verkündigte. Die Nacht der Verzweiflung drohte mit freiwilligem Tod oder Wahnsinn. Aber so unerwartet, wie das unsühnbare Schicksal dem Boden entstiegen, so unerwartet ließ es seinen schwarzen Mantel sinken und stand, der Häßlichkeit entkleidet, als reine Göttin da, vor deren strahlendem Leibe die Finsternis ins Nichts versank. Und aus dem Abgrund, in den sie sich wimmernd verkroch, hob sich wundersamer Gesang der Geister, das süß-leidenschaftliche Lied vom Antlaßstein . . . .

„Das ist das Thema, das den vierten Satz beherrschen wird," sagte Lorinser, nachdem er zu spielen aufgehört.

Wie erschöpft sank er in seinen Stuhl zurück, selbst ergriffen von seiner Musik und mit seinen Gedanken in einer anderen Welt. Agathe erwachte wie aus einem Traum. Sie hätte noch stundenlang lauschen mögen, und daß es schon zu Ende war, tat ihr doppelt leid, da er mitten in dem herrlichen Thema abgebrochen hatte, das ihr das schönste von allen dünkte. Aber er hatte es ihr ja schon vorhin in Aussicht gestellt, daß dieses Thema erst in diesem Satz seine volle Entfaltung und endgültige Ausgestaltung finden würde. Wenn das, was noch fehlte, dem schon Vollendeten entsprach, so reihte diese Sinfonie sich dem Größten würdig an, was es in diesem Bereiche der Kunst überhaupt gab! Ohne ein Wort zu sagen, das Antlitz in die Hände geschmiegt, verharrte sie in andächtiger Versunkenheit und ließ das Gehörte in sich nachklingen.

Sein ganzes Leben, von dem Augenblick an, wo sie zum ersten Male mit ihm zusammengetroffen war, hatte er, in gedrängter Form und ins Gemeingültige gesteigert, noch einmal unter ihren Augen durchgelebt und es bis ins Innerste vor ihr entblößt durch das Ausdrucksmittel der Töne, welches die ihm gemäße Sprache der letzten Wahrheit war. Sie fühlte sich hingerissen, erschüttert, überwältigt, mit Leib und Seele im Bann seines geheimnisvollen Gestaltens. Dank-

barkeit und Stolz erfüllten ihr Herz, daß sie ihm und seinem Schaffen so viel hatte geben dürfen, und daß er ihr kleines, unbedeutendes Dasein aus dem Staube gehoben und unter Unzähligen gewürdigt hatte, fortzuleben im verklärten Bilde seiner Kunst — für dauernde Zeiten!

Und sie gelobte sich, ihm alles zu sein, was nur immer ihm zu sein sie vermöchte, um seine Kraft und Freudigkeit noch für dies Letzte, das zur Vollendung fehlte, zu steigern und so sein Werk zu segnen und zu weihen, wie er es von ihr erwartete, damit etwas Einziges und Ewiges daraus würde.

XXIV.

Der erste Schnee, der einen frühen Winter ankündigte, stob in wirbelnden Massen vom eintönig grauen Himmel und hatte das Stadtbild von Wien in kürzester Zeit in eine Winterlandschaft verwandelt.

Aus Döbling zurückkehrend, wo sie den vor Wochen versprochenen und seit Wochen hinausgeschobenen Besuch bei Susel Moerungen endlich erledigt hatte, sah Agathe vor den Fenstern des Straßenbahnwagens, in dem sie saß, die großen weißen Flocken treiben und die entlaubten Ahornbäume der Ringstraße unter schweren Schneelasten ihre Zweige zu Boden senken. So gebeugt und zum Niederbrechen beschwert, hatte sie die arme Susel angetroffen. Das dürftige Kindchen wollte und wollte nicht gedeihen, trotz aller Achtsamkeit und Hingebung, mit der man es aufzupäppeln versuchte. Und niemand der Näherbeteiligten trug die Sorge um das unzulängliche Geschöpfchen und die große Enttäuschung, die zugleich mit ihm ins Leben des jungvermählten Paares eingezogen war, aufrecht und mit schonender Fassung außer einzig Felix Moerungen, Susels Gatte. Hierin erblickte Agathe eine neuerliche Bestätigung dafür, daß er seine Frau liebe, was sie immer für wahrscheinlich gehalten hatte. Für ihn war diese Verbindung eine Forderung der unbewußten Natur selbst gewesen, die

er einst — Agathe erinnerte sich deutlich — als das Wertvollste bezeichnet hatte, das in uns sei, wertvoll wie alles, was über der Vernunft stehe und aus den geheimnisvollen Tiefen der Seele stamme. Darum erlebte er jetzt im Unglück nicht das Scheitern eines klug angelegten Planes oder das Fehlschlagen einer Berechnung, sondern ein Schicksal. Und daraus erklärte es sich auch, daß er die Kraft fand, es zu tragen.

Wie zutreffend war doch das Wort, in das Susel damals im Schwarzenberg-Garten ihre aus Leid geborene verspätete Erkenntnis zusammengefaßt hatte: wer seinen Herzensnotwendigkeiten gehorche, dem könne nichts geschehen! Das empfand mit allem freudigen Mut der Sicherheit Agathe nun an sich selbst. Unendlich Schweres — darüber gab sie sich keiner Täuschung hin — stand ihr bevor, Peinliches, Banges, Gefahrdrohendes: die Aussprache mit ihrem Mann, den eine sechswöchige Kur in jener Heilanstalt bei Teschen vollständig wiederhergestellt hatte, und der in den nächsten Tagen in Wien eintreffen sollte; die nagende Sorge über ihre unsichere und gänzlich in der Luft hängende Zukunft, die eine ungelöste und schier unlösbare Frage blieb, da sie sich Lorinsern nicht als Ehegatten, geschweige als Familienvater vorstellen konnte; das absprechende Urteil der Welt, das Ausgestoßensein aus der Gesellschaft, von dem sie eben vorhin in einer Auseinandersetzung mit ihrer Tante, Frau von Lengheim, welcher die wieder aufgenommenen Beziehungen zu Lorinser irgendwie zu Ohren gekommen sein mußten, einen bitteren Vorgeschmack bekommen hatte; und vielleicht Schlimmeres noch, unvorhergesehenes Unglück vielleicht, wie es Susel getroffen hatte und jede treffen konnte. Und doch glich trotz alledem ihr Gemütszustand nicht den beladenen Zweigen der Bäume, die vom Schnee niedergedrückt wurden. Nein! Weit eher dem fröhlichen Tanz der wirbelnden Flocken da draußen vor den Fenstern des Tramwagens . . . .

Durch eine Gasse, an der die Elektrische vorbeisauste,

öffnete sich plötzlich ein Ausblick auf die Karlskirche. Auf einen Augenblick sah sie die herrliche blaßgrüne Kuppel wie hinter Silberschleiern im Schneelicht schweben. Ein beglücktes Lächeln spielte um ihre Lippen. So wohltuend und ebenmäßig schwebte nun auch das Finale von Michel Lorinsers Sinfonie, krönend und abschließend, über seinem Meisterwerk. Seit jenem Tage, wo sie einander am Hochstrahlbrunnen begegnet waren, hatte er rastlos, mit leidenschaftlicher Hingebung daran gearbeitet. Sie kannte jetzt auch bereits das Ende, in welchem das leidenschaftliche Thema vom Antlaßstein eine Wiederholung und Umbildung erlebte und, diesmal ins Sinnlich-Mystische gesteigert und verklärt, das Schlußwort sprach. Nur die allerletzten Taktreihen kannte sie noch nicht, die hatten noch gefehlt. Und nun war in der vergangenen Nacht, nachdem sie wie so oft den Abend musizierend in beglücktem Beisammensein verbracht hatten, plötzlich die Eingebung, um die er seit Tagen rang und kämpfte, über Lorinser gekommen, daß er auch noch die Laterne auf die Kuppel setzen und das Kreuz darüber aufpflanzen konnte. In selbstvergessener Hingerissenheit hatte er die ausklingenden Tonfolgen, die noch ausstanden, mit fliegender Feder aufs Papier geworfen und ihr am Morgen jubelnde Botschaft gesendet, daß er sie zu der gewohnten Abendstunde erwarte, um ihr den nunmehr abgeschlossen vorliegenden vierten Satz noch einmal in einem Zuge vorzuspielen. Der herrliche Bau stand vollendet, ein Tempel der Schönheit, der Leiden und seelenerschütternden Leidenschaft, ein Dom der Läuterung und der Freude!

O wie sehnlich wünschte sie den Abend herbei! Ohnedies konnte sie es von einem Tag auf den anderen kaum erwarten, Lorinser wiederzusehen. Diesmal aber gab es außerdem noch einen festlichen Anlaß: gleichsam mit Flaggen und Laubkränzen galt es, das stolze Gebäude zu schmücken, das an diesem Abend geweiht werden sollte, ein Wahrzeichen ihrer Zusammengehörigkeit, ein bleibendes Denkmal ihrer Sehnsucht, ihrer Schmerzen und ihrer Liebe, das dauernder sein

würde als Erz. Und gerade sie war vom gütigen Geschick berufen und auserwählt, ein solches Weihefest mit ihm feiern zu dürfen!

Der Gedanke erfüllte sie mit demütiger Genugtuung und heißen Gefühlen der Freude. Sie hatte diese Tondichtung, die sie für ein Werk von unerreichter Tiefe und Schöpferkraft hielt, entstehen, fortschreiten, der Erfüllung entgegenreifen sehen. Denn allabendlich beinahe, diese ganzen Wochen hindurch, hatte Michel Lorinser ihr vorgespielt, was während der letzten vierundzwanzig Stunden, begünstigt durch einen von seinem musikliebenden Vorgesetzten gewährten Urlaub, jeweilig wieder hinzugewachsen und wie durch ein Wunder neu aufgeblüht war. Sie genoß den Vorzug, die erste zu sein, die es zu hören bekam. Noch in der Frische der Schaffensfreude brachte er es ihr dar, ließ sie teilnehmen an seinem heißen Ringen um die höchste Palme der Kunst und legte ihr die erlesensten musikalischen Gedanken, die er ihrer Inspiration zu verdanken glaubte, huldigend zu Füßen. Er nannte sie seine Kamöne, weil in ihrer Nähe die Quelle seiner Erfindung reicher sprudelte als je. Und sie lebte in und mit seiner Musik fast wie er selbst. Die Trunkenheit der Begeisterung, in der er seine Eingebungen empfing, den Aufschwung der Seele, in dem er sie gestaltete, die reinsten Himmelsseligkeiten, mit denen er sein Werk durchtränkte und bis zum Rande füllte — das alles war ihr vergönnt gewesen, mit ihm zu teilen. So waren sie eins geworden in diesem Hohenlied der Freude, in dem der letzte Satz seiner Tondichtung gipfelte, eins geworden, wie der in befruchtender Wolke einherbrausende Gott mit der empfangenden und hundertfältig wiederschenkenden Erde eins wird im ewigen Werden — verschmolzen in jener reichgesegneten Seelengemeinschaft zwischen Mann und Weib, die so selten und dem Geheimnis der Zeugung verwandt ist ....

Jetzt hielt der Tramwagen am Schwarzenbergplatz, und Agathe stieg aus. Sie sah nach der Uhr, sie verging fast vor Ungeduld, Lorinsern ihre Glückwünsche darzubringen. Ach, es

war erst vier am Nachmittag, vor sieben konnte sie ihn nicht aufsuchen; wer weiß, hätte sie ihn nicht in der Arbeit gestört, da er sicher noch mit der Instrumentation zu tun haben würde. Unschlüssig, wie die Zeit hinbringen, erinnerte sie sich, daß, wenigstens früher, Mittwoch der freie Nachmittag gewesen war, wo die Hofrätin Orlik zu Hause zu sein pflegte. Sie machte sich Vorwürfe darüber, die Freundin in letzter Zeit gänzlich vernachlässigt zu haben, und schlug zu Fuß die Richtung gegen Priszillas Wohnung ein. Das Schneegestöber, gegen das der Schirm nur ungenügend schützte, kümmerte sie wenig. Im Gegenteil, es bereitete ihr ein kindliches Vergnügen, im lustigen Wirbel der Flocken dahinzuschreiten, und sie war innerlich so froh und heiter, daß sie am liebsten an der Schneeballschlacht teilgenommen hätte, die eine Schar ausgelassener Jungen auf dem Wege aus der Schule miteinander auskämpften.

Nicht nur in Aussicht darauf, daß sie diesen Abend mit Lorinser den Abschluß seiner Arbeit feiern würde, war ihr Herz der Freude voll. Auch darum, weil auch sie ihrerseits eine Liebesgabe für ihn bereithielt: die beruhigende Eröffnung nämlich, mit der sie ihn überraschen wollte, daß der Druck und die Aufführung seines Werkes noch für diesen Winter gesichert und alles Geschäftliche, das damit zusammenhing, erledigt sei. Diesen Vormittag hatte sie die letzten Unterhandlungen mit dem Verleger und dem Orchesterdirigenten geführt und alles so glücklich ins reine gebracht, wie es nach den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die Lorinser selbst in seiner Unbedachtsamkeit einer für ihn vorteilhaften Lösung bereitet hatte, überhaupt im Bereich der Möglichkeit lag.

Der Musikverleger wie der Kapellmeister des Tonkünstler-Orchesters waren nämlich wegen der Kriegs-Suite, und zwar mit vollem Recht, in solchem Maße gegen Lorinser verstimmt gewesen, daß sie beide nichts mehr mit ihm zu tun haben wollten. Sie hatten die Drucklegung, beziehungsweise die Aufführung dieses Werkes vorbereitet, Zeit, Arbeit und

Kosten daran gewendet, und nun, im letzten Augenblick, hatte der Komponist die Handschrift unter einem Vorwand zurückgefordert und mit der allerdings triftigen Begründung, daß er sie ins Feuer geworfen habe, erklärt, sie nicht wieder herausgeben zu können. Der verärgerte Verleger forderte das im voraus bezahlte Honorar zurück, und als Lorinser nur eine kleine Abschlagszahlung leisten konnte, weil das übrige bereits verbraucht war, hatte er sogar die Klage gegen ihn eingereicht.

So schien der Karren heillos verfahren, als Agathe sich der Sache annahm. Wie schon damals, vor ihrer Flucht nach Gmunden, ging sie, sobald sie zu Lorinser wieder in Beziehung getreten war, sogleich daran, Ordnung in sein bürgerliches Leben zu bringen. Sie hatte sich nicht nur um seine abgerissenen Knöpfe gekümmert, das widerspenstige Seegras seines Sofas mit Nadel und Faden in die ihm zukommenden Grenzen zurückgewiesen und andere derlei Schäden gutzumachen versucht, sie ergriff auch die Zügel der Geschäftsführung und bemühte sich, auch hier zu flicken und zu bessern, soweit sie es imstande wäre. Das neue Werk, die Sinfonie, sollte nicht wegen der Kriegs-Suite ungedruckt und unaufgeführt bleiben müssen!

Mit der Kühnheit, deren nur ein liebendes Weib fähig ist, stürzte sie sich in die Höhle des Löwen oder vielmehr beider Löwen, des Verlegers und des Dirigenten. Sie nannte Lorinsers Namen nicht, sie warb um Aufmerksamkeit und Förderung für einen namenlosen Tonsetzer, der noch einmal von sich reden machen würde; sie wurde sogar ein wenig zudringlich und ließ sich nicht abweisen, bis es ihr gelang, beide Herren in ihrer Wohnung zum Tee zu vereinen. Sie spielte ihnen das Allegro der Sinfonie vor und schlug damit sofort die Kälte und Zweifelsucht nieder, die jeder Fachmann dem Werk eines Unbekannten vorerst entgegenbringt. Der Kapellmeister, selbst Künstler durch und durch, erkannte auf den ersten Blick den Wert der Tondichtung und begann sich für eine Aufführung zu erwärmen. Der vorsichtigere Ver-

leger, nach und nach durch ihn beeinflußt, folgte. Agathe aber ließ sie noch nicht los. Sie trug nun auch noch das Adagio vor, und damit hatte sie gewonnenes Spiel. Die Zuhörer waren überzeugt, daß es sich hier wirklich um ein Werk von Bedeutung handle, sie fühlten etwas wie Verpflichtung, einer neu erstandenen Schöpferkraft von solcher Glut und Eigenart ans Licht der Öffentlichkeit zu verhelfen. Agathe meinte die Maske fallen lassen zu dürfen — da gab es nun freilich einen Augenblick der Erkältung, wo auf ein Haar der ganze Erfolg wieder gefährdet schien. Aber sie wußte das geschehene Unrecht, indem sie es unumwunden zugestand, so liebenswürdig aus dem Wesen der Künstlernatur, wo nicht zu entschuldigen, so doch zu erklären, daß der angesammelte Groll sich entwaffnet sah. Die zum Tee gereichten Brötchen, die sich für diese karge Kriegszeit durch besondere Erlesenheit und Fülle auszeichneten, taten auch das ihrige, und wenn schon die Versöhnung noch zögerte, so trat doch allmählich eine gewisse Neigung zutage, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Der Gedanke, daß man nicht Lorinsern nachgeben würde, sondern durch Frauenlist und- liebe überwunden wäre, baute den schon halb Umgestimmten goldene Brücken.

Agathe versäumte nicht, den geglückten Durchbruch der feindlichen Front auszuwerten und den gewonnenen Raum zu erweitern. Die ganze Zeit her, während Lorinser schuf, hatte sie daran gearbeitet, dem Geschaffenen einen günstigen Boden zu bereiten. Und gerade heute, wo Lorinser ihr mitteilte, daß er fertig sei, war auch sie fertig geworden. Die getroffene Vereinbarung bestimmte, daß die Sinfonie statt der Kriegs-Suite in den Verlagsvertrag eintreten, der von Lorinser zurückgezahlte Honoraranteil diesem wieder ersetzt und die Klage zurückgezogen werden sollte. Die Orchester-Unternehmung dagegen, die sich verpflichtete, die Sinfonie noch in der laufenden Spielzeit zur Aufführung zu bringen, sollte den üblichen Anteil an der Roheinnahme erst nach Abzug der für die Kriegs-Suite erwachsenen tatsächlichen Auslagen flüssig machen. Goldene Berge waren damit

sicherlich nicht erobert, aber das Menschenmögliche immerhin erreicht. Vor allem aber befriedigte es Agathen, daß das neue Werk nun bald vor die Öffentlichkeit würde treten können, daß die ungangbar gewordenen Verbindungswege, die zu den für einen Komponisten wichtigsten Stellen führten, wieder hergestellt waren, und daß Lorinser nicht durch einen Rechtsstreit und andere Mißhelligkeiten in seinem weiteren Schaffen behindert sein würde. Das hatte sie erreicht, darum glaubte sie ihre Sache gut gemacht zu haben, und darum war sie so froh.

Beschwingten Schrittes durch die verschneiten Straßen stapfend, erreichte sie bald das Haus, wo die Hofrätin wohnte, und das unfern ihrer eigenen Wohnung lag. Priszilla war daheim und empfing sie mit offenen Armen. Sie zeigte nicht die Spur einer Verstimmung darüber, daß Agathe so lange nichts hatte von sich hören lassen, und schien sich nur zu freuen, daß sie ihrer nicht bedurft habe und mit ihrer Herzensnot offenbar allein fertig geworden sei. Seelenkundig und rasch durchschauend wie immer, hatte sie sofort begriffen, daß Alberts Errettung ihr die Freiheit wiedergeschenkt haben mußte, und beglückwünschte sie dazu. Ein paar Schritte zurücktretend, nachdem sie sie umarmt und geküßt, betrachtete sie ihre hübsche Erscheinung lächelnd von Kopf zu Füßen mit sichtlichem Wohlgefallen.

„So bin ich zufrieden mit Ihnen, kleine Frau! Sie blühen und sind so jung und glücklich, wie wir auf dieser Erde nur immer sein können!“

Und indem sie ihre Gestalt noch schärfer ins Auge faßte: „Was ist mit Ihnen vorgegangen?“ wunderte sie sich. „Welche Veränderung! Sollt' ich mich täuschen —? Aber so weit kann es doch noch nicht sein —? Oder doch?“ — Und wieder nähertretend, berührte sie mit dem Finger Agathens Schläfe: Sommerflecken trotz der Schneeluft? Liebstes Herz, wenn mich nur einigermaßen darauf verstehe, so hat Gott — einzige, der in diesem Menschenmorden auch an die Kunst denkt, Sie gesegnet!“

Agathe war über und über rot geworden.

„Ganz sicher bin ich dessen noch nicht . . . . Aber die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen," sagte sie, mutig bekennend.

Priszilla zog sie aufs Sofa, sie ließ Tee bringen, sie umgab sie mit ihrer Liebe. Agathen war es Bedürfnis, ihr Herz auszuschütten und ein Geständnis abzulegen. Freimütig wie immer enthüllte sie der Freundin ihr Leben, ihre Liebe, ihre Schuld.

„Nun kennen Sie mich, wie ich bin," schloß sie, demütig den Blick senkend. „Vielleicht hätte ich anders handeln sollen? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich nicht anders wollen konnte."

„Sie haben sich selbst und die Wahrheit bekannt," sagte Priszilla, „und Sie taten recht daran!"

Agathe hob das Haupt und sah ihr entschlossen ins Auge.

„Ob recht, ob unrecht — ich folgte dem Ruf der Liebe, wie Albert seiner Soldatenpflicht, wie Lorinser dem Gebot seiner Kunst, wie Sie der Mahnung Ihres Glaubens. Von Leichtfertigkeit weiß ich mich frei, auch fühle ich mich jetzt — wie Sie es einst nannten, unter einer Führung stehen. Die Führung Gottes kann es freilich nicht sein — dagegen spricht das Bewußtsein der Schuld, das ich in mir trage und das ich weder ersticken kann noch will. Und dennoch fühl' ich mich so gottbeseligt, als hätte die Liebe mich gefeit und geheiligt. Welches Geheimnis steckt hier verborgen? Wie läßt es sich erklären, daß Mut, Freudigkeit und das Gefühl der Sicherheit die Pflicht im Stiche lassen und auf seiten der Schuld stehen?"

„Daraus," sagte Priszilla, „daß wir oft schuldig werden, indem wir unsere höchste Pflicht erfüllen."

„Ist das nicht ein großer Widerspruch, den Gott in der Welt zuläßt?"

„Es scheint nur so, so lange wir nicht völlig eins geworden sind mit Gott. Denn nur so lange gibt es überhaupt eine Schuld."

„Es ist mir manchmal bang zumute," sagte Agathe, „be-

sonders wenn ich an Albert denke, den ich so schwer kränken mußte. Und dennoch fühl' ich mich so stark und unangreifbar, als handle ich im Auftrag, als hätt' ich eine Sendung zu erfüllen. Kann solches Gefühl trügen?"

„Sind Sie bereit, alle Folgen auf sich zu nehmen?" fragte Priszilla dagegen. „Denn das, was Sie Schuld nennen, bleibt Schuld, so lange die Nähe Gottes Sie nicht davon befreit, und fordert Sühne. Sind Sie entschlossen, alle Leiden, die es nach sich ziehen wird, freudig zu tragen?"

„Ich bin dazu entschlossen!" sagte Agathe fest. „Ich weiß, daß ich einer dunklen Zukunft entgegengehe, wo ich doch so sorglos hätte dahinleben können. Weiß, wie unendlich Schweres ich zu dulden haben werde, in mir selbst und von außen. Verurteilt, verachtet und ausgestoßen, werde ich eine Ehebrecherin gescholten und auf eine Stufe mit jenen buhlerischen Frauen gestellt werden, die sündigen, um Aufwand zu treiben oder zu genießen. Vieles, was mir wert gewesen ist, werde ich hingeben müssen um meines Vergehens willen, und sogar ihn, den ich liebe, und um den ich schuldig wurde, nicht festhalten können, nicht festhalten wollen. Denn er ist Künstler, er liebt sein Werk mehr als mich, er muß frei sein, sonst könnte ein Tag kommen, wo er mich als Fessel an seinem Fuße empfände, und das wäre mir unerträglich. So werde ich verlassen, ohne Schutz, geächtet in der Welt stehen, und nichts wird mir übriggeblieben sein als die Erinnerung, daß die Glut meines Herzens einmal imstande gewesen ist, eine unsterbliche Schöpfung einzugeben. Das alles weiß ich und seh' es kommen. Und dennoch kenne ich keine Furcht."

„So sind Sie auf dem rechten Weg!" sagte Priszilla, einen Kuß auf ihre Stirn drückend. Und indem sie auf eines der seltsamen Bilder deutete, die rings an den Wänden hingen, erinnerte sie Agathen daran, daß sie darüber gesprochen hatten, als sie zum erstenmal bei ihr gewesen. „Es ist das Sinnbild der Rebe aus den Katakomben: Ich bin der Weinstock und mein Vater ist der Weingärtner, der jegliche Rebe an mir, die nicht Frucht bringt, wegnehmen wird ....

So wird dem, der auserwählt ist," sagte sie, „das gesicherte Dasein genommen und die Unbeirrtheit und Ruhe einer gemächlichen Ehrbarkeit, die keine Anfechtungen kennt. Die wohlfeile Zustimmung jener auf Schein gestellten Welt, die man die Gesellschaft nennt, wird ihm genommen und die Bestätigung des landläufigen Sittengesetzes, das mit Heuchelei umhegt ist. Laue Freundschaften und die Selbstsucht der Liebe lassen ihn im Stich, und sogar die Schuldlosigkeit muß er einbüßen, die der Stolz der Selbstgerechten ist. Das alles sind Reben, die beseitigt werden, weil sie keine Frucht tragen. Um so mehr liegt es dem Gärtner am Herzen, daß die wahre und edelste Frucht zur Reife gelange an dem Weinstock, den er so liebevoll betreut. Es ist die volle Erfassung des stolzen Worts: Fürchte dich nicht! Die unerläßliche Vorbereitung unserer Gemeinschaft mit Gott."

Während die beiden Frauen noch in ihr Gespräch vertieft waren, läutete die Flurglocke. Agathens Dienstmädchen, dem sie jedesmal, wenn sie zu Lorinser ging, vorgespiegelt hatte, sie befinde sich bei der Hofrätin, suchte sie hier, um einen Drahtbrief zu überbringen, der eben eingetroffen war. Überzeugt, eine Nachricht zu empfangen, die Alberts Ankunft melden würde, öffnete sie mit zitternden Fingern das zusammengefaltete Papier und erblaßte.

„Der Vater!" hauchte sie schmerzlich überrascht und brach in Tränen aus.

Die Hofrätin nahm die Depesche auf, die ihren Händen entsunken war, und las. Der Hilfsarzt im Gnadenwaldhaus meldete, Doktor Wolfrun sei vom Schlage gerührt worden und Agathens Anwesenheit, wenn auch eine Lebensgefahr nicht unmittelbar drohe, immerhin erwünscht und ratsam.

Agathe erhob sich und sah nach der Uhr. Sie hatte sich zusammengenommen und faßte mit jener merkwürdigen Verstandesklarheit, die leicht erregbare Menschen in solchen Augenblicken zu überkommen pflegt, ihre Entschlüsse. Dem Dienstmädchen trug sie auf, sogleich in die Wohnung zurückzukehren, auf dem Wege dahin einen Wagen nach de

Bahnhof zu bestellen und dann so rasch wie möglich ihren Koffer zu packen. Sie konnte, wenn alles klappte, den Abendzug nach Baden gerade noch erreichen.

„Fahren Sie nicht näher über Mödling?“ fragte Priszilla.

„Am Bahnhof in Baden darf ich eher hoffen, einen Schlitten zu finden als in Mödling. Auf den Landstraßen des Wiener Waldes würde man bei dem Schneefall mit einem Wagen steckenbleiben.“

Priszilla wunderte sich im stillen, wie rasch und umsichtig sie ihre Anordnungen getroffen und jeden kleinsten Umstand bedacht hatte.

„Darf ich Ihnen irgend etwas bestellen?“ fragte sie. „Eine Nachricht an Albert? An Lorinser?“

„Sie würden mir einen großen Freundschaftsdienst damit erweisen. Albert weiß noch von nichts, wenn er nicht aus dem Ton meiner Briefe, welche übrigens jene freundschaftliche Gesinnung atmeten, die ich ihm immer bewahren werde, Ahnungen geschöpft hat. Ich wollte seine Erholungskur nicht beeinträchtigen und mich offen mit ihm aussprechen, sobald er zurückgekehrt wäre. Ich möchte nicht, daß er auch nur einen Augenblick argwöhne, ich hätte ihm aus dem Wege gehen und mich der Verantwortung entziehen wollen. Sagen Sie ihm, warum ich ihn nicht hier erwarten konnte, warum ich nach dem Gnadenwald abreisen mußte. Sagen Sie ihm mehr, sagen Sie ihm, wenn Sie es für angezeigt halten — alles!“

„Vielleicht wird er aus meinem Munde,“ meinte Priszilla, „das Unabänderliche gefaßter entgegennehmen als aus dem Ihrigen.“

„Sie können recht haben. Ich lege meine Sache in Ihre Hände. Aber auf alle Fälle, wie immer er Ihre Mitteilung aufnähme, sagen Sie ihm auch noch, daß ich ihn bitten lasse, noch einmal mit ihm sprechen zu dürfen. Kann ich auch kaum darauf hoffen, seine Verzeihung zu erlangen, so möchte ich ihm doch noch einmal danken für das, was er, wenigstens seinen Absichten nach, mir sein wollte, wenn auch nicht

immer zu sein vermochte. Legen Sie ihm in meinem Namen nahe, mich im Gnadenwaldhaus, wo ich doch wohl bis auf weiteres bleiben dürfte, aufzusuchen, es sei denn, er zürnte mir so sehr, daß er meiner Bitte die Erfüllung weigert und es ablehnt, mich wiederzusehen. Für diesen Fall aber bringen Sie ihm meine letzten Grüße und sagen Sie ihm, daß ich immer an ihn denken werde als an einen guten, edlen Menschen, der mir ein sorglicher Freund und nachsichtiger Gatte gewesen ist .... Wollen Sie mir diesen Dienst erweisen? Oder mute ich Ihnen zu Schweres zu?"

„Meine Liebe zu Ihnen," sagte Priszilla, „meine freundschaftlichen Gefühle für ihn werden mich die richtigen Worte finden lassen. Wie erfahre ich seine Ankunft?"

„Er soll übermorgen nachmittag eintreffen. Ein Telegramm wird Näheres enthalten. Mein Dienstmädchen wird Ihnen die Nachricht rechtzeitig zustellen."

„Und Lorinser?" fragte die Hofrätin. „Er erwartet Sie heute abend. Ich sende ihm eine Zeile, wenn Sie mir seine Adresse geben."

„Gut! Sagen Sie ihm, daß ich ihm ausführlicher aus Gnadenwald schreiben werde." Sie nannte Lorinsers Adresse. Und plötzlich faßte sie, wie sie schon einmal getan, nach Priszillas Hand, sie an ihre Lippen zu führen. „Ich danke Ihnen tausendmal!"

Liebevoll abwehrend schloß die Hofrätin sie in ihre Arme. „Gott segne und geleite Sie! Und lassen Sie mich wiederholen, was ich schon bei unserem letzten Scheiden sagte: Wenn Sie meiner bedürfen, so rufen Sie mich!"

„Vielen, innigen Dank! Leben Sie wohl!"

Sie eilte durch den noch immer fallenden Schnee ihrer Wohnung zu. Der Koffer war schon halb gepackt, sie legte nun selbst Hand mit an. Es mußte im Flug gehen, die Zeit drängte. Während der Wagen, der sie nach dem Südbahnhof brachte, über das Pflaster ratterte, sah sie im Geiste ihren Vater schweratmend auf dem Krankenbett liegen und Lorinser mit freudebeschwingten Schritten in seiner Bude auf und

nieder gehen, sie voll Ungeduld erwartend. Wie ganz anders, als vorausgesehen, war nun dieser sehnsüchtig herbeigewünschte Abend geworden! Aber sie hatte keine Zeit, sich schmerzlichen Gefühlen hinzugeben. Der Wagen hielt an, Gepäckträger hasteten durch die taghell erleuchtete Riesenhalle, der Schalter wurde eben geschlossen; sie pochte ans Fenster, man gab ihr, da sie den Grund ihrer Reise herstammelte, gegen alle Regel noch eine Fahrkarte; atemlos flog sie die hohe Freitreppe hinan, auf den Bahnsteig hinaus, der Schaffner hob sie in den Wagen, die Tür schlug zu, langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Da sank sie in die Kissen und fing leise und verstohlen zu weinen an.

Offiziere saßen neben ihr im Abteil; aus ihren Gesprächen entnahm sie, daß sie an die Isonzofront abgingen. Ach ja, es war Krieg! Die Menschen schlachteten sich ab, als ob unser Leben allzu lang und freudvoll wäre. Sie bereiteten sich Sorgen und Qualen für irgendwelche Ziele, denen sie hochklingende Namen gegeben hatten und an die keiner recht glaubte, in blinder Leidenschaft, als ob sie die Besinnung verloren hätten .... Ganz ähnlich wie sie selbst ihr gesichertes Dasein gefährdete, indem sie sich der Liebe in die Arme geworfen hatte, verführt durch begeisternden Wahn, ohne zu wissen, was daraus werden sollte .... Ganz ähnlich wie Lorinser, der sich aufrieb, um in wütender Selbstvergessenheit Tag und Nacht den Traumerscheinungen seiner Einbildung nachzujagen, die man Kunst nennt, während er das wirkliche Leben darüber versäumte .... Oder wie Priszilla, die sich mit verbundenen Augen der Führung ihres Glaubens überantwortet hatte, längst gelöst von allen irdischen Freuden und in wunschloser Vergeistigung einem Gotte hingegeben, von dem man nicht einmal sicher wußte, ob es ihn gab ....

„Wahn regiert die Welt!“ sang das rhythmische Stoßen und Rütteln des Eisenbahnzuges. „Wahn regiert die Welt! Wahn regiert die Welt!“

Und im Gnadenwaldhaus lag vielleicht sterbend der Vater.... Er war ein Rastloser gewesen, immer unter Volldampf, ein

lärmend fröhlicher Lebensbejaher, ein kraftvoller Lebensgenießer. Phantomen hatte er nicht nachgejagt, nur das Greifbare und Stoffliche erstrebt, das den Lebensdurst und -hunger der Sinne befriedigt. Er hatte wohl gewähnt, ein Ziel erwählt zu haben, das nicht in der Luft schwebte und dessen man sicher wäre. Und nun war der Becher ihm von den Lippen fortgerissen und vorzeitig die Axt an ihn gelegt, die ihn fällen sollte. Würde er jetzt nicht, wenn er überhaupt noch denken konnte, erkennen müssen, daß auch sein Wähnen ein Wahn gewesen? Wahn war alles, nichts als Wahn! Aber der Wahn der groben Wirklichkeit, der sich so tatsächlich dünkt, weil er mit beiden Füßen fest auf der Erde steht, der war doch noch hundertmal mehr Blendwerk und Täuschung als der Wahn der Seele. Der arme Vater, er blieb der Betrogenste von allen! Er lebte nicht fort, auch nach dem Tode noch, in jenem geheimnisvollen Wunder von Hingerissenheit, Mut, Begeisterung und Innigkeit, das die Aufopferung und Selbsthingabe der Liebe und des Lebens, die Verzückungen der Kunst und die Seligkeiten des Glaubens nach dem Gesetz der geistigen Krafterhaltung ihre Glut noch auf kommende Geschlechter ausstrahlen und fortwirken läßt, stärkend, aufrichtend, durchläuternd und zu höheren Stufen des Menschentums emportragend. Er hatte sich restlos für sich selbst verbraucht. Für ihn war alles zu Ende, wenn es aus war . . . .

Durch alle kleineren Stationen durchfahrend, hatte der Schnellzug in einem Saus die Strecke zurückgelegt. Die erste Haltestelle, wo er stille stand, war der Bahnhof von Baden. Agathe hatte sich nicht getäuscht, es gelang ihr, einen Schlitten aufzutreiben. Es hatte aufgehört zu schneien, der Himmel war kalt und sternenklar. Mit lustigem Schellengeklingel, als gält' es eine Vergnügungsfahrt, ging es durch die schlittglatten Straßen des schlafenden Städtchens. Erinnerungen wachten auf, an jene sehnsüchtig-unschuldsreinen Frühlingswochen an Alberts Seite . . . .

Da drüben lag im Dunkel der Kurpark, wo Oberleutnant

von Oppenheim sie umworben und wo man sie ausgelacht hatte, weil sie nicht wußte, was Koketterie sei .... Nicht weit davon der große Saalbau, wo sie zum ersten Male mit Lorinser öffentlich gesungen .... Nun eine kleine Brücke über den Mühlbach, in den sie die herrlichen Rosen geworfen, die ihre Verführungskünste an ihr hätten üben sollen .... Und die Straßenecke, wo sie Albert vergeblich angefleht, noch länger zu bleiben und nicht sobald an die Front zurückzukehren .... Und hier die im Sommer so stattlich aussehende, jetzt öd verschalte Kaffeeterrasse, wo sie so oft an seiner Seite gesessen und wo seine hohe Auffassung des soldatischen Berufes — sie erinnerte sich so gut: daß sein Leben ihm wertlos schiene, hätt' er es nicht empfangen, um es für Volk und Vaterland hinzugeben — sie zu Tränen gerührt hatte ....

Nun kamen die langen Straßen der prächtigen Landhäuser, die in Schnee und Finsternis versanken. Und hinaus in die freie Nacht, immer mit Geklingel der Schellen .... Dort schimmerte die Weilburg von der schwarzen Waldhöhe, wo Felix Moerungen damals vom Naturwillen gesprochen hatte, der sogar den Trieb der Selbsterhaltung überwinde: im Heldentod der Schlachten und in der über aller Vernunft stehenden Hingabe und Aufopferung, deren die Liebe fähig sei .... Auf der anderen Seite der Berg, an dem sich die Alexandrowitsch-Anlagen hinzogen, wo sie an jenem sonnendurchtränkten Glücks- und Unglückstage Michel Lorinser zum ersten Male gesehen .... Noch jetzt bewahrte sie getrocknet die Steinnelken zur Erinnerung, die er ihr damals dargeboten ....

Im Helenental drängten beiderseits die Berge näher heran, es wurde fast ganz dunkel. Und doch konnte sie durch die entlaubten Baumkronen hindurch den blassen Schein jener Grotte an der Hochwiese erkennen, wo Baron Zill sie mit seiner Liebe bedrängt hatte .... Wie leicht war es ihr damals geworden, stark zu sein! Gänzlich unberührt war ihr Herz geblieben. Wie in dunkler Vorahnung, daß unversehens die große Liebe über sie hereinbrechen könne, hatte sie gebetet:

„Führe uns nicht in Versuchung!" .... Dort am Berghang sah man die Umrisse des Gedächtniskirchleins, das ihr heißes Flehen gehört hatte, aber Gott hatte es nicht erhört .... So war das unsagbare Glück gekommen und die untilgbare Schuld ....

In Nachsinnen versunken, lehnte sie sich in den offenen Schlitten zurück und hüllte sich wärmer in die Decken. Eine große Müdigkeit befiel sie, der Tag war so reich gewesen an freudiger und trauriger Bewegtheit .... Die Schellen klangen und klangen, immer gleich und gleich lief der Lichtschein der beiden Wagenlaternen durch die Finsternis mit, über den Schnee der Straßenränder hinhuschend, hastig und rastlos, um nur ja nicht hinter dem Schlitten zurückzu bleiben ....

Ganz allmählich sank sie dem Schlummer in die Arme. Sie wußte nichts mehr von sich.

Als das Gefährt anhielt, erwachte sie und fuhr erschrocken auf; man stand vor einem riesengroßen Gebäude, das aus Nacht und Schnee ragte, sie konnte sich im ersten Augenblick gar nicht zurechtfinden. Aber da erkannte sie im Schein der Laterne, mit der ein Mann ihr leuchtete, das Gesicht des alten treuen Torwarts vom Gnadenwaldhaus, den es schon in ihrer Kindheit gegeben hatte.

„Wie geht's dem Vater?"

„Es ist nicht schlechter geworden."

Sie eilte durch die Vorhalle und die Treppe hinauf. Im Arbeitszimmer des Vaters, das an sein Schlafzimmer grenzte, kam ihr eine Pflegeschwester entgegen und bat sie, lieber nicht einzutreten. Der Kranke schlief. Es bestand keine unmittelbare Gefahr für sein Leben. Wenn eine unerwartete Wendung eintreten sollte, so würde man sie rufen.

Man führte sie auf das Zimmer, das für sie bereit stand. Es war ihre alte Mädchenstube — gänzlich unberührt und mit den Erinnerungen ihrer Kindheit und ersten Jugen erfüllt. Sie wunderte sich, war freudig überrascht. Si wußte, daß diese Stube vor langer Zeit einmal geräum und zerstört worden war, was ihr wehgetan hatte. D

geschäftlichen Ausnützung halber hatte man jeden irgend verfügbaren Raum zur Unterbringung von Patienten umgestaltet und ihr selbst sonst immer, wenn sie zu Besuch gekommen war, irgendein gerade leerstehendes Krankenzimmer angewiesen.

„Seit wann ist denn meine Stube wieder in den alten Stand gesetzt?“ fragte sie die begleitende Zofe.

„Schon vor vielen Wochen hat der Herr Doktor es so angeordnet,“ sagte das Mädchen und wünschte gute Nacht.

Hatte der Vater seine Krankheit vorausgeahnt und langsam herankommen sehen? Oder war er damals, als man Albert verschollen und gefallen glaubte und er sie mit sich nach Gnadenwald hatte nehmen wollen, auf den zartfühlenden Gedanken verfallen, ihr ein trauliches Heim in seinem großen Hause zu bereiten, wo sie sich wohlfühlen und mit ihrem Kummer abfinden sollte?

Wie immer! Die ungewohnten Regungen des Gemütslebens, die sie mit der fortschreitenden Krankheit bei ihrem Vater hervortreten sah, berührten sie wohltuend und schmerzlich zugleich, und sie empfand seine liebevolle Absicht dankbar mit innigster Ergriffenheit.

XXV.

Als Agathe am nächsten Tag ihren Vater besuchen durfte, fand sie ihn hilflos im Bette liegen.

Der Schlaganfall hatte die rechte Seite gelähmt und das Sprachvermögen gestört. Er war aber bei klarem Bewußtsein und winkte ihr aufleuchtend zu, als er sie erkannte. Über ihr Kommen freute er sich sichtlich und brachte mit mehrfach wiederholtem Bemühen lallende Töne hervor, die er für verständlich zu halten schien. Es mochten Fragen sein, die er an sie stellte, und daß sie die richtige Antwort schuldig blieb, schuldig bleiben mußte, verstimmte ihn ein wenig und machte ihn gelegentlich sogar ungeduldig. Agathe ging darüber hinweg, sie überwand sich und fing mit vorgespiegelter Un-

befangenheit und Heiterkeit selbst zu sprechen an. Vor allem dankte sie ihm für die Wiederherstellung ihres Jungmädchenzimmers und schilderte die Überraschung und Freude, die sie beim Betreten des trauten Raumes überkommen.

„Einen Augenblick war mir zumute, als wär' ich wieder Kind geworden und die Mutter lebte noch . . . ."

Und rasch, damit er nicht zu Worte kommen sollte, ging sie auf einen anderen Gegenstand über. Sie plauderte über alles, woran sie nur einigermaßen Anteil bei ihm voraussetzen durfte, immer Bedacht darauf nehmend, den Faden nicht ausgehen zu lassen. Es gelang ihr auch wirklich, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er hing an ihren Lippen, ließ sich von seinem Zustand ablenken und fand keine Gelegenheit, selbst Sprechversuche zu unternehmen. So erreichte sie es, daß seine Unfähigkeit, sich verständlich zu machen, ihm nicht zu Bewußtsein kam, oder er doch wenigstens zeitweise dessen vergaß.

Agathe hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, für die bisher in Verwendung gestandene Krankenschwester einzutreten und den Vater selbst zu betreuen. Sie glaubte nicht nur als Tochter, sondern auch durch die beim Roten Kreuz gesammelten Erfahrungen ein Anrecht darauf zu besitzen. Der Hilfsarzt der Anstalt, der nun auch Doktor Wolfrun behandelte und durch seine Jugend und das Abhängigkeitsverhältnis, in dem er stand, leicht beeinflußbar war, hielt sich nicht für berufen, etwas dagegen einzuwenden. Der Professor aus Wien dagegen, der im Gnadenwaldhaus, so oft es nötig war, als beratender Arzt beigezogen zu werden pflegte und seit Wolfruns Erkrankung täglich herauskam, wollte nichts davon wissen. So wie er seine Kinder, wenn sie krank seien, nicht selbst behandle, so lege er auch Wert darauf, daß das Wartepersonal zu den Kranken in keiner näheren Beziehung stehe.

„Es bleibt Ihnen genug zu tun übrig, gnädige Frau," sagte er, „wenn Sie die Butter aufs Brot streichen. Kommen Sie vor- und nachmittags je ein Stündchen ihn besuchen,

plaudern Sie mit ihm, lesen Sie ihm vor, so werden Sie der Leckerbissen für ihn bleiben. Sattessen soll er sich an der gewöhnlichen Hausmannskost."

Die ganze Art des Professors hatte etwas so Bestimmtes und Überzeugendes, daß sie Widerspruch ausschloß. Agathe fügte sich. Im Anfang fiel es ihr nicht ganz leicht, nach wenigen Tagen aber begannen merkwürdige Übelkeiten, die sie bis dahin nicht gekannt hatte, besonders des Morgens, sich bei ihr einzustellen. Nun war sie froh, daß sie das schwere Amt der Pflegerin nicht hatte übernehmen dürfen, vielleicht hätte sie es auf die Dauer ohnedies nicht versehen können. Und wenn diese Anzeichen wirklich die Vermutung bestätigten, die Priszilla ausgesprochen hatte, so wäre es geradezu gewissenlos gewesen, es zu übernehmen. Dann gehörte sie nicht mehr sich selbst. Dann hatte sie nicht mehr das Recht, ihre Lebensgeister im Dienst des Kranken zu verbrauchen. Dann war sie verpflichtet, ihre eigenen Kräfte gleichsam auf Händen zu tragen, weil diese nicht für ihr enges Dasein allein, sondern weit darüber, bis in eine ferne Zukunft hinein ausreichen mußten.

Noch immer wollte sie nicht recht daran glauben. Sie suchte sich den Gedanken auszureden, in der unbewußten Angst, daß sie eine zu große Enttäuschung erleben könnte, wenn es dann doch nichts wäre. Sie schob die Ursache der kleinen Zufälle auf die Aufregungen der letzten Zeit, auf die Sorge um den Vater, auf die ungewohnte Winterluft im Gnadenwald. Sie hielt es für angezeigt, sich viel Bewegung zu machen, und unternahm weite Spaziergänge durch die Wälder der Umgebung, die sie von Kindheit auf kannte. Nichts beschränkte ihre Freiheit. Das Leben in der Anstalt hatte sich durch Doktor Wolfruns Erkrankung wesentlich geändert. Dem Hause fehlte der Mittelpunkt, der Maschine die treibende Kraft. Die Kranken, die hier große Geselligkeit und Zerstreuungen gesucht hatten, verloren sich nach und nach, ruheliebende Gäste nahmen ihren Platz ein; jedermann ging still seine eigenen Wege. Das gefiel Agathen

wohl. Wäre es immer so gewesen im Gnadenwaldhaus, so hätte sie es kaum so ängstlich gemieden.

Ihre Tageseinteilung wurde durch die Stunden bestimmt, die sie mit ärztlicher Erlaubnis bei ihrem Vater verbringen durfte. Die Voraussagung über den Verlauf seiner Krankheit hatte von Anfang nicht gerade ungünstig gelautet. Man gab ihr Hoffnung, daß er seine Sprache und wenigstens zum Teil seine Bewegungsfähigkeit wiedergewinnen könne. Und die Fortschritte, die er auf dem Wege der Besserung machte, waren in der Tat überraschend. Die schlimmsten Lähmungserscheinungen gaben sich schneller, als irgendwer es zu erwarten gewagt hätte. Seine Lebenskraft und Zähigkeit verblüffte sogar die Ärzte, die ihn doch seit langen Jahren kannten. Schon innerhalb der ersten Woche von Agathens Anwesenheit war er wieder imstande, einzelne Wörter und kurze Sätze ganz deutlich auszusprechen, und die rechte Hand, wenn er sie auch mit der linken dahin legen mußte, wo er sie haben wollte, wurde allmählich gebrauchsfähig. Noch eine weitere Woche, und er redete, wenn es auch eine gewisse Mühe und sichtliche Anspannung der Geisteskräfte erforderte, wieder ebenso zusammenhängend wie sonst. Nun brachte er den größten Teil des Tages schon außer Bett zu, in einem großen Ohrenlehnstuhl sitzend, wo man ihm ein durch Kissen unterstütztes Lager bereitete. Die Zeit, während deren es Agathen erlaubt war, ihm Gesellschaft zu leisten, wurde etwas reichlicher bemessen. Sie las ihm viel vor, aus Zeitungen und leichtgeschriebenen Büchern, von denen er besonders solche naturwissenschaftlichen Inhalts bevorzugte.

Einmal, als sie eine Zeitung durchsah, um auszuwählen, was ihn interessieren könnte, stutzte sie unwillkürlich und bohrte sich mit aufgerissenen Augen in eine bestimmte Stelle des Blattes.

„Nur zu,“ ermunterte er sie, „es interessiert mich alles.

Sie ließ ihren Blick, der an dem gesperrt gedruckten Name „Florian Stöffler“ hängengeblieben war, über die Zeile hinfliegen, um so rasch wie möglich den Hauptinhalt d

Notiz zu erfassen. Bestürzung malte sich auf ihren Zügen. Sie suchte nach der Spitzmarke der Einschaltung, da stand die Überschrift: „Ehetragödie eines Kriegsinvaliden".

„So lies doch laut!" wiederholte Doktor Wolfrun mit einem Anflug von Ungeduld. „Warum bist du so erschrocken?"

„Es ist nur, weil ich den Menschen, von dem da die Rede ist, kenne ...." sagte sie starr vor Schreck. „Es ist ein Krüppel, ein Kriegsinvalide mit Prothesen an beiden Beinen .... Ich habe ihn seinerzeit gepflegt ...."

„Nun, und was ist mit dem?"

„Es scheint .... Aber ich kann's gar nicht glauben! .... Er soll einen erschlagen haben .... Einen Nebenbuhler ...."

„Also eine Liebesgeschichte. War er verheiratet?"

„Ja, noch gar nicht lange .... Die Leute hatten sich einen kleinen Kramladen eingerichtet, es schien alles in bester Ordnung .... Und nun —! Das ist ja entsetzlich!"

„Hat sein Weib ihn betrogen?"

Agathe vermochte ihrem Vater nicht ins Auge zu schauen und starrte seitwärts an ihm vorbei ins Leere.

„Man beschuldigt sie dessen. Ich hatte eigentlich den Eindruck gewonnen, daß es eine ganz gute Ehe geworden sei, obgleich ich anfangs nicht begriff, daß er sie heiraten konnte .... Sie muß eben doch von Haus aus eine durch und durch schlechte Person gewesen sein."

„Na, wer weiß, was e r für ein Mensch ist!" sagte Doktor Wolfrun. „Wenn er den andern gleich umgebracht hat —! Zu einer schlechten Ehe gehören immer zwei. Man schiebt die Schuld so gern auf den schwächeren Teil."

Sie fühlte sich, obgleich es sich hier um ein Weib wie diese Monika handelte, fast ein wenig wie erleichtert, daß er die schuldige Frau nicht grundsätzlich verwarf. Auf seine wiederholte Aufforderung begann sie endlich zu lesen: „Aus Gmunden wird uns berichtet ...."

Ja, das war nun wirklich eine entsetzliche Tat! Einen Ortsansässigen, einen Kaufmann, hatte er erschlagen, den er, unerwartet heimgekehrt, bei seinem Weibe überrascht hatte.

Die beiden Männer waren ins Ringen miteinander geraten und im Flur des Hauses zu Fall gekommen. Und da hatte der Krüppel eine hölzerne Keule oder dergleichen, die da hing, vom Nagel gerissen — Agathe wußte, daß es nur die Glockentruhe gewesen sein konnte — und damit auf den Schädel des zu Boden gestürzten Gegners losgedroschen ....

„Da der Erschlagene" — so schloß der Bericht — „einer der unbequemsten Geschäftskonkurrenten des Täters gewesen sein soll, so scheint es allerdings nicht ganz ausgeschlossen, daß der Brotneid, wie mehrfach behauptet wird, bei der Tat eine gewisse Rolle gespielt habe. Anderseits gewinnt die Verantwortung des Florian Stöffler, daß er im Jähzorn über die Untreue seiner Gattin gehandelt habe, durch den Umstand an Wahrscheinlichkeit, daß die jungverheiratete Frau nicht nur vor der Ehe ein lockeres Leben geführt haben soll, sondern sich auch in Gmunden selbst, trotz ihres erst kurz währenden Aufenthalts, eines nichts weniger als guten Rufes erfreute. Die eingeleitete gerichtliche Untersuchung wird voraussichtlich bald volles Licht in die Angelegenheit bringen."

Agathe ließ das Blatt sinken und schüttelte den Kopf. Sie sah ganz verstört drein.

„Was braucht es da noch mehr Licht?" sagte Doktor Wolfrun. „Es liegt doch auf der Hand, daß das Weib ein Biest ist."

„Das denk' ich auch. Die kann man wirklich nicht in Schutz nehmen," sagte Agathe.

„Wenn man die näheren Umstände kennt, sicher nicht. Ein leichtfertiges Frauenzimmer nehm' ich nie in Schutz. Aber von vornherein aburteilen, wenn ich von einem Ehebruch höre — das überlasse ich den Scheinheiligen und Muckern."

„Du bist also der Meinung, Vater," fragte Agathe bangen Herzens, „daß es sich unter gewissen Umständen entschuldigen lasse, wenn eine Frau .... ich meine, daß es eben ganz darauf ankomme ...." Sie stockte und wurde rot.

„Nicht nur entschuldigen, sogar rechtfertigen läßt es sich

unter Umständen. Man muß eben den einzelnen Fall betrachten. Von buhlerischen Weibern red' ich selbstverständlich nicht. Aber wenn zum Beispiel in einer Ehe eine Neigung nie bestanden hat oder wenn sie erloschen ist — soll dann das Gesetz bindend sein? Ohne geistige Gemeinschaft sollte es auch keine körperliche geben. Das bleibt eine Sünde wider die Natur .... Immer hab' ich freilich nicht so gedacht," sagte er mit einem Seufzer. „Aber wenn man alt wird, wird man mit der Zeit halt doch auch gescheiter ...."

Er verfiel in Nachsinnen, und erst nach einigem Schweigen, während dessen er, den Kopf in die linke Hand gestützt, tiefernst vor sich hingegrübelt hatte, nahm er wieder das Wort.

„In meinem Elend, wie ich mich fast nicht mehr rühren konnte und so hilflos war und dabei doch ganz klar und geistesfrisch, da hab' ich über vieles nachgedacht .... Ich habe mir eigentlich immer eingebildet, ein rechter Übermensch zu sein. Nun bin ich dahintergekommen, daß ich es doch nicht gewesen bin. Dafür war ich ein zu grober Sensualist," sagte er bekümmert .... „Und die sind letzten Endes auch nichts anderes wie — Wurzelfüßler und Amöben."

„Mach' dich nicht schlecht, Vater!" rief Agathe warm. „Wenn jedes Leben mit so viel Freudigkeit und Kraft durchtränkt wäre wie das deinige —!"

„Ja, fürs Gutgehen reicht sie allenfalls aus, diese Art Freudigkeit und Kraft. Wenn es einem aber mal schlecht geht, so sieht man erst, daß es doch nicht das Richtige war. Übrigens lassen wir's dahingestellt. Es ist eigentlich etwas anderes, wovon ich mit dir reden wollte .... Als ich so dalag, darauf gefaßt, daß es zu Ende gehen würde, und als ich merkte, daß ich nicht mehr sprechen könne, da fiel es mir schwer auf die Seele, daß ich es bis dahin unterlassen hatte, dir zu sagen, was du doch wissen sollst ...."

„Wird es dich nicht anstrengen, Vater?" warf Agathe ein. „Vielleicht reden wir ein andermal darüber?"

„Es strengt mich gar nicht an, ich möchte diese Sache einmal vom Herzen haben .... Ich bin nicht, wie du annimmst,

dein leiblicher Vater. Das mußt du nun endlich erfahren."

„Du bist nicht mein Vater?" rief Agathe bestürzt. „Und die Mutter —? Bin ich ein angenommenes Kind? Und wer sind meine Eltern?"

„Deine Mutter war deine rechte Mutter. Wer dein Vater war — ich weiß es nicht. Deine Mutter beantwortete meine Fragen mit ähnlichen Worten wie jenes Mädchen vor Gericht in einem Gedicht von Goethe: Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht, das Kind in meinem Leibe . . . ."

„So verdanke ich mein Leben einem Fehltritt meiner Mutter?"

„Ja, einen Fehltritt nannte ich es damals. In Wahrheit war es nur das Unterliegen einer verwerflichen Berechnung und Klügelei gegenüber dem freien und gesunden Willen der Natur. Es verkehrten in jener Zeit bei uns viele junge Künstler, Musiker, die unseren Gästen vorspielten. Hätte ich gewußt, welchen ich in Verdacht haben sollte, vielleicht hätte ich in meiner ersten Wut, wenn auch nicht mit demselben Recht, ebenso gehandelt wie dieser Florian Stöffler. Übrigens war der Betreffende, wie deine Mutter mir später vertraute, bald darauf gestorben. Auf einer Künstlerfahrt durch Amerika hatte ihn eine ansteckende Krankheit dahingerafft. Mehr wußte ich von ihm nicht. Die Briefschaften, wenn welche vorhanden waren, hat deine Mutter vernichtet . . . ."

„Und das alles mußte die Mutter so still für sich tragen?" sagte Agathe, von Mitleid bewegt. „Und als deine Frau an deiner Seite weiterleben?"

„Die innere Unwahrheit, die uns zusammengeführt hatte, ließ sich nicht mehr ausmerzen. Herzensbeziehungen waren es nicht gewesen. Ihr Vater, dein Großvater, hatte diese Heirat mit mir abgekartet; sie war jung, unerfahren und ließ sich bestimmen. Von beiden Seiten ist es eine Kaufehe gewesen. Wir liebten einander nicht, aber ihr Vermögen setzte mich in den Stand, die Anstalt zu begründen und mir und ihr glänzende Lebensbedingungen zu sichern. Es war

leider etwas Wahres daran, wenn sie mir und sich selbst einmal vorwarf, wir hätten nicht nur diesen Narrenturm des Wahns, sondern unser ganzes Leben auf einer Lüge aufgebaut. Ich hatte also eigentlich außer dem Buchstaben kein Recht dazu, ihr zu zürnen, als sie mich betrog. Sie tat es nur ein einziges Mal, ich tat es oft. Damals zürnte ich ihr doch. Aber trotzdem gab ich sie nicht frei. Ich zog es vor, dich als mein Kind anzuerkennen, weil ich ihr Vermögen hätte herauszahlen müssen, wenn es zum Bruch gekommen wäre. So lebten wir nebeneinander her als Feinde, mit einer lächelnden Maske vor dem Gesicht . . . ."

„Welch ein Abgrund von Qual!" rief Agathe erschüttert.

„Die Lüge ließ uns nicht mehr los, sie verstrickte uns immer mehr . . . . Und da geschah nun das größte Wunder, das ich in meinem Leben erlebt habe, und brachte etwas wie Sühne und Befreiung. Das einzige, was in unserer Umgebung Wahrheit war und echte Natur: jenes Kind der Liebe weckte auch in mir die innerste Stimme der Menschennatur, daß ich eine innige Neigung zu ihm faßte. Ich gewann dieses Kind, das ich lediglich aus Geschäftsrücksichten als das meinige hatte gelten lassen, allmählich so lieb, als wär' ich wirklich sein leiblicher Vater gewesen. Und ich verzieh deiner Mutter um dieses Kindes willen, daß sie mich betrogen hatte, ja, ich war ihr dankbar dafür, daß sie mir, als sie starb, einen für mich so wertvollen Besitz hinterlassen konnte. Du warst das einzige auf der Welt, das ich selbstlos liebte. Und vielleicht liebte ich dich deshalb so sehr, weil ich es dir zu danken hatte, daß ich dieses Gefühl überhaupt kennen lernte, das mir sonst unbekannt geblieben wäre."

Eine Ergriffenheit, wie sie ihm sonst fremd gewesen war, durch den körperlichen Zustand begünstigt, in dem er sich befand, hatte sich seiner bemächtigt. Agathe, von dem Neuen und Unerwarteten, das da auf sie einstürmte, verwirrt und überwältigt, dankte es nur ihrer Schulung als Pflegeschwester, daß sie sich in diesem Augenblicke aufrecht hielt und die sorgliche Rücksicht auf den Kranken nicht aus dem Auge verlor.

„Du erregst dich, Vater, es könnte dir schaden! Brechen wir dieses Gespräch ab! Das einzige, was ich zu wissen begehre, weiß ich ja schon: daß ich dich nach wie vor Vater nennen darf."

„Noch eins laß mich erwähnen," beharrte Doktor Wolfrun. „Es wird mir nicht schaden, es wird mir leichter sein, wenn ich mich ausgesprochen habe .... Deine Mutter, obgleich sie es dankbar empfand, daß ich ihr nichts nachtrug, brachte es doch nicht über sich, mir die vollen Rechte eines Vaters über das Kind einzuräumen. Es scheint, daß sie die Gegensätze empfand, die zwischen mir und dem richtigen Vater bestehen mochten; vermutlich wollte sie es in seinem und nicht in meinem Geiste heranwachsen sehen, sie entzog es soviel wie möglich meinem Einfluß. Sie liebte dieses Haus nicht, das ich, wie sie meinte, auf den Trümmern ihres Glückes aufgebaut hätte. Sie beharrte darauf, daß dem Scheinwesen, das die Grundlage des Unternehmens bilde, diesem gespenstischen Getriebe von Lustbarkeit über einem wandelnden Friedhof von verlorenen Existenzen, etwas Unheimliches anhafte. Die ganze Luft, behauptete sie, sei hier vergiftet von Unwahrheit und Trug. Und auf dem Sterbebett nahm sie mir das Versprechen ab, daß ich dich auswärts erziehen und, wenn du herangewachsen wärest, deinen Lebensgefährten frei nach deinem Herzen wählen lassen würde. Mit dem letzteren stimmte ich überein, denn ich hatte genugsam erfahren, was aus dem Gegenteil herauskommt. Aber nur schwer fand ich mich in den Gedanken, mich von dir zu trennen. Sie hatte mich durch ihre Forderung, der ich die Zusage nicht weigern konnte, des einzigen beraubt, das ich auf der Welt liebte. Ich stürzte mich in den Wirbel der Geschäfte und der Genüsse und bin darüber hinweggekommen. Du weißt, daß ich mein Wort gehalten habe, und weißt nun auch, daß es nicht Lieblosigkeit war, sondern ein Opfer, das ich mir auferlegte, wenn du deine Kinder- und Mädchenjahre außer Haus und heimatlos verbringen mußtest. Du weißt, daß ich auch den zweiten Wunsch deiner sterbenden Mutter er-

füllt habe, indem ich dir die Verbindung mit Albert ermöglichte, den du zu lieben glaubtest. Und nun sollst du auch noch wissen, daß ich dir, wenn du dich etwa getäuscht haben solltest, was ja schließlich möglich wäre — keinen Vorwurf daraus machen und daß ich keinen Versuch unternehmen würde, dich an der Seite eines ungeliebten Mannes festzuhalten."

Agathe war über und über errötet, sie wunderte sich, wie er darauf komme, und fragte ihn, welcher Anlaß ihn auf eine Vermutung bringe, die sie als unbegründet zurückzuweisen leider nicht berechtigt sei. Da gestand er ihr, daß Frau Anna von Lengheim ihm geschrieben und Agathen angeklagt habe. Sie wollte ihn bestimmen, die Hand von seiner Tochter zu ziehen, um sie in eine bedrängte Lage zu versetzen und dadurch zu zwingen, von ihrem Umgang mit Lorinser abzulassen, den sie als anstößig bezeichnete und für einen auf Agathens Charakter schädlichen Einfluß erklärte.

„Eine wahrhaft vornehme Handlungsweise!" rief Agathe erbittert.

„Sie meint es dir sicher gut," sagte Doktor Wolfrun, den Schritt Frau von Lengheims, der ihm sichtlich nicht weniger mißfallen hatte als Agathen selbst, mit schonender Nachsicht beurteilend. „Ihre Gedanken — wie es ja immer bei Leuten geht, die in der großen Gesellschaft leben — sind eben durch den engen Gesichtskreis gesellschaftlicher Rücksichten begrenzt. Was mich betrifft, so denke ich anders. Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß ich dir volle Freiheit gewähre, zu handeln, wie es deinen Notwendigkeiten entspricht. Deine Mutter hat sich selbst und wie durch ein Wunder sogar mich reich beschenkt, indem sie den innern Ruf, der an sie erging, höher achtete als künstlich ausgeheckte Gebote. Und auch das sollst du schließlich noch wissen, daß sie es nie bereute, sondern den Mut, sich zur Wahrheit ihres Herzens bekannt zu haben, als den größten Gewinn ihres Lebens betrachtete. So wirst du also, wenn du in ähnlicher Lage wie sie den gleichen Mut bewährst, ebenso wie sie, zwar nicht

dem Gesetz, aber dem Leben und der Zukunft gedient und in ihrem Geist gehandelt haben. Das war es, was ich dir noch sagen wollte."

Er lehnte sich, nun doch etwas erschöpft und angegriffen, in die Kissen zurück, aber sein Antlitz zeigte den Ausdruck einer heiteren Ruhe und Genugtuung. Es befriedigte ihn sichtlich, daß nun all diese Dinge, die er so lange Jahre in sich herumgetragen, endlich ausgesprochen waren. Und daß er seiner Gattin, der Längstverstorbenen, noch einen späten Liebesdienst erwiesen, indem er in ihrem Sinne zu ihrer Tochter gesprochen hatte, mochte ihm die stille Beglückung einer reinen und vornehmen Tat gewähren. Wortlos war Agathe an seinem Krankenlager auf die Knie gesunken und schlang dankerfüllt ihre Arme um seinen Hals.

Da hob er mit der linken die gelähmte rechte Hand auf ihren Scheitel und ließ sie segnend darauf ruhen.

XXVI.

Es ging bereits gegen Weihnacht, und eine gewisse Beunruhigung begann sich Agathens zu bemächtigen, weil sie noch immer ohne Nachricht von Albert war. Bald nach ihrer Abreise von Wien hatte Priszilla ihr eine Zeile gesandt: sie habe mit Albert gesprochen, er werde Agathens Wunsch erfüllen und sie im Gnadenwaldhaus aufsuchen; er bitte sie nur, es zu entschuldigen, wenn er noch eine Zeit verstreichen lasse. Das war alles, was sie seit Wochen von Albert wußte. Kein Wort mehr war ihr seither von ihm oder über ihn zugekommen. Manchmal machte sie sich deswegen die absonderlichsten Gedanken.

An einem prachtvoll klaren Wintermorgen, als sie sich im Park der Anstalt erging, hatte die warme Sonne, die den festgefrorenen Schnee glitzern machte, sie verleitet, langsam durch den Wald weiterzuwandern, der unmittelbar an den stattlichen Besitz Doktor Wolfruns grenzte. Die frische Luft

und die Bewegung im Freien taten ihr wohl. Sie hatte die Nacht schlecht geschlafen und von allerhand Greuel geträumt. Die Geschichte des Florian Stöffler verfolgte sie schon seit mehreren Tagen, und quälende Hirngespinste hatten sich in ihrem Kopf eingenistet, die sie nicht loswerden konnte. Ob der Umstand, daß Albert so lange nichts von sich hören ließ, am Ende Unheil ankündigte? Ob sich in Wien vielleicht etwas Entsetzliches vorbereitete, ein Zusammenstoß zwischen ihm und Lorinser? Ob er etwa darauf sann, sich zu rächen, den Zerstörer seines Glücks vor die Pistole zu fordern? Oder ob er wohl gar fähig war, ein Seitenstück zu der fürchterlichen Tragödie von Gmunden zu liefern?

An der Front draußen waren die Menschenleben wohlfeil. Mußte sich nicht bei jedem, der seit diesen anderthalb Jahren fast ununterbrochen in der vordersten Reihe stand und Tag für Tag sein eigenes Leben hundertfältig bedroht sah, mit der Zeit eine gewisse Abstumpfung einstellen gegen das Gebot: Du sollst nicht töten? Und war es ausgeschlossen, wenn die Gewohnheit, von der Waffe Gebrauch zu machen, einmal so in Fleisch und Blut übergegangen war, daß ein Augenblick aufwallenden Jähzornes auch einen höherstehenden Menschen, als der Florian Stöffler es war, zu einer Gewalttat hinreißen konnte?

Agathe hatte wegen einer leichten Erkältung und weil es ununterbrochen geschneit hatte, seit einiger Zeit das Haus nicht verlassen können, und das Eingesperrtsein im Zimmer wirkte von jeher niederdrückend auf ihr Gemüt. Sie merkte erst jetzt, daß die schwarzen Gedanken, die sie folterten, nur in der Stubenluft hatten so üppig gedeihen können. Denn je länger sie den Schnee unter ihren Sohlen knirschen, den Wind im Walde sausen und die kahlen Äste der Buchen aneinanderklingen hörte, um so mehr fühlte sie das Bedrückende von sich abfallen. Der Mut, die Ereignisse, auf die sie keinen Einfluß mehr nehmen konnte, an sich herankommen zu lassen und die Folgen ihres Tuns auf sich zu nehmen, wie immer sie sich auch gestalten mochten, kehrte ihr wieder. Und sie

wurde ruhiger in sich, ließ sich durch die Eindrücke der reizvollen Winterlandschaft, die sie umgab, allmählich ablenken und zerstreuen und atmete leichter und freier.

Sie steckte nun das Ziel ihrer Morgenwanderung weiter, als sie ursprünglich beabsichtigt hatte. Den Hang des Gnadenwaldes bis zur Reichsstraße niedersteigend und die Kirche von Reisenmarkt rechts liegen lassend, gelangte sie auf ein ihr bekanntes Waldsträßchen, das an der gegenüberliegenden Tallehne zum sogenannten Steinbauerngehöft emporführte, einem sorgfältig bewirtschafteten Besitz auf der Höhe, der, wie vieles hier in der Gegend, ihrem Vater gehörte und das Gnadenwaldhaus mit Milch und anderen Erzeugnissen der Landwirtschaft versorgte. Noch hatte sie die halbe Steigung kaum überwunden, als sie Schritte hinter sich vernahm und, sich umwendend, Albert erblickte, der ihr folgte. Seine Gestalt schien ihr größer als sonst und überaus schlank, aber sehnig, und aus seinem verschlossenen Antlitz, als er sich näherte, sprachen Ernst und Trauer, ohne daß es deshalb streng oder zürnend ausgesehen hätte.

„Verzeih," sagte er, „daß ich deinen einsamen Weg störe. Der Torwart teilte mir mit, er hätte dich hier heraufgehen sehen. Ich konnte nicht aufs unbestimmte hin warten, bis du zurückkämst. Ich habe von Mittag ab wieder in Wien zu tun; es gibt noch mancherlei zu erledigen, weil ich mit dem Nachtzug reise, um endlich wieder an die Front abzugehen."

Ihr Herz pochte, daß sie es bis in den Hals hinauf spürte, die Kehle war ihr wie zugeschnürt, und ein Zittern lief durch ihren Körper. Er hatte ihr die Hand entgegengestreckt, und sie reichte ihm die ihrige dar und ließ sie willenlos in seiner Hand ruhen, während sie einander ins Auge sahen.

„Wenn ich geahnt hätte, daß du heute kommen würdest, so wär' ich natürlich zu Hause geblieben," sagte sie endlich, ihm ihre Hand entziehend. „Hast du dich wieder ganz erholt?"

„Vollkommen. Und deinem Vater geht es erfreulicherweise besser, wie ich ebenfalls vom Torwart erfuhr?"

„Gottlob. Wollen wir ins Haus zurückkehren?“

„Weshalb? Wenn es dir recht ist, begleite ich dich. Wohin führt dieser Weg?“

„Über den Steinbauer gegen Sattelbach.“

„Wolltest du dahin?“

„Ich wollte eigentlich noch weiter, das Sattelbachtal aufwärts bis nach Stift Heiligenkreuz.“

„Das trifft sich ja gut. Ich muß ohnedies zu Fuß zurück, da der Schlitten, der mich von Baden hierherbrachte, anderweitig vergeben war und nicht warten konnte. Wenn du nichts dagegen hast, so gehen wir zusammen bis Heiligenkreuz, von dort gewinne ich den näheren Weg nach der Südbahnstation Mödling und somit nach Wien.“

Sie nickte stumm, wendete sich, ihren Weg fortzusetzen, und er schloß sich ihr an. Langsam gingen sie die ziemlich steil ansteigende Straße nebeneinander her, und eine Minute lang, die Agathen eine Stunde dünkte, hörte man nichts als das Knirschen des Schnees unter ihren Schritten.

„Nimm es mir nicht übel,“ begann Albert, „daß ich deiner Einladung nicht früher folgte. Ich mußte mich erst zurechtfinden, mit mir selbst zu Rate gehen. Ganz unerwartet ist es mir freilich nicht gekommen, was mir die Hofrätin Orlik eröffnete. Durch Briefe von befreundeter Seite, noch mehr durch Briefe, die keine Unterschrift trugen, bin ich seit Monaten auf das, was sich vorbereitete, aufmerksam gemacht worden. Ich erwähnte nichts davon, weil ich mir sagte, daß die Liebe ein Geschenk sei, das seinen Wert verlöre, wenn es nicht freiwillig dargebracht würde. Darum verzichtete ich darauf, dich an deine Pflicht zu erinnern . . . .“

Er griff wie in mühsam niedergekämpfter Erregung eine Handvoll Schnee von der hohlwegartig eingeschnittenen Straßenböschung, ballte sie zusammen und schleuderte sie von sich. Mit zu Boden gesenktem Haupt ging Agathe schweigend neben ihm her.

„Wenn nun trotzdem die Mitteilungen der Hofrätin mich halb und halb unvorbereitet trafen,“ fuhr Albert fort, „so

war es deshalb, weil auch das längst Geahnte und Vorhergesehene sich doch wie ein Neues und Überraschendes ausnimmt, wenn es plötzlich unumstößliche Tatsache geworden ist. Was in mir vorging, als ich dieser Tatsache Aug' in Aug' gegenüberstand, davon will ich nicht sprechen. Nur die äußeren Folgerungen, die ich daraus ableite, möchte ich berühren. Lebten wir im Frieden, so hätte ich Herrn Michel Lorinser vermutlich meine Zeugen geschickt, vielleicht wäre ich sogar dazu gezwungen gewesen, es zu tun, denn für den Offizier gibt es einen Ehrenkodex. Da wir aber in einen Krieg verwickelt sind, in dem es um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes und meines österreichischen Vaterlandes geht, so werde ich es nicht tun. Mein Leben gehört jetzt nicht mir, ich bin nicht berechtigt, es für eine Angelegenheit, die lediglich meine eigene Person berührt, in die Schanze zu schlagen. Und wenn, was natürlich wahrscheinlicher wäre, nicht ich, sondern — der andere auf dem Platze bliebe, so käme ich mir wie ein Mörder vor. Gerade im Kriege bildet sich ein feines Gefühl dafür aus, unter welchen Voraussetzungen es sich vor Gott und dem eigenen Gewissen verantworten läßt, zu töten, und unter welchen nicht. Ich habe Ströme Blutes fließen sehen und die fürchterlichsten Metzeleien mitgemacht. Das wäre mir unerträglich gewesen und hätte mich in die Arme des Wahnsinns getrieben, wenn ich einem Feind gegenüberstünde, dem ich aus persönlichen Gründen übelwollte. Nur weil jeder Beweggrund, der aus dem eigenen Ich stammt, ausgeschaltet bleibt, nur weil ich mich demütig als Instrument in der Hand einer Schicksalsmacht fühle, die durch mich etwas will, das die verschleierten Absichten Gottes verwirklichen wird — nur darum hab' ich die Kraft gefunden und werde sie auch in Zukunft finden, meine Pflicht zu erfüllen und all dies Entsetzliche auf mich zu nehmen. Dazwischen mal mir auch einen Extragang zu leisten und einen Menschen niederzuknallen, den ich hasse, weil er mir mein Liebstes raubte, das würde ich in dieser großen und schweren Zeit als kleinlich und meiner unwürdig empfinden.

Nein! Meine Hände, über und über von Blut befleckt, sind dennoch rein und sollen es bleiben! Die Rache ist mein, spricht der Herr: ich will nicht Richter in eigener Sache sein, die Leidenschaft könnte mein Urteil trüben. Ihm stelle ich es anheim, den zu richten, der mein Feind, aber nicht imstande ist, meiner Ehre nahezutreten, denn diese ist nicht in seine Hand gegeben. Nicht mir, Gott allein steht es zu, ihm sein Urteil zu sprechen, ihn zu entlasten oder zu verdammen – möge er seine Schuld leicht befinden!"

Sie waren auf die Höhe gelangt, wo das Steinbauerngehöft lag, und hielten einen Augenblick an. Unter schneebedeckten Dächern breiteten sich saubergehaltene Wirtschaftsgebäude und Ställe hin, aus denen der Dunst der Rinder atmete. Rauhfrost hatte jedes kleinste Zweiglein der vielen Obstbäume, die da gepflanzt waren, mit einem Pelzchen von Glitzerkristallen überzogen, die in der Sonne zu funkeln begannen. Denn soeben verrauchte der Nebel in zerflatternden Schleiern, ein zartes Himmelsblau enthüllend, das Agathen so rein und klar und vergeistigt erschien wie die hochherzige Gesinnung, von welcher die eben vernommenen Worte ihres Gatten zeugten, die sie aufs tiefste ergriffen hatten.

„Ich allein bin die Schuldige!" rief sie aus demütiger Überzeugung. „Mich allein trifft die Verantwortung! Ich weiß es, daß ich mich schwer vergangen habe und bekenne es! Ich weiß, daß ich dir nicht wieder gutzumachendes Unrecht zugefügt habe und beklage es! Und dennoch, Albert, empfinde ich keine Reue. Und dennoch, obgleich voll von Makel, fühl' ich mich rein und als Gefäß desselben Gottes, von dem du sprichst; denn auch mir lag jeder Beweggrund ferne, der aus dem eigenen Selbst stammt. Ich wußte, als ich fehlte, daß ich einen sicherumhegten Garten verließ, der voll Blumen stehen konnte, und mich nach einem ungewissen Ziel auf einen Dornenweg begab, der mir die Füße verwunden wird. Das macht mir oft bang, glaub' es mir, und dennoch folge ich freudig der Stimme, die mich rief. Denn auch ich weiß, daß eine Hand mich leitet, die etwas mit mir will, und daß

ich auserſehen bin, Abſichten des Schöpfers zu verwirklichen, die mir verſchleiert ſind. Hab' Mitleid mit mir, verdamme mich nicht und verzeih mir, wenn du kannſt! Wenn du es aber nicht über dich bringſt, ſo weiſe wenigſtens den Dank nicht zurück, den ich dir aufrichtigen Herzens darbringe! Laß mich dir danken für alles, was du mir ſein wollteſt! Danken für die unerſchöpfliche Sorgfalt, Güte und Nachſicht, die du mir ſtets entgegenbrachteſt! Und danken auch dafür, daß du meine Bitte nicht verachtet haſt und zu mir herausgekommen biſt, damit ich dich noch einmal ſehen und dir Lebewohl ſagen kann!"

Sie hatten ihren Weg fortgeſetzt und begannen nun auf der gegenüberliegenden Seite des waldigen Hügelgeländes gegen das winterſtille Tal der Schwechat abzuſteigen. Wie eine Erinnerung an jene frühen Frühlingstage in Baden klang das trauliche Plätſchern des Fluſſes aus der Tiefe zu ihnen empor, wo man zwiſchen ſilbergrauen Buchenſtämmen hindurch manchmal ein Stück ſeines Laufes erblicken konnte, wie eine bloßgelegte Ader in dem jetzt blendendweißen Fleiſch der Erde ....

„Es ſteht mir deutlich jene Stunde vor Augen," begann Albert nach einer kleinen Weile wieder zu ſprechen, „wo wir auf der Kaffeeterraſſe in Baden beiſammenſaßen. Es war von Koketterie die Rede geweſen, und du ſagteſt, ſpielen könnteſt du mit der Liebe nicht, und wenn du auch ſonſt nicht gerade die Stärkſte und Mutigſte wärſt, in dem Punkt ſeiſt du ſo ausſchließlich, ſo ganz wie in der Gewalt eines höheren Willens, daß du vor nichts zurückſchrecken und auch das Schwerſte auf dich nehmen würdeſt, wenn es not täte. Damals ſcherzte ich über dieſe Worte, die ich auf deine Liebe zu mir beziehen durfte, und erinnerte dich daran, daß wir es nicht nötig hätten, unſer Glück unter Gefahren zu ſuchen wie die Liebenden vom Antlaßſtein. Nun hat die Leidenſchaft dich doch in Not geſtürzt wie jenes unſelige Liebespaar und dich in eine Schuld verſtrickt, die du offen und freudig bekennſt. Aber wenn ich den Genoſſen deiner Schuld

nicht richte, obgleich ich ihn hasse, so gehe ich bei dir noch weiter, weil ich dich liebe: Ich vergebe dir deine Schuld, wie Gott mir meine Schuld vergebe! .... Denn auch ich bin nicht schuldlos, Agathe," sagte er stehenbleibend und ihr ins Auge schauend, „so wenig schuldlos wie irgendein Mensch. Und vielleicht bin ich sogar mitschuldig an deinem Fehlen."

„Was sprichst du da, Albert!" sagte sie beschämt. „Willst du dich anklagen, um mich zu entlasten?"

„Während des Abenteuers, das ich kürzlich hinter der Russenfront hatte," sagte er, indem sie weiterwanderten —, „als ich mich tagelang müde wie ein gehetztes Tier, verhungert, stündlich dem Tod ins Auge schauend, in den Urwäldern verborgen hielt, da prüfte ich mich streng wie nie zuvor, denn ich war darauf gefaßt, daß ich bald vor Gottes Richterstuhl stehen würde. Und indem ich gleichsam von der Schwelle des Jenseits mein Leben überblickte, fiel es mir schwer auf die Seele, daß ich mir dir gegenüber eine Unaufrichtigkeit hatte zuschulden kommen lassen. Ich habe um dich geworben, nicht nur weil die äußeren Umstände eine standesgemäße und gedeihliche Verbindung in Aussicht stellten, ich war dir auch von Herzen zugetan und aufrichtig gewillt, dich immer auf Händen zu tragen und alles zu tun, was ich vermöchte, um dich an meiner Seite froh und glücklich zu sehen. Aber ich verheimlichte es dir, daß ich eine andere einst noch heißer, mit der ganzen Kraft eines jugendlichen Herzens geliebt habe, und daß ich zu der Zeit, wo du die Meinige wurdest, einer solchen Liebe, wie ich sie jener anderen zugewendet hatte, nicht mehr fähig war."

„Du sprichst von Priszilla?" fragte Agathe.

„Ich spreche von ihr und darf es, sie hat mich dazu ermächtigt, damit alles völlig klar werde zwischen uns .... Wir liebten einander, als wir jung waren. Aber vor Gott und der Welt uns anzugehören, das verboten uns die Verhältnisse. Sie dachte groß und frei, sie war bereit, sich über das Urteil der Welt hinwegzusetzen. Sie hatte den Mut

ihres Herzens und wollte die Wahrheit nicht an das Gesetz verraten. Es hätte ihr genügt, wenn Gott die Liebe segnete, die er uns ins Herz gepflanzt; erhobenen Hauptes hätte sie die Folgen auf sich genommen. Ich aber schreckte davor zurück. Ich scheute die Verantwortung und fürchtete Verwicklungen, die meine Stellung gefährden und mich in meinem Berufe hemmen konnten. Ich liebte den Geist der Ordnung und hielt es für die Pflicht des Menschen, die natürlichen Regungen des Herzens durch sittlichen Willen zu beherrschen. Und ich verschmähte die freie Liebe, in der sie mir anzugehören entschlossen war. Ich wies ihr Opfer zurück und verwarf ihre Hingabe, unter unsäglichen Schmerzen riß ich mich von ihr los ....“

„Von einer Frau wie Priszilla —!“ wunderte sich Agathe, einen Anflug von Tadel im Ton.

„Wer könnte mir einen Vorwurf daraus machen? Hätt' ich die gesicherte Grundlage meines Daseins erschüttern, meinem soldatischen Beruf, an dem ich mit ganzer Seele hing, untreu werden, meine Laufbahn aufs Spiel setzen sollen? Es war meine Pflicht, zu handeln, wie ich tat, und kein Vater hätte im gleichen Fall seinem Sohne anders raten können. Aber das ist der große Widerspruch in dieser Welt, dessen ich mir erst jetzt recht deutlich bewußt geworden bin: daß wir schuldig werden können, auch wenn wir das einzig Richtige, das einzig für uns Mögliche tun, daß wir schuldig werden müssen, so oder so, auf die eine oder auf die andere Weise. Denn indem wir unserer innersten Natur gehorchen, verletzen wir das Gebot der Pflicht, und indem wir der Forderung des sittlichen Willens Folge leisten, verraten wir unser wahres Wesen und verfallen, wie Priszilla es nennt, der großen Sünde wider den Geist, die keine Vergebung findet.“

„Vielleicht ist dies der Grund,“ sagte Agathe traurig, „der die Leidenschaft so unwiderstehlich macht, für den einzelnen wie für die ganze Welt. Wer möchte nicht lieber im Frieden leben als im Krieg? Aber die Seele verkümmert, wenn sie

dauernd etwas wollen soll, das sie im Grunde und in Wahrheit eigentlich nicht will."

„Man rechnet die Selbstverleugnung im allgemeinen zu den Tugenden," antwortete Albert, „und bis in die letzten Wochen hielt ich sie für das alleinzige, das von Wert wäre. Nun erscheint mir manches in anderem Licht, und ich erkenne, daß es einen Punkt gibt, wo sie zur Lüge und Unnatur wird. Die Leidenschaften sind der Gärstoff, ohne die es keine Entwicklung gäbe, im Leben des einzelnen, der Völker und der Menschheit. Was hülfe dagegen Zetern und Entrüstung? Darum, Agathe, kann ich dir nicht zürnen, so weh du mir auch tatest. Und um so mehr sehe ich mich gedrungen, dir zu vergeben, je deutlicher ich es empfinde, daß ich ebenso schweres Leid und Unrecht, wie du mir zufügtest durch freies Wollen, einst Priszilla zugefügt habe durch das, was ich für mein pflichtgemäßes Sollen hielt."

„Wie hat Priszilla sich damals dareingefunden?" fragte Agathe. „Wie nahm sie deine Entscheidung auf?"

„Mit Größe, wie es ihrem Wesen entspricht. Nicht formelhaft bindend eingekleidet als Klosterschwester, die den Schleier nimmt, dafür um so wahrhafter aus freiem Bedürfnis der Seele, wurde sie nun Gottes Braut. Sie hat nie wieder lieben können, die Fähigkeit dazu war ihr erstorben. Der Trieb der Mutterschaft, der ungestillt bleiben sollte, wendete sich den Kranken und Leidenden zu. Ich hatte sie der Natur entfremdet, indem ich mich gegen meine eigene versündigte. Und so wenig ich bereuen konnte, was ich getan, weil es männlich und vernünftig gehandelt war, so wenig konnte ich fortan an sie denken ohne geheimes Grauen. Denn sie war eine Heilige geworden .... Das ist der Grund, warum ich es vermied, von ihr zu sprechen, warum ich dir nicht einmal ihren Namen nannte. Ich wollte an dies Begebnis meines Lebens nicht erinnert sein, und das um so weniger, als es auch in mir seine Spuren zurückgelassen hatte. Denn gab es auch Augenblicke, wo ich dich ebenso leidenschaftlich zu lieben meinte wie einst sie — das Herz, das einmal Gewalt

erlitten hat, gleicht doch dem Blütenbaum, den der Frost versengte: so reich wie der erste Blust gerät der zweite nicht mehr. Darüber täuschte ich mich lange hinweg. Jetzt weiß ich es. Und wie ich es erfuhr? Auf dem Umweg über dich. Denn hätte ich dir die Liebe eines Herzens bieten können, dessen Triebkraft nicht dadurch geschwächt gewesen wäre, daß es sich schon einmal unter die Unnatur des Willens hätte beugen lassen, so hätte ich dich nie verloren!"

Sie waren auf den Talboden gelangt und schritten nun hintereinander her über einen schmalen Steg der Schwechat, um jenseits ins Sattelbachtal einzubiegen. Ein wunderlicher Gedanke hatte plötzlich in Agathen aufgeleuchtet, der ihr im Anfang selbst fast widersinnig vorkam, aber je mehr sie ihn im stillen bei sich erwog, um so weniger unausführbar dünkte er sie, eine um so befriedigendere Lösung aller bestehenden inneren Wirrnisse schien er ihr zu versprechen. Wiederholt hatte sie im Umgang mit Priszilla den Eindruck gewonnen, daß diese mit ihrem selbstsicheren Wesen, ihrer Klarheit, Stärke und Geistigkeit den Platz an Alberts Seite einzunehmen geeigneter und würdiger gewesen wäre als sie selbst. Nun war sie durch ihren Mann dahin aufgeklärt worden, daß tatsächlich nur äußere Umstände dieser so naheliegenden und, wie ihr schien, naturgewollten Verbindung im Wege gestanden hatten. Warum sollte die Liebe, damals zur Entsagung verurteilt, ihr Ziel nicht nachträglich noch erreichen können? Sie dachte an die Freundin, die sich wieder auf die Erde zurückfinden könnte, wenn das Band einer Ehe sie damit verknüpfte. Sie dachte an Albert, dem sein Verlust dadurch mehr als ersetzt würde — hatte er doch eben noch offen bekannt, daß er Priszilla einst heißer geliebt habe als sie. Und sie dachte nicht zuletzt auch an sich selbst; denn ihre Liebe zu Lorinser, die aufgehört hätte, ein Treubruch zu sein, wäre damit gleichsam gerechtfertigt, das Häßliche aus ihrem Leben getilgt und ausgelöscht gewesen und ein wohltuender Zusammenklang aller beteiligten Rücksichten an die Stelle der Seelennöte und schmerzlichen Verwicklungen getreten.

Als sie das gegen Heiligenkreuz führende Fahrsträßchen erreicht hatten, so daß sie wieder Seite an Seite nebeneinandergehen konnten, hielt sich Agathe nicht länger zurück und fing an, ihren Mann vorsichtig auszuforschen, wie er sich dieser Frage gegenüber verhielte. Sie legte ihm ihren Plan nicht fertig vor, sie beschränkte sich auf Andeutungen, sie versuchte ihn anzuregen, seine Aufmerksamkeit nach dieser Richtung zu lenken und in Erwägung zu ziehen, ob hier Möglichkeiten offenstünden. Aber Albert, der sie rasch verstand, schien sich zwar selbst schon mit solchen Gedanken beschäftigt, sie aber von vornherein von sich gewiesen zu haben.

„Es gibt heilkräftige Quellen," sagte er, „die verwelkte Blumen, wenn man sie in ihr Wasser steckt, wieder aufblühen machen. Ob dasselbe mit Gefühlen geschehen kann —? Und wo wäre das Arkanum?"

Im Laufe des mit aller Besonnenheit geführten weiteren Gespräches, das nun auch die rein praktische Seite der in Betracht kommenden Fragen nicht unerörtert lassen konnte, sagte Albert: „Wenn dir auch nur flüchtig eine solche Möglichkeit durch den Kopf gehen konnte, so muß ich daraus schließen, daß du an eine Scheidung denkst. Hast du dir das auch genügend überlegt? Und willst du wirklich darauf bestehen, unsere Sache vor die Öffentlichkeit zu bringen?"

„Es dürfte sich kaum vermeiden lassen," meinte Agathe.

„Du willst dich also wieder verheiraten?"

„Ich habe darüber eigentlich noch nicht nachgedacht," gestand sie; „und noch weniger mit irgendwem darüber gesprochen. Aber Künstlerehen sind meist ein Unglück, und zwar vor allem für den Künstler selbst, der sich durch einen Hausstand und dessen tägliche Sorgen nur allzuleicht in seinem Schaffen behindert sieht. Darum mein' ich, daß eine liebende Frau, die ihre Bestimmung richtig erfaßt, besser daran tue, bescheiden zurückzustehen und der Muse den Vortritt zu lassen."

„Warum strebst du dann eigentlich eine Scheidung an?"

„Ich glaube es *dir* schuldig zu sein."

„Ich zweifle daran, ob ich von der dadurch wiedererlangten Freiheit Gebrauch machen würde."

„So muß ich dir's denn eingestehen, Albert," sagte sie, indem sie den Kopf senkte und unwillkürlich ihren Schritt beschleunigte .... „Ein unsagbares Glück steht mir bevor. Mein sehnlichster Wunsch scheint sich zu erfüllen. Ich werde ein Kind haben!"

Er sagte kein Wort darauf, und längere Zeit schritten sie stumm auf dem durch Schlittenkufen geglätteten Fahrsträßchen dahin, das von zwei mäßig steilen, mit schwarzem Nadelholz bedeckten Hügellehnen eingeengt wurde.

„Ich habe mich bei meines Vaters Rechtsfreund erkundigt," nahm Agathe wieder das Wort. „Wenn ich ihn richtig verstanden habe, so würdest du, falls eine Scheidung unterbliebe, vor dem Gesetz für den Vater des Kindes gelten. Das kann ich dir natürlich nicht zumuten."

„Wenn du aber als geschiedene Frau dich nicht wieder vermählst," gab Albert zu bedenken, „so bliebe ja das Kind sozusagen vaterlos?"

„Das ist allerdings richtig."

„Welche Massen von Schnee!" sagte er, vom Gespräch abspringend und auf eine hohe Wächte weisend, die der Wind an einer Stelle des Berghangs zusammengeweht hatte .... „Nun fängt für meine braven Jungen im Schützengraben wieder das Frieren an. Man hat keine Vorstellung davon, was so ein Winter im Osten bedeutet, und welches Ungemach die Leute zu ertragen haben. Aber dennoch stehen sie fest und harren aus! .... Da gibt's im Hinterland Leute," fuhr er fort, „die darüber zu spotten anfangen, daß es auf einmal so viele ‚Helden' gebe. Sie täten's ja nicht, wenn sie nicht müßten, meinen sie, diese warmsitzenden Witzlinge .... Als ob der Mensch je etwas Schwieriges auf sich nähme, sich welcher Leistung oder Arbeit immer unterzöge, ohn daß er irgendwie dazu genötigt wäre! Und als ob der Geist in dem etwas getan wird, nicht jede, auch die aufgezwungen Pflicht heiligte! .... Ja, meine Leute im Schützengrabe

das sind m e i n e Kinder," sagte er warm; „die solltest du sehen, Agathe, mit welch stillem Heldenmut sie mitten unter steter Todesgefahr die unsägliche Mühsal des Tages tragen.... Diese braven, bewundernswerten schlichten Kerle! .... Wir alle können uns ein Beispiel an ihnen nehmen, wenn mal was Schweres an uns herantritt, dessen wir nur mit Zusammenfassung aller Seelenkräfte Herr werden ...."

Und nun schwiegen sie beide wieder eine Zeitlang, immer dem Sattelbach entlang wandernd.

„Agathe!" begann er abermals, und in seiner Stimme zitterte die unerloschene Neigung zu ihr und die Erregung eines großen Entschlusses. „Sieh, Agathe, wir sind beide nicht vorwurfsfrei, beide tragen wir Liebesschuld, ich durch Verleugnen, du durch Gewähren. Laß uns einen neuen Bund schließen, Agathe! Ein Bündnis auf der Grundlage gegenseitigen Verzeihens! Einen reinen Freundschaftsbund der Seelengemeinschaft, der, vom Geist Gottes erfüllt, uns zur Höhe wahrer Sittlichkeit emporführen soll. Ich würde dir ein hingebungsvoller, fürsorgender Lebensgefährte und Bruder, deinem Kinde ein treuer, wohlwollender Vater sein und verlange keine andere Gegenleistung, als daß du beruhigt und durch Erkenntnis entsühnt an meiner Seite ein harmlos heiteres, gottbegnadetes Leben führest .... Die Voraussetzung wäre selbstverständlich die, daß du Lorinsern ein für allemal absagst, jeden Verkehr mit ihm einstellst und ihn nie wiedersiehst."

„Was mutest du mir zu!" rief Agathe, sich aufbäumend.

„Ich dächte, mein freundschaftliches Anerbieten hätte Anspruch auf Beachtung?"

„Du übersiehst, daß ich Lorinser liebe!" sagte sie hart.

„Und hast du auch überlegt," antwortete er ebenso rücksichtslos, „was es heißt, die S c h m a c h der unehelichen Mutterschaft auf sich nehmen?"

„Diese Schmach wird mein Stolz sein!"

„Nun, das magst du nach deinem Geschmack beurteilen. Aber bist du auch berechtigt, deinem Kind einen h ä ß l i c h e n

M a k e l ins Leben mitzugeben, der es in vieler Hinsicht behindern und belasten muß?"

„So wird es wenigstens von früher Jugend auf lernen, unabhängig vom Urteil der Leute zu werden und die Menschenfurcht abzulegen, die der schlimmste Feind aller Freiheit ist."

„Dann entschuldige meinen Vorschlag. Ich hatte es dir gutgemeint."

„Ich danke dir dafür. Aber von allen anderen Gründen abgesehen, würde auch die innere Unwahrhaftigkeit, die in einer solchen Lösung läge, die Nötigung eines ständigen Vertuschens, Verkleisterns und Sichverstellens, es mir unmöglich machen, darauf einzugehen. Ich kenne aus meiner näheren Familie ein Beispiel, wo die Stickluft der Lüge infolge ähnlicher Abmachungen so unerträglich wurde, daß das Kind schließlich heimatlos in der Fremde aufwachsen mußte . . . . Nein! Habe ich meinem Herzen die Wahrheit bekannt, so will ich sie auch der Welt bekennen! Und jedermann, der es wissen will, mag es erfahren: daß mein Kind unehelich geboren und ein Kind der Liebe sein wird, wie . . . . wie es deren manche gab, die ihre Mütter der Welt als von der Gottheit empfangen vorstellten."

„Du lästerst!" mahnte Albert streng verweisend.

Trotzig schritt Agathe neben ihm her, in titanenhaft sich auflehnender Weiblichkeit, weil er es gewagt hatte, ihr einen Verzicht auf den Geliebten zuzumuten. Oh, es war gut, daß die Türme vom Stift Heiligenkreuz schon ganz nahe aus dem Walde lugten! Hier war der Ort, wo sie sich trennen würden, und sie wußte in diesem Augenblicke nichts von Empfindsamkeit: was nicht mehr zusammengehört, muß sich eben scheiden, muß voneinandergehen!

„Eine Lästerung auszusprechen, lag mir fern," sagte sie. „Aber in dieser Zeit der Not und des Elends, wo das Blut in Strömen fließt, ein Kind zu gebären, das sein Dasein den klugen Ehepakten der Eltern oder einer h a l b e n L[illegible] dankt, wie die unsrige war, schiene mir unverantwort[lich.] Die Menschheit schreit nach Verjüngung und Erneuer[ung]

aber nur ein Leben, das werden mußte, weil die Natur selbst es so wollte, wird die Kraft in sich bergen, eine neue Zukunft aufbauen zu helfen. Darum trage ich ohne Scham das Kind der Liebe und hoffe darauf, daß die freie und gottselige Leidenschaft, in der es empfangen ist, es zum Mitschöpfer einer minder engherzigen und seelenlosen Welt machen wird, als jene es war, die der feurige Kehrbesen des Krieges jetzt hinwegfegt."

„Mögen deine Hoffnungen sich erfüllen!" sagte Albert.

Sie hatten den äußeren Hof des Stiftes erreicht, der von Vorwerken umgeben war, und betraten jetzt, unschlüssig, wo und wann sie voneinander Abschied nehmen sollten, den alten romanischen Kreuzgang, der, wie bei den Zisterziensern gebräuchlich, zwischen Kirche und Kloster eingebaut ist. Mit schwerem Herzen wandelten sie die dunklen Gänge entlang, deren hohe Fenster, mit reizvollem Maßwerk und roten Marmorsäulchen geziert, sich allseits auf den inneren Kreuzhof öffneten, der wie ein verträumtes Stück Mittelalter in dieser stillen winterlichen Waldgegend schlummerte. An vielen stummen Gräbern wandelten sie vorbei, mit Schwert und Schild bewehrt, in voller Rüstung, lagen die Steinbilder der stumm gewordenen Helden nebeneinander, die die Grundfesten dieses großen Reiches gelegt hatten, in unzähligen blutigen Schlachten und Fehden. Hier der Babenberger Leopold, den Walther von der Vogelweide besungen, Teilnehmer am Kreuzzug unter Kaiser Barbarossa und Rächer der Ehre Österreichs, indem er den englischen König Richard Löwenherz, der in Akkon das österreichische Banner durch den Kot hatte schleifen lassen, gefangensetzte .... Hier Herzog Friedrich I., ebenfalls Kreuzfahrer und erst als Leiche aus Palästina in diese stille heimatliche Klause zurückgekehrt .... Und hier der zweite Friedrich, der letzte Herzog aus dem Hause Babenberg, dessen ganzes Leben durch harte Kämpfe gegen die Könige von Ungarn und Böhmen, den Patriarchen von Aquileja, den Fürsten der Ruthenen und König der Rumänen ausgefüllt gewesen, und der in der Schlacht an der

Leitha, nachdem er die Übermacht seiner Feinde aufs Haupt geschlagen, durch einen Pfeilschuß, der ihn ins Auge traf, gefallen war . . . .

„So haben sie vor sieben- und achthundert Jahren," sagte Albert, „sich ebenso ihrer Haut erwehren müssen, wie wir es heute tun."

„Und wie wird es nach weiteren sieben- oder achthundert Jahren stehen?" fragte Agathe. „Meinst du, daß man mit der Zeit doch einem dauernden Frieden näherkommen könnte?"

„Ich glaube mindestens an Fortschritte in dieser Richtung," sagte er. „Ungarn, Böhmen und all die anderen Nachbarländer, mit denen die Babenberger in Kriege verwickelt waren, haben sich mit uns zusammengeschlossen zu einem einzigen Reich, das ein Hort des Friedens wäre, würde es nicht von außen mutwillig angegriffen. So ist dieses Österreich der erste und bisher einzige tatsächliche Versuch, den Friedensgedanken zu verwirklichen. Denn es ist das einzige staatliche Gebilde auf der Welt, welches eine größere Anzahl fremdsprachiger Völker, die sich blutig bekriegen müßten, wenn sie sich nicht schlecht und recht miteinander zu vertragen suchten, gleichberechtigt in die Einheit eines Völkerfriedensbundes zusammenfaßt. Unzulänglich ist der Aufbau noch, ich geb' es zu, und noch lange nicht vollendet. Aber damit er vervollkommnet und vollendet und der Menschheit als Vorbild vor Augen gestellt werden könne, gilt es vorerst noch um sein Dasein zu kämpfen."

Sie standen am Grabe Friedrichs des Streitbaren einander gegenüber. Albert reichte seiner Frau die Hand.

„So wollen wir beide der Zukunft dienen," sagte er, „ich als Mann im blutigen Ringen, du als Weib durch die Mutterschaft. Und wenn wir daran zugrunde gehen sollten, so können wir uns wenigstens sagen, daß wir erfüllten, wozu unser Herz uns trieb . . . . Unsere Wege scheiden sich hier für immer. Leb' wohl!"

Weinend sank sie ihm an die Brust. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn, und dann rissen sie sich los und gingen rasch

auseinander, in entgegengesetzter Richtung. Sie, um ins Gnadenwaldhaus zu ihrem kranken Vater, er, um nach Wien und auf den Kriegsschauplatz zurückzukehren.

XXVII.

Agathe hatte mit ihrem Vater Wirtschaftsrechnungen durchgesehen, die sich auf den großen Betrieb des Gnadenwaldhauses bezogen.

Sie saß an seinem Schreibtisch und trug die einzelnen Posten, nachdem sie seine Billigung gefunden, in verschiedene Bücher ein, während er, an ihrer Seite in einen Rollstuhl gelagert, ihre Tätigkeit überwachte und leitete. Er benützte, seit sein Zustand sich gebessert hatte, diesen fahrbaren Krankenstuhl, um sich aus dem Schlafzimmer in sein Arbeitszimmer schieben zu lassen, wo er wenigstens ein paar Stunden täglich mit Unterstützung Agathens den gewohnten Geschäften oblag. Es befriedigte ihn, daß er nicht mehr ganz unnütz war und doch schon etwas leisten konnte, aber viel durfte er sich freilich nicht zumuten. Er ermüdete leicht, und das konnte ihn dann recht verstimmen, denn sein Wille zur Rastlosigkeit wäre ungebrochen gewesen, nur der Körper versagte.

Diesmal hatte er sich, da Neujahrstag war und der Rechnungsabschluß für das abgelaufene Jahr aufgestellt werden sollte, trotz Agathens Abmahnung dazu verleiten lassen, über die gewohnte Zeit hinaus bei der Sache zu bleiben, und fühlte sich nun überanstrengt. Er ließ sich von Agathen die Kissen zurechtrücken, lehnte sich erleichtert zurück und lächelte dankbar, da er ihre geübte und sorglich milde Hand als wohltuend empfand.

„Es geht mir ohnedies besser als je zuvor," scherzte er. „So verhätschelt bin ich mein Lebtag nicht worden. Nun wollen wir aber eins plaudern. Wann soll also eigentlich nach deiner Berechnung das Kleine kommen?"

„Das Kleine —!" wiederholte Agathe, von einem Schauer

der Wonne überrieselt. „Nun hab' ich es zum ersten Male gedacht! Bisher war es nur ein Zustand, und es gab zage Augenblicke, wo ich trotz der wiederkehrenden Übelkeiten noch immer nicht mit voller Sicherheit daran zu glauben wagte, weil ich mich doch so frisch und leistungsfähig fühle. Nun ist aus meinem persönlichen Zustand auf einmal ein neues Wesen geworden. Das Kleine —! Du hast es zum ersten Male ausgesprochen, Vater."

„Einmal muß es zum ersten Male ausgesprochen sein," sagte er lachend; „ewig kann es doch nicht ein Zustand bleiben. Von einem Zustand allein wird man nicht Großpapa. Bis wann hab' ich also Zeit, mich auf die neue Würde vorzubereiten?"

„Bis Mitte oder Ende Juli, dächt' ich."

„Da kommen wir ja ganz erwünscht in die schönste Sommerzeit hinein. Was meinst du nun — wenn wir bis dahin irgendwo in lieblich stiller Gegend einen gemütlichen Ansitz hätten —?"

„Ein Sommerhaus meinst du?"

„Ein Sommer- und Winterhaus. Das neue Geschöpflein, das da ins Leben treten will, soll nichts von bösen alten Erinnerungen mit sich schleppen. Und am Ende tät's mir Altem auch gut, mit der Jugend noch einmal von vorne anzufangen."

„Denkst du denn daran," wunderte sich Agathe, „das Gnadenwaldhaus aufzugeben?"

„Die Ritter werden ihre schwere eiserne Rüstung auch abgelegt haben, wenn sie einmal alt und hinfällig geworden waren. Und die Anstalt, die ich nun seit mehr als dreißig Jahren führe, ist sicher ein schweres Rüstzeug gewesen, das kannst du glauben. Auf die Dauer leiste ich es doch nicht mehr. Ich bin müde geworden . . . ."

„Es wird sich aber wohl kaum so leicht eine geeignete Persönlichkeit finden lassen," meinte Agathe, „die dich auch nur halbwegs ersetzen könnte?"

„Bilde dir so was nicht ein!" versetzte er. „Man sagt sich's

wohl gerne vor, aber es ist eine Selbsttäuschung der Eitelkeit. Niemand ist unentbehrlich, und man braucht nur einen Fuß ins Grab zu setzen, so ist schon einer da, der darauf wartet, daß man auch mit dem zweiten hineinsteige."

Er griff, was er sagte, nicht aus der Luft. Eine Unternehmerverbindung hatte durch den Hilfsarzt vorsichtig bei ihm anklopfen lassen, ob er die Anstalt im Gnadenwald mit allem, was dazu gehörte, unter Umständen zu veräußern geneigt wäre. Man wollte eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung darauf gründen; ein namhafter Wiener Nervenarzt, der auch mit Kapital beteiligt wäre, würde die Leitung übernehmen.

„Eine günstigere Gelegenheit wird sich nicht leicht finden," sagte Doktor Wolfrun. „Es stehen kapitalkräftige Leute dahinter, sie würden die gesamten Hypotheken übernehmen und die übrige Summe teils bar, teils in Kriegsanleihe am Tag des Vertragsabschlusses auszahlen. Es ist so viel, daß wir uns einen Großgrundbesitz mit Fürstenschloß darum kaufen können, wenn wir wollen . . . ."

„Nein, bitte, kein Fürstenschloß!" rief Agathe in lachender Abwehr.

„Ich erwähne es nur, damit du siehst, daß das Angebot überaus vorteilhaft wäre. Es ist nicht bloß der tatsächliche Besitz, es ist auch das Geschäft als solches, der gute Ruf der Anstalt darin berücksichtigt und reichlich bewertet. Rundweg von der Hand weisen möcht' ich es nicht, denn ich muß auch ein wenig an dich denken. Du bist meine Erbin, was fingst du, wenn ich einmal nicht mehr bin, mit der Anstalt und den darin festgelegten Geldern an? Die Auflösung und Abwicklung würde dir ungeheure Sorgen und Schwierigkeiten machen, und übervorteilt würdest du dabei obendrein, weil du dich in einer Zwangslage befändest."

„Du erholst dich doch sichtlich, Vater," sagte Agathe warm. „Es wird nicht lange mehr dauern, so bist du wieder auf dem Damm. Wozu also von Möglichkeiten sprechen, von denen wir hoffen dürfen, daß sie noch ungezählte Jahre

nicht eintreten werden? Und überhaupt sollst du an mich bei einem so entscheidenden Schritt, der eine völlige Umwälzung in deinem Leben nach sich zöge, ganz und gar nicht denken! Ich fürchte, die gewohnte Tätigkeit würde dir abgehen."

„Ich erwähnte doch schon, daß ich müde bin .... Und an mäßiger Tätigkeit brauchte es mir ja auch dann nicht zu fehlen. Ich würde mir ein Kalthaus und ein Warmhaus bauen und unsere Zimmer mit herrlichen Palmen und Blumen versorgen .... Du siehst," sagte er lächelnd, „ich hab' mich in die Idylle schon ganz hineingeträumt. Ach, denk nur mal, wenn ich es nun auf einmal mit keinen Narren mehr zu tun hätte! Wenn ich mit niemand mehr zu reden brauchte außer mit dir und meinen Rosen und mit — dem Kleinen! .... Aber dir würde es vielleicht zu einsam werden?" besann er sich. „Ja gewiß, für dich wär' es auf die Dauer doch wohl nicht das Richtige, so ganz allein, nur auf den Umgang mit mir angewiesen und mit der Natur und allenfalls noch mit deinem Flügel —?"

„Und — dem Kleinen!" ergänzte Agathe. „O glaub es mir, Vater, das wär' ja meine höchste Sehnsucht! Wenn du dich dareinfinden könntest — für mich gäb' es nichts Herrlicheres! Weit fort von den Menschen, die mich mißachten! Nur dir und der reinen Natur und meinem Kind leben! Und es heranwachsen sehen! Und es zu einem hochgemuten, freien, freudigen Menschen erziehen, für jenes neue, helle Zukunftsland, das aus dieser Urwirrnis des Weltkrieges hervorgehen wird!"

„Nun, wenn es so steht, dann sind wir ja einig," rief Doktor Wolfrun vergnügt. „So wollen wir uns die Sache wenigstens durch den Kopf gehen lassen und gelegentlich, jedes für sich, darüber nachsinnen, welche Gegend sich etwa am besten für unser Vorhaben eignen könnte ...." Und wieder ernst ge-worden, sagte er noch: „Es wäre auch deiner Mutter ei[n] tröstlicher Gedanke, könnte sie wissen, daß dein Kind ni[cht] im Gnadenwaldhaus geboren würde. Und es müßte i[...]

Genugtuung gewähren, daß auch wir selbst mit dem neuen Leben, das da kommen will, ein neues Leben beginnen wollen, fern von hier, wo ihr die Luft vergiftet schien, ein neues, wahrhaftes Leben der Einkehr und inneren Beseelung. Vielleicht war es nicht zuletzt auch der Gedanke an *sie*, der solches Pläneschmieden in mit angeregt und begünstigt hat. Denn es ist merkwürdig, um wie viel mehr Macht die Toten über uns haben als die Lebenden . . . .“

Damit wurde die Frage, die er angeregt hatte, zunächst beiseite gelegt. Agathe beschloß bei sich, aus eigenem Antrieb nicht mehr darauf zurückzukommen, sie war sich doch nicht ganz sicher, ob der Vater sich nicht einer Täuschung hingab, ob er, wenn er wieder gesünder wäre, nicht den Lärm und das Getriebe im Gnadenwald, wo er so hundertfältig eingewurzelt war, vermissen würde. Aber sie beschäftigte sich fortan wiederholt mit dem Gedanken und hing holden Zukunftsträumen nach. Die Abneigung gegen das Gnadenwaldhaus schien sich von ihrer Mutter auf sie vererbt zu haben, und wenn wirklich ihre Sehnsucht nach einem Kinde sich erfüllen sollte, so wäre sie froh gewesen, wenn des Vaters Pläne bis dahin zur Wirklichkeit hätten werden können.

Im Laufe des Jänner wurde ihr nun endlich die Hoffnung, sich hinsichtlich ihres Zustandes nicht getäuscht zu haben, zur felsenfesten Gewißheit. Es sollte also wirklich sein, was sie bis dahin zeitweise noch immer ein ganz klein wenig bezweifelt hatte, aus lauter Angst, daß ein Irrtum sie aus allen Himmeln stürzen könnte, aus lauter Demut, weil sie in ihrem Schuldbewußtsein Gott kaum die unendliche Gnade zutraute, sie eines so unverdienten Glückes und einer so hohen Sendung zu würdigen. Mit der inneren Ergriffenheit eines noch unverbrauchten Chorgehilfen, der die Vorbereitungen für seine erste Messe trifft, die er bedienen soll, fing sie jetzt langsam an, jene hundert Kleinigkeiten zu besorgen, herzustellen und auszurüsten, deren man bedarf, um einen neuen Weltbürger auf der Erde zu empfangen. Sie strickte winzige Häubchen und nähte niedliche Hemdchen, so klein, als

ob es sich um eine Puppenausstattung handelte; sie ließ eine der Nähmaschinen, die sich im Hause fanden, auf Handbetrieb einrichten und säumte damit allerlei schneeweißes Linnenzeug. Sie hätte am liebsten alles selbst und ganz allein zurechtgemacht, jede kleinste Handlung hatte einen neuen Wert für sie bekommen, und bei allem, was sie vorkehrte und tat, immer war etwas Neues und ungewohnt Liebes mit dabei.

Einmal kam ins Gnadenwaldhaus Susel Moerungen aus der Stadt zu Besuch, um sich nach dem Befinden Doktor Wolfruns zu erkundigen. Agathe war zu Tode erschrocken, als sie die Cousine bei sich eintreten sah. Sie trug Trauerkleider und schaute so vergrämt und abgehärmt aus, daß sie fast nicht wieder zu erkennen war. Ihr Kindchen war seines mühseligen Daseins nun doch überdrüssig geworden und hatte vorgezogen, sich von dieser Erde wieder zu verabschieden.

„Wir haben keine Traueranzeigen ausgeschickt," sagte Susel, „und die Sache ganz für uns im stillen abgemacht. Es wird niemand sich besonders darüber aufregen, daß das spärliche Lichtlein wieder erloschen ist."

Agathe hatte in zarter Rücksicht verstohlen listige Anstalten getroffen, das Kleinkinderzeug, an dem sie eben nähte, verschwinden zu machen. Aber schon war es zu spät, gerade noch konnte Susel ein mit rosa Bändchen geschmücktes Ärmelchen erblicken, griff nach dem verräterischen Ding und zog daran ein feines, zartes Kinderanzüglein ans Licht, ein Festgewändchen, wie es für eine Taufe bestimmt sein mochte. Und da Agathe errötete, wußte sie auch schon genug.

„Du brauchst nicht damit hinterm Berg zu halten," sagte sie. „Mein Leid hat mich nicht so abscheulich gemacht, daß ich mich mit dir nicht mehr freuen könnte. Denn ich weiß wohl, daß du mir's nicht aus Feigheit verheimlichen wolltest."

„Ich dachte, liebe Susel, da dein Herz jetzt so wund ist . . . ."

„Nein! Laß mich ein bißchen teilnehmen an deinem Glück! Es wird mich ablenken, mehr noch, es wird mich aufrichten wenigstens d i c h froh zu sehen."

Da erzählte ihr Agathe alles, was sie zu wissen begehrte. Sie hatte sich vorgesetzt, keine Geheimnisse mehr vor der Welt zu haben. Wer es erfahren wollte, der mochte es erfahren, daß sie Lorinsern liebte, daß die Musik sie zusammengeführt, daß sie in beseligter Hingabe sein Schaffen zur Ewigkeitshöhe gesteigert und jetzt ein Kind von ihm hatte, ohne seine angetraute Gattin zu sein, sein zu können, sein zu wollen.

Das meiste hatte Susel ohnedies längst durch Klatsch erfahren. Nur einzelne Züge fehlten noch in dem Bilde. Sie hätte ihr das Glück, eine solche Liebe erfüllt zu haben, neiden können, wäre sie ihr nicht so von Herzen zugetan gewesen. Nur eines begriff sie nicht: warum die Angelegenheit nicht nachträglich in gutbürgerlichem Sinn geordnet und das Schiefe daran wieder eingerenkt werden sollte.

„Du, Agathe —," meinte sie etwas bedenklich, „das würd' ich mir denn doch noch mal überlegen. Warum willst du ihn nicht heiraten, wenn du ihn schon liebst? Warum soll er dich nicht heiraten, wenn ihr ein Verhältnis miteinander habt? Da ließe ich an deiner Stelle nicht locker, wenn du ein Kind von ihm hast, soll er auch die Konsequenzen tragen!"

So ernst ihr zumute war, Agathe mußte lächeln, diese gute Susel blieb doch immer die nämliche, mochte kommen, was da wollte. Und der Rat, den sie ihr gab, lag eigentlich so auf der Hand, daß sie erst einen Augenblick sich besinnen mußte, wie sie der schnell fertigen Freundin ihre Gründe auseinandersetzen sollte.

„Also vor allem mußt du wissen," sagte sie, „daß Lorinser sich nicht etwa geweigert hat, die Konsequenzen zu tragen, wie du dich ausdrückst. Nein, durchaus nicht, ich weiß nicht einmal, wie er in dem Punkt denkt, wir sprachen kein Wort darüber miteinander, und er hat keine Ahnung davon, daß ich in der Hoffnung bin."

„Ja, um Gottes willen, warum sagst du es ihm nicht?"

„Er wird es erfahren, sobald ich ihn wiedersehe."

„Seht ihr euch denn nicht öfter?"

„Wir schreiben uns nur. Vorderhand hat er alle Hände voll zu tun. Einzelne Teile seines herrlichen Werks, der Liebessinfonie, sind noch nicht instrumentiert, andere werden schon einstudiert, außerdem fordert der fortschreitende Notenstich viel Aufmerksamkeit. Und zu allem Überfluß hat der arme Kerl Nahrungssorgen, ich glaube, er hungert buchstäblich. Schweren Herzens rede ich ihm in meinen Briefen zu, Stunden zu übernehmen — er würde eher verhungern, als es zu tun. Er hat also gerade zu denken genug, und unter solchen Umständen soll ich ihm eröffnen, daß er im Begriff steht, Vater zu werden? Es könnte ihn mit dem Gefühl der Verantwortung belasten. Soweit es von mir abhängt, soll alles Störende ihm aus dem Wege geräumt werden. Denn seine Arbeit ist unendlich viel wichtiger als meine ausgeflickte Reputation."

„Wenn er dich heiratete, so wäre doch für ihn alle Not zu Ende!" gab Susel zu bedenken.

„Da kennst du ihn schlecht. Von meinem Vermögen würde er nicht einen Heller annehmen."

„So soll er doch wenigstens das Kind legitim machen und im übrigen seiner Wege gehen," rief Susel.

„Nun — das werden wir vielleicht auch noch bedenken," meinte Agathe ziemlich gleichgültig. „Vorderhand ist ja meine Scheidung von Albert noch gar nicht erledigt, so etwas dauert lange .... Übrigens möcht' ich ihn lieber seiner Freiheit nicht berauben, wenn es sich irgend machen läßt. Warum soll er durchaus das Ehejoch tragen? Wenn er nun später einmal eine andere liebte —?"

Mit entsetzten Augen starrte Susel sie an.

„Agathe! Was sprichst du da? Bist du nicht einmal seiner Liebe völlig gewiß?"

„Meine liebe Susel," sagte Agathe, den Kopf nachdenklich in die Hand stützend, „ich sehe, daß du von Kunst und Künstlern wenig weißt. Ein Künstler ist ein Mensch, dem die Welt, so wie sie ist, nicht genügt. Darum erschafft er sich eine neue. In dieser selbstgeschaffenen Welt, nicht bei uns auf der Erde —

ist er zu Hause, dort lebt er mit all seinen Gedanken und Leidenschaften, in völliger Selbstvergessenheit, wie ein Soldat, der im Feuer steht. Das wirkliche Leben ist ihm nichts, das erträumte alles. Wem das Selbsterleben höher steht als das Gestalten, der ist eben kein Künstler. Wenn Goethe so leidenschaftlich erlebt wie gedichtet hätte, so hätte er sich erschossen und nicht den jungen Werther geschrieben. Wer nicht *über* dem Stoff steht, kann ihn nicht gestalten, und es ist eine zutreffende Beobachtung, daß Achill zwar als Held kämpfen und sterben, aber kein Heldenlied dichten konnte. Des Künstlers Stärke ist nicht die *erlebte* Leidenschaft. Sie ist ihm nur Mittel zum Zweck. In Wahrheit liebt er nichts als sein Werk. Und nicht einmal seine Geliebte, fragst du, liebt er? Nein! Er liebt sie nicht! Und wenn er sich manchmal täuscht und selbst felsenfest daran glaubt, daß er liebe, so ist es eben Täuschung. Er liebt im Weibe nichts als den eigenen Seelenaufschwung, der ihn zu neuem Schaffen beflügelt."

„Das alles weißt du," rief Susel, „und bist dennoch die Seinige geworden?"

„Vielleicht habe auch *ich* nicht ihn selbst geliebt," sagte Agathe. „Vielleicht liebte ich in ihm nur — das Kind."

Susel, geneigt, in Agathen ein Vorbild zu erblicken, gab es schließlich auf, die Übereinstimmung mit ihr zu suchen, die sich diesmal durchaus nicht einstellen wollte. Das letzte Wort hatte sie persönlich getroffen und reuevoll gestimmt.

„Wenn wir nur überhaupt lieben —!" sagte sie. „Denn was man einmal geliebt hat, das bleibt unter allen Umständen Besitz. Ich wollte eigentlich kein Kind haben, vor allem so bald noch nicht. Darum ist es jetzt so leer in mir, nicht einmal ein großer Schmerz, der mich ausfüllen könnte, ist mir übriggeblieben."

Agathe führte sie später zu ihrem Vater hinüber, den sie [illegible] begrüßen wünschte. Doktor Wolfrun erkundigte sich nach [illegible]derungen und ließ ihn einladen, ihn doch mal im Gnaden[illegible]aldhaus zu besuchen. Susel erzählte, daß er rasend viel

zu tun habe, aber keine rechte Freude an seiner Arbeit finde. Er trage sich mit dem Gedanken, sich freiwillig zum Waffendienst zu melden. Der Krieg dauere nun schon so lange, daß es ihn nachgerade anwidere, immer bloß aus der Ferne zuzusehen. Wenn das Hausdach brenne, sollte keiner, der darunter wohne, an etwas anderes denken als ans Löschen, wiederhole er immer wieder, und wenn's nach ihm ginge, so würde es seit anderthalb Jahren überhaupt keine Tätigkeit mehr geben, die mit dem Krieg nicht irgendwie zusammenhinge. Zu Hause sei er übrigens, bemerkte Susel, nichts weniger als ein Berserker, komme ihr stets mit geradezu rührendem Zartsinn entgegen und erweise ihr alles Liebe, was er ihr nur immer an den Augen absehen könne.

„Und wie geht's deiner Mutter?" fragte Doktor Wolfrun.

Ach, es ginge ihr soweit gut, nur der Tod des Kindes hätte sie arg mitgenommen. Sie mache ihr Vorwürfe darüber, daß sie, obgleich mit Moerungen verheiratet, durch den Tod Gustl Weidts so sehr habe erschüttert werden können, daß ihre und des Kindes Gesundheit darunter gelitten hätte. Und sie sei schlecht auf Agathen zu sprechen, der sie Schuld daran gebe, sie in ihrer unsinnigen Neigung zu Gustl Weidt bestärkt zu haben.

„Überhaupt ist Agathe jetzt die bête noire bei ihr," gestand Susel. „Sie kann sich nicht genug daran tun, gegen sie zu eifern."

„Sie schrieb auch mir in diesem Sinne. Ich habe bisher versäumt, ihren Brief zu beantworten, vielleicht bist du so freundlich, mich deswegen bei ihr zu entschuldigen. Hab' die Güte, deiner verehrten Mutter zu bestellen, daß ich Agathens Verhalten in jeder Hinsicht billige. Ich will nicht behaupten, daß es nicht für sie selbst und für uns alle einfacher und leichter gewesen wäre, wenn keinerlei Ursache für sie bestanden hätte, den vorschriftsmäßigen und regelrechten Weg zu verlassen. Aber niemand ist berechtigt, sich über den Sturm, der über ein Leben hinweht, zu beschweren, weil ein Zuglüftchen davon vielleicht auch durch die ängstlich geschlossenen Fensterbalken seiner eigenen Stube hereinblasen könnte."

„Was Mama so aufbringt," sagte Susel, „ist sicher nicht das, was geschah, sondern nur der Umstand, daß es nicht geschickter vertuscht wurde. Lorinser ist eine stadtbekannte Persönlichkeit, man spürt, wie das in Wien nun einmal üblich ist, allen Einzelheiten seines bürgerlichen Lebens nach; dadurch konnte es geschehen, daß Agathe im Augenblick in jedermanns Munde ist. Und da die öffentliche Meinung sie aufs schärfste verurteilt und man in der Gesellschaft kaum einer einzigen Stimme begegnet, die sie in Schutz nähme, so fühlt sich ein ganz klein wenig auch Mama, als Agathens Tante, gleichsam mitkritisiert und mitverworfen."

„Die Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung," sagte Wolfrun, „kommt mir ähnlich vor wie das Katzbuckeln vor der Demokratie, das jetzt üblich wird. Als ob die Masse nicht immer aus Wurzelfüßlern und Amöben bestände! Und als ob das Recht und die Vernunft bei der Mehrheit wären! Sag deiner lieben Mutter, sie möge sich trösten, die öffentliche Meinung in ihrem Salon sei genau so viel wert wie die öffentliche Meinung der ganzen Welt. Denn ich sehe darin, daß fast alle Völker des Erdballs den Mittelmächten und besonders dem deutschen Volk so spinnefeind sind und wie die Hökerinnen über uns schimpfen, den schlagendsten Beweis dafür, daß wir tausendfach im Recht sein müssen und die Zukunft uns gehört...."

Es vergingen Wochen, ehe Doktor Moerungen der Einladung Wolfruns nachkam, ihn zu besuchen; die Arbeitslast, die auf ihm lag, war zu groß. Als aber gegen Ende Februar die von ihm angestrebte Einberufung zum Heeresdienst tatsächlich erfolgte und er, da er Artillerieoffizier in der Reserve war, zunächst den großen Anstalten zur Herstellung von Sprengmitteln auf dem Neustädter Steinfeld zugeteilt wurde, kam er nun öfter des Abends über Baden ins Gnadenwaldhaus herüber. Wolfrun, der, seit er leidend war, mehr Zeit zum Lesen fand als früher, freute sich, so oft sich ihm Gelegenheit zu anregendem Gedankenaustausch bot. Wenn er jetzt schon mit Hilfe eines Stockes sich schlecht

und recht vorwärtsbewegen konnte, so dauerte doch die Lähmung der rechten Seite an und blieb eine stete Mahnung an Hinfälligkeit und Tod. Darum hatte der unliebsame Anfall in seinen fortwirkenden Folgen die Grundfesten seines Wesens erschüttert und ihn nicht nur milde und nachdenklich gestimmt, sondern auch zum Verständnis der tieferen Seelenwerte und einer nicht lediglich auf greifbare Erfolge gerichteten Weltbetrachtung erzogen. Er verstand sich jetzt gut mit Doktor Moerungen und schloß sich mehr und mehr sogar dessen Anschauungen über den Weltkrieg an, den er nun wie dieser als Notwendigkeit in der sittlichen Entwicklung der Menschheit empfand. Das Schicksal Agathens und die Erinnerungen an ihre verstorbene Mutter, die durch ihre Nähe lebendig geworden waren, drängten ihm die Überzeugung auf, daß die Klarheit und Wahrheit leidenschaftlicher Lösungen etwas Befreiendes und Luftreinigendes an sich hätte gegenüber dem unaufrichtigen Sichvergleichen und den faulen Nützlichkeitsklügeleien, mit denen er sein eigenes Leben wie das seiner Frau vergiftet hatte.

Wiederholt war Agathe Zeugin davon, wie in den Unterhaltungen mit Moerungen der Geist seiner neugewonnenen Einsichten und Erkenntnisse und seiner gleichsam unirdischer gewordenen Überzeugungen sowie ein demütigeres und liebevolleres Erfassen des Lebens hervortrat. So hatte Moerungen einmal geäußert, es sei doch merkwürdig, daß gerade die Engländer, bei denen es fast als gesellschaftlicher Verstoß gelte, das Wort „Lüge“ auch nur auszusprechen, es mit der Wahrheit so wenig genau nähmen.

„Ist Ihnen nicht bekannt,“ antwortete Doktor Wolfrun, „daß man vorwiegend jene guten Eigenschaften zu besitzen andern vorspiegelt und sich selbst einredet, von denen man schmerzlich empfindet, daß sie einem fehlen? So spricht der Deutsche von deutscher Treue, weil es auf der ganzen Welt kein Volk gibt außer das deutsche, das treulos genug wäre, sein Volkstum geringzuschätzen und in der Fremde sogar zu verleugnen; denn wäre das Wesen des Deutschen

wirklich die Treue, so stünde uns heute nicht ein feindliches angelsächsisches Nordamerika entgegen, sondern ein vorwiegend deutsches zur Seite. In gleicher Weise betont der Brite mit Stolz seine Wahrheitsliebe, weil er nicht nur in der Moral der Erfinder der Utilität ist, sondern auch die Wahrheit nach seinem Belieben vom Nützlichkeitsstandpunkt aus zurechtfrisiert. Wäre er tatsächlich wahrheitsliebend, so hätte er sich überhaupt nicht in diesen Weltkrieg einlassen können, er wäre zu schwach dazu gewesen ohne die mächtige Bundesgenossenschaft der Allerweltslüge. Und ganz ebenso," sagte er, „habe ich mich selbst mit Vorliebe für einen Herren- und Übermenschen gehalten und als solchen bezeichnet. Weshalb? Weil mir das, was ich heute weiß, wenigstens dunkel im Gefühl lag: daß ich unfrei und mit gebundenen Händen durchs Leben ging, als Sklave einer ziemlich gewöhnlichen Sorte von Genußsucht ...."

Ein andermal konnte Agathe mit stiller Ergriffenheit die Läuterung feststellen, die der Kummer über seine versagenden Körperkräfte in ihm bewirkt hatte. Es war vom Tode des Kindchens die Rede gewesen, den Moerungen als schweres Unglück empfand, denn Susel hatte die Fähigkeit verloren, ein zweites Mal Mutter zu werden.

„Die höchste Weisheit des Lebens gipfelt darin," sagte Doktor Wolfrun, „daß wir lernen, Leid in Reinheit und Kraft umzusetzen. So ist's im Einzelleben, so in der Weltgeschichte. Betrachten Sie die Entwicklung des deutschen Volkes. Der Weltenweber, der rastlos an der Arbeit ist, meint es ihm gut: er will das edle Gewebe der Zukunft aus ihm weben, denn er weiß, daß er einen besseren Rohstoff nicht finden kann. Darum zieht er es alle hundert Jahr einmal, und auch öfter, gründlich durch die Hechel, um es vom Werg zu reinigen. Denn einen grannigen Flachs kann r nicht brauchen. Das ist der Sinn des immerwieder-ehrenden Unglücks und der schweren Kämpfe, die unser Volk eit tausend Jahren durchzumachen hat. Und das ist auch er Sinn dieses furchtbaren Weltkrieges. Es hätte eine schwere

Gefahr für Deutschland bedeutet, wäre es ihm gelungen, seine Feinde in den ersten Monaten blutig niederzuringen. Die Genußsucht und Dicktuerei, die den edlen Kern schon anzufressen begonnen hatte, das Gift der Veräußerlichung, der Stofflichkeit und Überhebung, das sich von Berlin aus über die ganze deutsche Erde zu verbreiten drohte — sie hätten dadurch nur einen neuen, unerwünscht üppigen Nährboden gefunden. Die Würgengel, wie sie Albrecht Dürer mit unerbittlicher Grausamkeit gezeichnet hat, mußten erst ihre Schwerter schwingen, die vier apokalyptischen Reiter mit klirrenden Hufen und geschwungener Wage über die Saatfelder der Schlachten jagen, ehe das deutsche Volk wieder reif werden konnte zu jener Einkehr in sich selbst, die jedes Volk, das jung und gesund bleiben soll, von Geschlecht zu Geschlecht einmal halten muß. Aus dieser Einkehr wird es erneut und verjüngt an Haupt und Gliedern wie aus einem Stahlbad hervorgehen, die fürchterliche Hechel wird es von allem Wirren und Schädlichen gereinigt haben, die wertlosen Scheben und Acheln werden dem Feuer überantwortet werden, und aus dem Webstuhl der Weltgeschichte wird die reinste und gediegenste Webe fließen, die die Zeiten je sahen. Denn Leid und Not sind die zuverlässigsten Lehrmeister und Erzieher der Völker.... Lassen Sie uns, lieber Moerungen," schloß er, „für uns selbst den Trost daraus schöpfen, daß alles seinen besonderen Sinn und Wert für unsere innere Entwicklung besitze: das Hinsterben Ihres armen Kindchens und das langsame Absterben meines müde gewordenen Leibes...."

Agathen waren die Dürerbilder zur Apokalypse, deren er Erwähnung getan hatte, nicht gegenwärtig. Sie brachte, als sie alleingeblieben waren, noch einmal die Sprache darauf, ihn fragend, ob er vielleicht eine Abbildung davon zur Hand hätte.

„Gut, daß du mich daran erinnerst," sagte er aufgeweckt, „ich wollte dich ohnedies ersuchen, einen Brief zu schreiben, um die Blätter, von denen du sprichst, zu bestellen."

Sein Hang zur Kunstgönnerschaft, die ihm sonst eine leiden-

schaftliche Zerstreuung gewesen war, erwachte wieder in ihm. Ohne gerade Kenner zu sein, hatte er es geliebt, die bildende Kunst, die seiner genußfrohen Sinnlichkeit mühelose Anregungen gewährte, an sich heranzuziehen und mit dem gesteigerten Lebensgefühl eines Renaissancefürsten sich dienstbar zu machen. Darum war es von jeher sein Vergnügen gewesen, junge Künstler zu fördern und ihnen Aufträge aller Art entweder selbst zu erteilen, oder bei seinen durchwegs sehr wohlhabenden Gästen zu vermitteln. Nun kehrte er zu seiner Gewohnheit zurück und diktierte Agathen einen Brief an einen seiner künstlerischen Schützlinge, den er besonders als gewissenhaften Zeichner schätzte, in die Feder. Er wünschte Dürers Würgengel und Apokalyptische Reiter bedeutend vergrößert in Federzeichnung zu besitzen, und zwar so groß, daß man die beiden Blätter würde an die Wand hängen und beständig vor Augen haben können. Die harten, ernsten, tiefsinnigen Linien dieses keuschen Griffels, wie sie ihm aus nicht ganz naher Erinnerung vor der Seele standen, übten zum ersten Male und ihm selbst unerwartet einen solchen Zauber auf ihn aus, daß er Sehnsucht danach empfand und sich mit liebevoller Ruhe und Nachdenklichkeit in sie zu versenken begehrte. Über dem Diwan in seinem Schlafzimmer hingen zwei farbige Nachbildungen nach französischen Meistern, das reizende Bild von Greuze: „Der zerbrochene Krug", und eine andere nicht minder gefällige Arbeit, gleichfalls ein liebliches junges Mädchen darstellend. Doktor Wolfrun ersuchte Agathen, die Maße dieser Bilder abzunehmen, um sie dem jungen Künstler mitzuteilen.

„Ich kann die Rahmen dann gleich für die beiden Dürer-Blätter benützen," sagte er. „Die hübschen Mädeln hab' ich lang genug angeschaut. Es ist traurig, daß man schon mit einem Fuß im Grab stehen muß, um das Leere und Nichtssagende endlich satt zu bekommen".

Agathe erblickte in der wiederaufkeimenden Neigung, sich mit Kunst und Künstlern zu beschäftigen, eine Rückkehr der Lebenslust und Lebenskraft und schöpfte Hoffnung daraus.

Darum ging sie gerne auf seine Gedanken ein, bestärkte ihn darin durch ihre Teilnahme und kam seinen Wünschen entgegen, indem sie eine Dürerbibel auskundschaftete und kommen ließ, die kürzlich erschienen war. Da konnten sie nun, noch ehe die bestellten Federzeichnungen fertig wurden, die Darstellungen des deutschesten Meisters, die wie ein erhabenes Ungewitter einherziehen, genugsam betrachten und miteinander besprechen.

So flog die Zeit Agathen hin, im freundlichen Wechsel zwischen den süßen Vorbereitungen für die Kinderausstattung und der immer anregender werdenden geistigen Gemeinschaft mit dem Vater.

XXVIII.

Der beginnende März hatte lindes Frühlingswetter gebracht, in allen abschüssigen Pfaden gluckten die Bächlein, und in den saftgrünen Parkwiesen des Gnadenwaldhauses, von denen der Schnee sich mehr und mehr gegen die schattigen Waldränder zurückzog, stand viel dottergelber Krokus wie die Ostereier.

In Agathens Zimmer, das gegen den Park lag, waren die Fenster weit geöffnet, die hereinflutende Luft roch herb und blumenduftlos nach Vorfrühling. Doktor Wolfrun trat bei ihr ein, mit der Linken stützte er sich auf einen Stock, in der schlaff herabhängenden Rechten hielt er einen großen Strauß herrlicher Rosen.

„Wovon träumtest du eben, Kind?"

„Von dem Lieben, Neuen, Wunderbaren, das da in mein Leben getreten ist und mich ganz erfüllt!"

„Das ist recht. Und wie fühlst du dich?"

„Von den kleinen Störungen am Morgen abgesehen glänzend! Ach, daß es noch so lang dauern soll! Wär doch eher!"

„Gut Ding braucht Weile," sagte er, ihr die Rosen reichen

„Was für herrliche Blüten! Sie erinnern mich an die kostbaren Rosen, mit denen damals in Baden ein Oberleutnant, der mir auf Tod und Leben den Hof machte, mein Herz zu gewinnen hoffte. Aussichtsloses Beginnen! Er war ein sehr gepflegter, ungeheuer wohlhabender, aber nichtiger Mensch, und ich mochte ihn nicht leiden .... Es ist schade, daß die Glücksgüter so albern verteilt sind. Da schreibt mir Priszilla, sie hätte Lorinser auf der Straße begegnet, er sehe aus wie die sieben mageren Jahre, gerade zum Erschrecken! ....“

„Na, da wollen wir gleich darüber sprechen ....“ sagte Doktor Wolfrun. „Bevor die Sinfonie nicht ihre Feuertaufe empfangen hätte, wollt' ich eigentlich nichts sagen, denn so lange ließ sich doch nichts ändern. Aber da du Ende der Woche ohnedies zur Erstaufführung nach Wien fährst, kannst du die Sache vielleich persönlich einfädeln .... Wir hatten in früherer Zeit von der Anstalt aus wiederholt Musiker verpflichtet, die gegen freie Station und ein vereinbartes Honorar oft Monate hindurch hier lebten — manchmal befanden sich ganz hervorragende Künstler darunter. Es gibt immer Patienten, die recht wohl wissen, was gute Musik sei, und gerade jetzt sind wieder ein paar solche da, ein ungarischer Graf, ein rumänischer Fürst und eine Wiener Bankgröße. Da gäb' es also eine ganz schöne Gelegenheit für den Lorinser. Er wird zwar leicht empfindlich, wenn man ihm das Verhungern erschweren will — aber in dieser Suppe könnte er unmöglich ein Haar finden. Wenn er Wert darauf legt, mag er sich meinetwegen die alten Bücher vorlegen lassen, um selbst darüber zu wachen, daß die Sanatoriumsleitung ihm nur ja keinen Heller mehr für seine Dienste vergüte, als es sonst geschah.“

„Und worin bestehen diese Dienste?“ fragte Agathe voll banger Freude.

„Daß er hier und da am Abend Klavier spiele, was und so lange er mag, ohne jeden Zwang, nur freilich mit einem gewissen Entgegenkommen gegen geäußerte Wünsche, wie es eben die Geselligkeit mit sich bringt. Darauf, denk' ich, könnt' er eingehen?“

„Es wäre eine Torheit, es nicht zu tun!" rief sie wie neu belebt. „Was ist das für ein glücklicher Gedanke! Vater, wie bist du gut zu mir!"

„Es ist mir nur eben vorhin so durch den Kopf gegangen —," lehnte er ihren Dank mit scheinbarer Gleichgültigkeit ab, während er seinen Mund in ernste Falten legen mußte, um das Lächeln zu verbergen, das seine stolze Genugtuung verraten hätte. Er gehörte zu den Menschen, die man erst recht liebgewinnt, wenn sie krank und gebrochen sind, wie trotzige Burgen anheimelnder und trauter werden, wenn sie in Trümmern liegen und Efeu um sie wuchert.

„Das beste an der Sache ist," sagte er, „daß dem jungen Maëstro tagsüber Zeit genug bliebe, sich in der im Frühling so reizvollen Umgebung neue Anregungen zu holen. Und für uns da wär' es auch nicht übel, ihn mal im Hause zu haben, von wegen der holden Himmelsgabe der Musik wie auch aus Gründen eines erwünschten Fühlerausstreckens. Bis auf weiteres gälte er dann ganz einfach als mein Schwiegersohn, und im übrigen könnte man ruhig abwarten, wie der Hase weiterläuft."

„Du ahnst nicht, wie glücklich du mich machst!" rief Agathe dankbar beseligt. „Denn aufrichtig gesagt, quälte ich mich schon mit Sorgen."

„Dazu lag doch wohl keine Ursache vor."

„Wenn sein Aussehen, also sein Gesundheitszustand nicht ernstlich besorgniserregend wäre, so hätte Priszilla mir nicht eigens darüber geschrieben."

„Pah, ein so junger Mann hält schon einen Puff aus."

„Erfreulich ist es auf keinen Fall, wenn immer wieder gerade die bedeutendsten Künstler von diesem läppisch kleinlichen Schicksal der Nahrungssorgen betroffen werden . . . ." Sie vergrub ihr Antlitz in die kühlen Rosen und atmete deren Duft . . . . „Oh, mir geht alles gar zu gut aus!" rief sie glückt: „Nun werde ich ihn hier haben! Und für ihn sor und ihn herausfüttern können! Und mitansehen dür wie die wiederkehrende Gesundheit und Körperkraft

Geist zu neuen Flügen beschwingt! .... Kann das wirklich sein!?" fragte sie, sich besinnend. „Ist es überhaupt denkbar, daß mir alles so nach Wunsch gerät?"

„Warum sollt' es nicht denkbar sein?" lachte der Vater.

„Weil ich doch so deutlich mahnend die Schuld in mir spüre."

„Nun—? Und —?"

„Ich weiß nicht weshalb, aber ich empfinde es wie eine Art Naturnotwendigkeit, daß jede Schuld sich irgendwie bezahlt machen müsse. Oder ist das nur so ein überkommenes oder anerzogenes Vorurteil?"

„Zum Kuckuck mit den ewig einander in den Haaren liegenden zwei Seelen, die uns und unser ganzes Leben zwiespältig machen!" rief Doktor Wolfrun aufgebracht. „Wenn nur die Menschen endlich dahin gelangten, fröhlich ihrer Nase nachzugehen! Es kommt ja doch nichts Vernünftiges dabei heraus, wenn sie sich durchaus nach einem Kompaß ausrichten wollen, dessen Nadel nach der ihren wahren Wünschen entgegengesetzten Richtung weist. War es nicht im Grunde eine erlösende Tat, als deine Mutter ihre Ketten sprengte und sich ins Freie flüchtete? Oder möchtest du dein beherztes Bekenntnis für Lorinser rückgängig machen? Warum also am abgebrauchten Begriff der Schuld kleben? Und warum es ewig dem alten Harfenisten nachleiern, daß sie sich rächen müsse auf Erden?"

Agathe jedoch konnte nun einmal nicht darüber hinwegkommen. Ihr Verstand wußte ihm freilich nicht gleich zu antworten, aber sie hatte es im Gefühl.

„Rückgängig machen möchte ich nichts," sagte sie endlich. „Unbedenklich würde ich, noch einmal vor die Wahl gestellt, genau ebenso handeln, wie ich tat. Denn es w a r das Erlösende und i s t das Erlösende. Und dennoch fühle ich mit unzweifelhafter Gewißheit, daß ich schuldig wurde. Und dennoch ist etwas wie eine bange Vorahnung in mir, die ich nicht loswerden kann, als ob ich es irgendwie einmal würde entgelten müssen."

„Verwickelst du dich da nicht in einen großen Widerspruch, liebes Kind? Kann uns denn, was uns erlöst, zugleich verstricken? Und warum sollten wir entgelten, was wir als unabweislich und naturgewollt empfinden?“

„Warum?“ wiederholte Agathe. „Das weiß ich freilich nicht. Aber ist es nicht, als ob eherne Gesetze es forderten? Läßt sich nicht im großen Weltgeschehen des Krieges dasselbe beobachten? Priszilla, die über den Verdacht, eine Kriegshetzerin zu sein, gewiß erhaben ist, sagte mir einmal, sie hätte es nach der ermüdenden Komödie der lahmen und heuchlerischen Botschafterberatungen als wahre Erlösung empfunden, als er endlich ausbrach und den freien Leidenschaften ihr Lauf gelassen wurde. Und hat nicht dennoch die Menschheit schwere Schuld auf sich geladen, indem sie die Wahrheit bekannte und sich zu dem entschloß, was ebenso unabwendbar wie natürlich schien?“

„Nicht der oder jener Staatsmann, meinst du, nicht dieses oder jenes Volk, sondern die Menschheit überhaupt?“

„In dem Sinn, wie Albert damals auf der Weilburg-Wirtschaft es meinte, glaube auch ich, daß die Schuld *allen* gehöre, und darum müssen alle sie büßen mit unendlichem Leid und schier unheilbaren Wunden, die der Kultur geschlagen werden. Aber vielleicht liegt gerade darin der Sinn und Wert des Krieges! Erinnere dich der Würgengel und Apokalyptischen Reiter,“ sagte sie (sie hingen bereits in Doktor Wolfruns Schlafzimmer an der Wand); „erwähntest du nicht selbst, daß Leid und Not die zuverlässigsten Lehrmeister und Erzieher der Völker seien? Vielleicht ist dieses Strafgericht einer furchtbaren Erschütterung und Durchrüttelung die wahre Aufgabe des Krieges im Weltgeschehen wie die Aufgabe der Leidenschaften im Leben des einzelnen? Und vielleicht werden die Menschen und die Menschheit nur *dadurch* befähigt, allmählich über sich selbst und ihre Schuld hinauszuwachsen. Denn die Predigt: du sollst, du sollst, du sollst! ist nichtig. Erst wenn wir einmal anders *sind*, werden wir anders wollen können. Ehe das nicht erreicht ist,

so lange wird es, mein' ich, Schuld und Strafe geben und geben müssen . . . ."

„Du kannst recht haben," sagte Wolfrun, vor sich hingrübelnd. „Aber eigentlich kämen wir dann aus dem Bangen nicht mehr heraus. Denn wo wäre auch nur ein Tag ohne Schuld?"

„Und weißt du, Vater," sagte Agathe, „was mir in diesem Bangen manchmal der einzig tröstliche Lichtstrahl scheint?"

„Nun?"

„Die Einsicht von der Naturnotwendigkeit der Sühne und die Bereitwilligkeit, sie auf mich zu nehmen."

„Die Sühne wäre also naturnotwendig?"

„Ebenso wie die Schuld. Und beides der Weg zum innern Fortschritt. So empfinde ich es, Vater."

„Dann bist du allerdings stark und frei!" sagte Wolfrun, sie mit väterlich heißen Blicken verzehrend . . . . „Aber du versprachst mir vorzuspielen," sprang er von dem Gespräch ab. „Kann ich schon dem Konzert nicht selbst beiwohnen, so will ich wenigstens aus der Ferne mit dabei sein."

Sie befand sich seit einiger Zeit im Besitz der Klaviernoten zur Sinfonie und war in das Werk so eingedrungen, daß sie jeden Takt auswendig konnte. Wiederholt hatte sie dem Vater daraus vorgespielt und das Dunkle so geschickt zu erläutern und das, worauf es ankam, so einleuchtend hervorzuheben gewußt, daß Doktor Wolfrun, der nicht gerade übermäßig musikalisch war, sich im höchsten Maße dadurch angeregt fühlte. Nicht aus Höflichkeit etwa oder um ihr einen Gefallen zu erweisen, sondern weil er sich wirklich darauf freute, erinnerte er sie jetzt an ihr Versprechen, seine Einführung in die große und schwierige Tondichtung fortzusetzen. Und Agathe ließ sich nicht zweimal darum bitten. Für sie gab es keine befriedigendere Beschäftigung, als die Eingebungen des geliebten Mannes immer aufs neue mit- und nachzuleben, und sie meinte, auch das werdende Geschöpf, das sie unter dem Herzen trug, müsse um so gewisser mit dem hohen Geiste gesegnet werden, der in den Klängen

der Sinfonie sich offenbarte, je andächtiger sie sich gerade in dieser Zeit in das Werk versenkte . . . .

Am Vorabend des Tages, an welchem die Erstaufführung stattfinden sollte, hatte wie im Handumdrehen der März die lieblich lächelnde Maske eines vorgespiegelten Lenzes abgeworfen und so hartnäckig flockenwirbelnde Stürme aus seinem Sack losgelassen, daß Agathe, als sie bei einbrechender Nacht über Station Baden nach Wien fuhr, fast anderthalb Stunden benötigte, um die kurze Eisenbahnstrecke zurückzulegen, die durch Verwehungen unwegsam geworden war.

Sie hatte sich für verpflichtet gehalten, bei Moerungens oder Lengheims abzusteigen und deswegen bei Susel angefragt, aber eine bedauernde Ablehnung erhalten. Susel wohnte, seit ihr Mann eingerückt war, wieder im Elternhaus, und Frau von Lengheim, obgleich in der Villa reichlich Platz vorhanden gewesen wäre, Agathen unterzubringen, verweigerte ihr ohne Umschweife die Gastfreundschaft. Daß es Susel schwer fiel, der Cousine eine solche Entscheidung bekanntzugeben, war begreiflich. Sie entschuldigte sich in herzlichen Worten, die sich doch gleichzeitig bemühen mußten, die kindliche Ehrfurcht gegen die Mutter nicht zu verletzen, und bezeichnete einen guten und stillen Fremdenhof in der Nähe des Parkrings, wo sie für Agathe, deren Zustimmung voraussetzend, ein Zimmer hätte belegen lassen. Denn wegen der Überfüllung der Stadt mit Reisenden und Kriegsflüchtigen lief man leicht Gefahr, überhaupt nicht unterzukommen, wenn man nicht wenigstens einige Tage vorher bestellt hatte.

Agathe, anfangs einigermaßen darüber betreten, daß Frau von Lengheim die Mißbilligung ihres Lebenswandels bis zum offenen Bruch zu erweitern für notwendig hielt, fand sich doch bald darein und war nun eigentlich mit der von Susel gewählten Lösung sehr zufrieden. Sie wohnte gerade in diesen Tagen unendlich viel lieber unabhängig im Gast-hof als unter verwandtschaftlicher Gebundenheit bei der Familie Lengheim und hatte sich eigentlich nur widerwillig und um nicht zu verletzen, dazu entschlossen, vorerst an diesen

Hause anzuklopfen. Auf eine Ablehnung hätte sie nie zu hoffen gewagt und freute sich nun der Freiheit, die ihr dadurch so unerwartet in den Schoß fiel, wie auch der günstigen Lage ihres Absteigequartiers. Denn vom Parkring war nicht nur das Konzerthaus, sondern auch Lorinser, den sie am nächsten Tag, noch vor der Aufführung, besuchen wollte, sehr bedeutend viel rascher und bequemer zu erreichen, als wenn sie in Döbling hätte wohnen müssen.

Sie nahm also mit einem gewissen Behagen von dem für sie vorbehaltenen Zimmer Besitz, aß im Speisesaal des Hauses mutterseelenallein, aber froh, unbehelligt ihren Gedanken nachhängen zu dürfen, zu Abend, und begab sich frühzeitig zu Bett, still beseligt in Erwartung des bevorstehenden großen Tages, der ein Wiedersehen und die lange erwartete Aufführung der Sinfonie bringen sollte.

Am anderen Morgen, als sie recht spät aufgestanden war und in aller Gemächlichkeit gefrühstückt und ihre Toilette beendet hatte, meldete ihr das Mädchen zu ihrer größten Überraschung einen Besuch, der im Empfangsraum auf sie warte. Einen Augenblick dachte sie an Lorinser, aber dem hatte sie doch, wenn er auch wußte, daß sie kommen würde, den Tag und die Stunde ihres Eintreffens verheimlicht, um ihn in der freien Verwendung seiner Zeit nicht zu behindern. Und am allerwenigsten konnte er ahnen, daß sie hier abgestiegen sei. Er war es denn auch nicht, der sie erwartete, und als sie den kleinen Hotelsalon des Halbstockes betrat, traute sie ihren Augen kaum, ihre Tante Frau von Lengheim daselbst vorzufinden. Die würdige Dame, die seit dem Tod ihres Enkelchens merklich gealtert war, begrüßte sie mit ernster Haltung, wie etwa eine gebeugte Mutter einem verlorenen Kinde entgegentritt, und hielt mit dem Zweck ihres Kommens nicht hinterm Berg. Ohne falsche Rücksicht, offen und aufrichtig, wollte sie Agathen erklären, warum sie ihr ihr Haus verweigert hätte, ihr noch einmal die Unmöglichkeit ihrer Lage vor Augen stellen und ein letztes Mal mit verwandtschaftlichem Wohlwollen zureden,

den eingeschlagenen Weg zu verlassen und eine mit den gesellschaftlichen Anschauungen vereinbare Lösung zu suchen.

Agathe fühlte sich etwas beschämt, daß die Tante ihrethalben den weiten Weg unternommen, daß sie in verhältnismäßig so früher Tagesstunde, um sie nur ganz bestimmt anzutreffen, sich zu ihr in den Gasthof bemüht habe. Sie war weit entfernt davon, die freundschaftlichen Absichten zu verkennen, die sich darin aussprachen, oder die Vorzüge der älteren Verwandten zu unterschätzen. Trotz gewisser Schwächen und Abhängigkeiten war Frau von Lengheim eine nicht eigentlich engherzige Frau. Sie kannte die Welt, hatte in allen Gesellschaftskreisen verkehrt und in einer ausgebreiteten Vereins- und Fürsorgetätigkeit ihren Blick geschärft und mannigfache Erfahrungen gesammelt. Sie wußte, wenn sie mit Überlegung und nicht in der Hitze sprach — und das tat sie diesmal —, ihre Gründe geschickt zu ordnen, ihre Folgerungen mit Scharfsinn zu ziehen und zugleich das Gemüt durch einen warmen Ton zu gewinnen, den sie in ihre Stimme legte. Auch anerkennenswerter Mäßigung befliß sie sich heute. Sie zeterte nicht, vermied jedes scharfe oder verletzende Wort, hütete sich vor Übertreibungen und suchte weniger zu überreden, als ihre zweifellos vernünftige, allgemein als richtig und bewährt anerkannte Meinung für sich selbst sprechen zu lassen.

Auf diese Weise gewannen ihre Ausführungen ein recht ansehnliches Gewicht, schienen beinahe überzeugend und ergriffen durch den liebevollen Klang des Vortrags. Agathe hörte mit fest aufeinandergepreßten Lippen zu. Sie schwieg. Grundsätzlich ließ sich nichts von all dem bestreiten, was Frau von Lengheim vorbrachte. Es war alles ganz richtig, es hatte wenigstens viel für sich. Man konnte vorteilhafter abschneiden auf diese Weise, kein Zweifel! Man konnte unbehelligter, bequemer, gefahrloser durchs Leben kommen, ganz sicher! Man stieß nicht an, man mißfiel nicht, wurde überall mit offenen Armen aufgenommen, verletzte kein Herkommen und durfte Anspruch erheben auf jene Rü

sicht, die man selbst übte. Das alles stimmte, Frau von Lengheim war vollkommen im Recht — vorausgesetzt nämlich, daß man die Liebe ebenso fest in der Hand hatte wie etwa die Wahl eines neuen Hutes, oder daß die Eigenwilligkeiten des Herzens sich nicht minder geduldig einer herkömmlichen Richtschnur anpassen ließen, als ein nach allen Regeln der Mode verlaufender Fünfuhrtee.

Wenn dies aber nicht der Fall war — was dann? Waren Frau von Lengheims Gedankengänge dann falsch? Nein, durchaus nicht, falsch waren sie auch dann nicht, ganz und gar nicht, eine gewisse Durchschnittsgültigkeit blieb ihnen unter allen Umständen nachzurühmen, und weder Wohlmeinenheit noch ein rückenstärkender Gesinnungshintergrund ließ sich ihnen absprechen. Nur für Agathen, wie die Dinge einmal lagen, waren sie gänzlich unbrauchbar. Was blieb ihr also schließlich übrig, als zu schweigen?

Indes nahm die Tante dieses Schweigen, das sicher mehr demütig-verzichtend als selbstbewußt gemeint war, für trotzige Auflehnung, erregte sich und zog gegen ihren eigenen Vorsatz schärfere Saiten auf. Und als auch dies keinen anderen Erfolg brachte als eine verletzende Fortdauer des sphinxhaften Schweigens, da war es nicht eben verwunderlich, daß eine Gemütsbeschaffenheit, die von Haus aus mit der einer Turteltaube wenig übereinstimmte, sich mehr und mehr erhitzte und aufpeitschte. Die vorgespiegelte äußere Ruhe entglitt der bis dahin künstlich Beherrschten, die jetzt plötzlich mit Vor- und Anwürfen loszog. Herausfordernde, ja beleidigende Worte fielen, und das Ende vom Lied war, daß Agathens Stolz, der sich so gewaltsam wachgerüttelt sah, auf den Trümmern von Frau von Lengheims Diplomatie nun erst recht die wehende Siegesfahne des Schweigens aufpflanzte.

Es war ein für beide Teile erlösender Augenblick, als Frau von Lengheim endlich erkannte, daß sie in den Wind geredet habe und jedes weitere Wort ebenso zwecklos sei wie jedes bereits verschwendete. Aber Agathe blieb gefaßter und ihrer

selbst sicherer zurück, als jene ging. Noch nie in ihrem Leben hatte sie die unschätzbare Beruhigung, Ermutigung, Obhut und Kraft, noch nie das große Wunder des Schweigens so segensreich und beglückend empfunden. Der Trost fiel ihr ein, womit die stolze Zuversicht Priszillas sich einst über das wilde Zetern der Feinde gegen das deutsche Volk hinweggesetzt hatte: „Worte sind des Tages und verwehen mit ihm. Am Purpurkleid der Wahrheit webt das Schweigen . . . ."

Sie kleidete sich an, um auszugehen. Der Tag war nach den stürmischen Niederschlägen der letzten Zeit winterlich kalt, aber rein und sonnenklar. Als sie sich dem Stadtpark näherte, der wie ein schneeweißer Zaubergarten hinter seiner Gitterumfriedung blühte, sah sie nach der Uhr. Vor der Mittagsstunde hielt sie es ohnedies nicht für angezeigt, Lorinsern zu überraschen; sie konnte sich's nicht versagen, in den Park einzutreten, um sich noch eine Zeitlang darin zu ergehen. Große Mengen von neuem Schnee waren gefallen über Nacht. Jedes Ästlein trug seinen Schwanenpelz. Abenteuerlich bauten die Bäume sich auf, Märchengebilde aus einem Feengarten, und der eisige Wintermorgen, der mit großen, himmelblauen Augen das Wunder bestaunte, hielt andächtig den Atem an. Denn ein bloßer Hauch hätte genügt, und all die flaumige Pracht wäre wehrlos von den schwerbeladenen Zweigen gesunken.

Lautlos huschte der Schritt der Menschen auf den Wegen, und auch der Ton ihrer Sprache trat gleichsam schonend auf, behutsam wie vor etwas Heiligem. Die Räder sogar, die in der Ferne rollten, und die Hufe der Rosse hatten heute keinen Klang, unhörbar fast, wie mit Werg umwickelt, eilten sie dahin. Es kam Agathen vor, als wär' sie mit beglückender Taubheit geschlagen — so gänzlich verstummt schienen mit einmal all die sonst so vorlauten Geräusche der Stadt.

Oh, wie sie dieses große Schweigen liebte! Hatte es aus den Wolken niedergesenkt, im lautlosen Wirbel Flocken? Oder sich unversehens aus der Einsamkeit freien Landes da draußen an dies rastlos tobende M

von Häusern und Palästen herangeschlichen, um die Stille des verschneiten Waldes über den Lärm der Menschen zu breiten?

Großes, tiefes, heiliges Schweigen! O kehre auch in unsere Seele ein und mache sie gesund, rein und vornehm! Denn du bist die Quelle der Kraft und die Brücke, die uns mit dem Ewigen verbindet . . . .

Widerwärtig ist alles Laute und Lärmende, das Keimblatt der Alltäglichkeit und die Wurzel des Übels. Laut und lärmend das Geschrei des Marktes und die Sorge um Gewinn. Laut das Gezänk und die Widerrede, lärmend die Rechthaberei der Siebenmalklugen und die Überhebung der Selbstgerechten. Wortreich die Gehässigkeit und die Lüge, der Neid und die Hoffart. Wortreich und geschwätzig die Mißgunst, die Verleumdung und der Sieg des Unrechts.

Aber Worte sind des Tages und verwehen mit ihm. Am Purpurkleid der Ewigkeit webt das Schweigen. Denn schweigsam ist alles, was seinen Wert und Lohn in sich selbst trägt. Schweigsam die Tat, das Opfer und die Liebe. Schweigsam vor allem die Wahrheit, die in verborgener Stille reift wie die Perle in stummen Tiefen des Meeres. Denn die Wahrheit ist die Tochter der Zeit und die Zeit schweigsam wie alles Unendliche.

Wie bald verhallt der Hader der widerstreitenden Meinungen! Wer entscheidet über Recht und Unrecht? Wo ist der Richter, der Wind und Sonne gleichmäßig verteilt und das letzte Urteil spricht? Alle unterliegen wir schließlich, Sieger und Besiegte. Und nur e i n e r wird über unsere Kämpfe triumphieren: das ist der ewige Schnee, der lärmerstickend die Erde unter sich begraben wird, wenn die Wärme ihres Innern einmal erloschen ist. Und dann wird auch das Leben auf ihr erloschen sein, und aus der furchtbaren Kälte, die unsere Leidenschaften verschlungen hat, wird der Hauch des Todes wehen. Dann schwebt über der unendlichen Stille, nach der die Welt sich so viel tausend Jahre sehnte, der Geist derer, die zu schweigen wußten . . . .

Agathe stand still und lauschte. Sie lauschte dem heiligen Schweigen, das das große Wunder in sich birgt. Aber sie lauschte nicht hinaus in die weite Welt, sie lauschte hinein in sich selbst, und ein heißes Glücksgefühl bebte in ihr nach .... Das Kind in ihrem Leibe hatte sich bewegt. Gerade an diesem Tage, wo das schönheitsvergessene Gewissen der Welt zum ersten Male durch die hehren Klänge von Lorinsers Sinfonie würde wachgerüttelt werden, gerade an diesem großen, verheißenden Tage hatte auch zum ersten Male das Kind, sein und ihr Kind, sich bewegt, gleichsam wie mit einem Freudensprung die Zukunft grüßend ....

XXIX.

Agathe hatte Lorinsern nicht zu Hause getroffen, aber an seiner Wohnungstür einen Zettel befestigt gefunden, der in seiner winzigen Handschrift die Worte enthielt: „Bin den ganzen Tag gehetzt, bitte Nachricht, wo gegen Abend Zusammenkunft möglich. Karte für Konzert bringe ich mit."

Sie hatte den Namen ihres Gasthofs und ihre Zimmernummer darunter geschrieben und war nach der ersten Enttäuschung eigentlich froh darüber gewesen, daß sie ihn nicht angetroffen. Denn sie machte sich erst jetzt klar, daß es auf alle Fälle besser wäre, ihm ihren Zustand gerade in diesem Augenblick, wo er den Kopf mit Vorbereitungen zur Erstaufführung voll haben mußte, noch nicht zu eröffnen und auch die Einladung ihres Vaters nach dem Gnadenwaldhaus, wie überhaupt alles, was sie über ihre Zukunft miteinander zu besprechen hätten, lieber auf morgen zu vertagen, wo sich zu einer noch zu verabredenden Stunde die nötige Zeit und Ruhe dafür finden würde.

So hing es zusammen, daß sie einander an dem Tag, wo die Aufführung der Sinfonie stattfand, nur für wenige Minuten hatten sehen und sprechen können. Denn knapp erst eine Stunde vor Beginn des Konzertes war er auf ihr

Zimmer gestürzt gekommen und auf die Knie vor ihr gesunken, heiße Worte des Dankes dafür stammelnd, daß sie seinem Werk den Weg bereitet, und noch heißere dafür, daß sie es durch ihre Liebe, ja durch ihr bloßes *Sein* in ihm auferweckt und ins Leben gerufen habe. Und wie ein Wahnsinniger hatte er sich dann, eine wandelnde Flamme, auflodernd in Verzückung, künstlerischer Ergriffenheit und Leidenschaft, ihren Armen wieder entwunden und war in selbstvergessener Aufgeregtheit, wie erschienen, so auch wieder fortgestürmt, plötzlich von der ungeheuren Verantwortung gepackt, daß er binnen kurzem durch den verräterischen Mund der Geigen, Bratschen, Celli, Posaunen, Oboen, Flöten und wie die mannigfachen Streich-, Blas-, Zupf- und Schlaginstrumente des Orchesters alle heißen, sein heimlichstes Sehnen und Leiden, Hoffen und Lieben den Ohren Tausender preisgeben und vor der ganzen Welt mit nackter Seele dastehen würde.

Am entscheidenden Abend selbst, den sie unter tausend Ängsten und mit tausend Freuden miterlebte, war Agathe dann nur aus der Entfernung, als eine unter unzähligen, seiner ansichtig geworden, wie er immer wieder vor dem beifalldröhnenden Saal sich hatte verneigen müssen. Ungezählte Male sah sie ihn durch das Orchester, das sich wie *ein* Mann von den Sitzen erhoben hatte und selbst begeistert Beifall klatschte, sich hindurchwinden und in der vordersten Reihe, blaß und so ingrimmig dreinschauend, als hätte er die ihm zujubelnde Hörerschaft am liebsten aufgefressen, seine linkischen Verbeugungen machen. Damals, bei seinem ersten Hervortreten im Morgenkonzert der Fürstin, da hatte sie sich noch Vorwürfe gemacht, ihm keine zierlicheren Komplimente beigebracht zu haben: nun war er wie mit *einem* Schlage hochgestiegen — mit heißer Genugtuung beobachtete sie es —, daß er sich verneigen mochte wie immer, das Publikum lächelte nicht darüber, es fühlte zu deutlich, daß es sich unendlich viel tiefer und ehrfürchtiger noch vor ihm zu neigen hätte.

Die wenigen Minuten, während deren er bei ihr im Gasthof gewesen, war ihr eigentlich keine Veränderung an ihm aufgefallen, seine vor Erregung glühenden Wangen hatten sie über sein angegriffenes Aussehen hinweggetäuscht. Erst jetzt, wo die Entspannung eingetreten und seine Gesichtsfarbe fahl geworden war, bemerkte sie, besonders wenn sie ihn mit den Mitgliedern des Orchesters verglich, in deren Mitte er stand, mit Sorge seine eingefallenen Wangen und tiefliegenden Augen, die so vergeistigt und unirdisch blickten, als hielte der auffallend schmächtiger gewordene Körper, der doch vom Himmelsbrot der künstlerischen Eingebung nicht leben konnte, sich überhaupt nur mehr durch die Kraft des Willens aufrecht.

Dieser Eindruck hatte plötzlich den mütterlichen Trieb um das leibliche Wohl des geliebten Mannes in Agathen so rege gemacht, daß ihre Erfülltheit von dem Werk seines Geistes dagegen fast in den Hintergrund trat.

Ein unendliches Mitleid überkam sie mit jenen Erlesenen, bei denen die Seele in solchem Maße den Körper an Vitalität übertrifft, daß sie sich von ihm nährt und ihn allmählich aufbraucht. Ein glühend verehrungsvolles Mitleid insbesondere mit jenen Fluchgesegneten, welche das heilige Stigma jener echten Künstlerschaft tragen, die, allzu tief empfindend, am eigenen Mark zehrt — wie vereinzelte Bäume des Waldes unter den unzähligen anderen zum frühen Fällen gezeichnet sind.

So redete die Angst und Sorge, die sie ergriffen hatte, ihr ein, daß Lorinsern, der zu dieser Gattung von Menschen und Künstlern gehöre, eine ernste Gefahr aus der allgemein schwierigen Lage drohe, in die der Krieg weite Kreise gerade jener Bevölkerungsschichten versetzt hatte, die nicht wohlhabend genug waren, um angesammelte Geldvorräte, und nicht arm genug, um öffentliche Hilfe in Anspruch nehme[n] zu können. Und es bemächtigte sich ihrer ein tiefer Absch[eu] vor der unehrenhaften und barbarischen Kriegsführung [der] Feinde, die, das geltende Recht der Völker mit Füßen treten

nicht nur gegen Heere, sondern auch gegen friedliche Bürger zu Felde zogen und die Zivilbevölkerung eines dicht bewohnten Erdteils dem Hunger und der Verzweiflung in die Arme zu treiben hofften, indem sie sie von der rechtmäßigen Zufuhr der unentbehrlichsten Lebensmittel absperrten.

Im ganzen war die Schandtat ja mißglückt, durch strenge Ordnung und kluge Einteilung hatte man mit den Vorräten, die das reichgesegnete Vaterland selbst hervorbrachte, sein Auslangen gefunden. Aber unter den hundertfältig abgestuften Erscheinungsformen eines zeitgemäßen Gemeinwesens war die Hungersnot keine so eindeutige und über *einen* Kamm geschorene Tatsache, wie sie einem erscheinen mochte, wenn man in alten biblischen Erzählungen davon las. Sie konnte verschiedene Gestalten annehmen und da sein, ohne daß es an der nötigsten Versorgung mangelte; es kam nur auf den einzelnen Fall an. Und ein Künstler, der, von seinen geistigen Zielen hingerissen, schon von vornherein nie gewohnt gewesen war, an sein Leibliches zu denken und ans Essen immer erst hatte erinnert werden müssen —: ein solcher Künstler, der jetzt bei der schweren Teuerung sich außerstande sah, den notwendigsten Lebensunterhalt für sich zu bestreiten —, der viel zu zart fühlte, um von seiner wohlhabenden Geliebten auch nur die kleinste Unterstützung anzunehmen —, der sich anderseits zu Handlangerdiensten nicht entschließen mochte, weil er den hohen Flug seiner Gedanken dadurch beeinträchtigt und die Henne getötet hätte, die der Menschheit die goldenen Eier legen sollte —; ein solcher Künstler konnte dann leicht darauf verfallen, die Sorge ums tägliche Brot achselzuckend für überflüssig zu erklären, und den Entschluß fassen, sich das Essen, soweit möglich, überhaupt abzugewöhnen. Und für einen *solchen* konnte es dann allerdings eine Hungersnot geben, auch wenn
n allenthalben noch Lebensmittel genug zu kaufen bekam.
solche Fälle hatten die Engländer kaum gedacht, auf
he legten sie, weil sie zu vereinzelt bleiben mußten, wohl
h keinen besonderen Wert. Aber gerade solche Erfolge

von Hungersnot und Hungertod, und n u r solche, konnte ihnen, wenn die Schwindsucht der Unterernährung zu Hilfe kam, glorreich zu erzielen vielleicht gelingen. Und derlei ehrenvolle Kriegsopfer, die ihre Feldherrnkunst mitten aus der friedlichen Zivilbevölkerung herausholte, mochten sie dann stolz auf demselben Ruhmesblatt ihrer Geschichte buchen, auf dem für ewige Zeiten der Name Baralong verzeichnet steht . . . .

Das durch solche Gedanken hervorgerufene Herzklopfen um ihn hatte in Agathen die Sehnsucht erweckt, Lorinsern noch diesen Abend selbst wiederzusehen. Nicht nur war es ihr jetzt doppelt Bedürfnis geworden, ihn zu der über alles Erwarten glänzenden Aufnahme der Sinfonie noch heute zu beglückwünschen; sie wollte sich auch so bald wie möglich die beruhigende Gewißheit von ihm holen, daß er nicht zögern würde, den Antrag ihres Vaters, der ihn aus aller Not befreit hätte, ohne Bedenken und unverzüglich anzunehmen. Obgleich sie so voreilig gewesen war, eine Einladung zu der von Gönnern und Verehrern veranstalteten Festfeier, die sich ans Konzert anschloß, unter irgendeinem Vorwand, in Wahrheit mit Rücksicht auf ihren Zustand, dankend abzulehnen, fühlte sie sich darum jetzt um so mehr gedrängt, ihren Entschluß rückgängig zu machen, als die Aufführung sie mehr erfrischt und gestärkt als abgespannt hatte. Leider war aber nun Lorinser selbst, der natürlich nicht ahnen konnte, daß sie nachträglich eine andere Entscheidung treffen würde, der Festfeier ferngeblieben, sich mit Übermüdung entschuldigend. So hatte Agathe sich schließlich doch mit dem für den nächsten Tag verabredeten Wiedersehen trösten müssen.

Enttäuscht war sie in ihren Gasthof zurückgekehrt. Aber die in ihr nachklingende Musik bereitete ihr in der Einsamkeit und Stille ihres Zimmers eine würdigere und wohltuende Festfeier, als ein geselliges Zusammensein mit einer Sch[illegible] wenn auch noch so begeisterter Schätzer von Lorinsers Ru[illegible] es imstande gewesen wäre. Dort, unter den vielen, w[illegible]

er selbst ihr doch fern gewesen. Hier war er ihr nahe. Die Sinfonie, von der sie doch jeden Takt innehatte, war ihr in der Vertonung des Orchesters, für das sie selbstverständlich gedacht und geschrieben war, gleichwohl wie ein ganz Neues und unerwartet Großartiges entgegengetreten. Erst jetzt konnte sie sagen, dieses Werk wirklich kennengelernt und begriffen zu haben. Und es tönte beseligend fort in der Dunkelheit ihres Einschlummerns und leitete sie sanft in die holdesten und erlösendsten Träume hinüber.

Erst am anderen Morgen, als sie erwachte und ein grauer Nebeltag zu den Fenstern hereinsah, kehrte die bange Sorge um den Geliebten zurück, und sie glaubte in seinem Fernbleiben von der Festfeier, das sich doch aus der eigenbrötlerischen Art seines Wesens genügend erklärt hätte, ein neues Anzeichen dafür erblicken zu müssen, daß seine Kräfte erschöpft seien und das Schlimmste zu befürchten stünde, wenn es ihr nicht gelang, ihn mit sich ins Gnadenwaldhaus zu entführen. Mit Ungeduld kleidete sie sich an und eilte, alle Übelkeit, die sie befallen wollte, überwindend, ohne auch nur ordentlich gefrühstückt zu haben, in den Wintermorgen hinaus. Und den ganzen Weg bis in die Gußhausstraße, wo sie vorigen Herbst in beseligten Stunden sich und ihn vom Leide befreit hatte, dachte sie nichts anderes, als daß es jetzt von ihr und der Gewalt ihrer Überredung abhinge, ihn für sich selbst, die Kunst und die Menschheit vom drohenden Untergang zu retten.

Als sie an Lorinsers Tür schellte, kam er selbst, ihr zu öffnen. Sie streckte ihm beide Hände entgegen.

„Tausend innige Glückwünsche! Sie Großer! Nun sind Sie wohl viel zu stolz geworden, um mich noch bei sich einzulassen?"

statt jeder Antwort zog er sie zu sich herein und schloß bebend in seine Arme. Dankbar und inbrünstig küßte er e Hände. Sie machte sich von ihm los und hielt ihn, noch hrend sie im Vorraum verweilten, mit ausgestreckten men von sich ab, um ihn vor allem genauer zu betrachten.

„Schlimm genug sehen Sie aus, Liebster! Noch blässer und angegriffener als gestern im Konzertsaal. Sie sind krank!“

„Nicht die Spur! Ich habe die Nacht nicht geschlafen, das ist alles.“

„Warum wüten Sie so gegen sich? Warum pflegen Sie sich nicht ein bißchen? Von der Seele allein kann man doch nicht leben! Sie wären es, wenn schon nicht denen, die Sie lieben, so doch Ihrer Kunst schuldig, dem Körper nicht alles zuzumuten! Wollen Sie sich wirklich zugrunde richten? Warum nähren Sie sich nicht besser?“

Er lachte auf, aber nicht in Bitterkeit, ganz vergnügt unsfreimütig lachte er auf. Er nahm seine wirklich recht bedrängte Lage entschieden mehr von der heiteren als von der tragischen Seite.

„Du lieber Gott, weil ich kein Geld habe! Mit der Löhnung eines derzeit beurlaubten Einjährig-Freiwilligen kann man nicht bei Sacher speisen.“

„So machen Sie Schulden!“

„Leicht gesagt, aber die Pumpe geht spießig, wenn sie nicht wenigstens hier und da einmal geschmiert wird ....“ Und von dem ihm unliebsamen Gegenstand abspringend: „Wie hübsch Sie sind! ....“ sagte er, in ihren Anblick innig versunken. „Schöner als je! Es ist lieb von Ihnen, daß Sie zur Aufführung eigens hereinkamen! Und daß Sie nun gar die Himmelsleiter bis zu mir heraufsteigen, Sie guter Engel! .... Aber kommen Sie endlich herein,“ bat er leichteren Tones, seinen Arm sanft um ihre Schultern legend und sie langsam in sein Zimmer geleitend. Sie ließ sich willenlos von ihm führen. In der Mitte der ziemlich großen, aber öden und halb ausgeräumten Stube blieben sie stehen. Sie sah sich um ....

„Ach, unsere lieben vier Wände!“

Eine Flut süßer Erinnerungen stürmte auf sie ein beim Anblick dieser kahlen und armseligen Künstlerbude, wo seine große Tonschöpfung entstanden und wo sie so unsagbar

glücklich mit ihm gewesen war, aus der Umgebung dieses so dürftig eingerichteten und ihr doch so vertrauten Raumes, den sie einst wie ein eigenes Heim empfunden und den ihre Liebe zum Paradies gewandelt hatte .... Sie hob ihr Antlitz zu ihm auf und bot ihm ihre Lippen zum Kuß. Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte sie zärtlich und behutsam wie etwas Heiliges. Da schlang sie ihre Arme um ihn und küßte ihn heiß und stürmisch. Und sich losmachend, blickte sie abermals in der Stube ringsum, mit großen, strahlenden Augen, wie in der staunenden Freude eines Wiedersehens ....

„Ach, unsere lieben trauten vier Wände!" wiederholte sie.

„Erschrick nicht über diesen leeren Stall," sagte er. „Man hat mich gepfändet, es ist mir gerade nur das Notwendigste geblieben .... Das Klavier," sagte er vergnügt, indem er zärtlich seine Hand darauf legte, „gehört glücklicherweise zum Handwerkszeug, das mußten sie mir doch lassen .... Aber setz dich, Kind! Auf deinen alten Platz, bitte, auf den Diwan! Das Seegras strebt schon wieder ans Licht; man sieht, daß du fehlst."

„Fehlte ich dir doch wirklich!" sagte sie mit einem Seufzer, indem sie sich niederließ. Ihr Herz pochte, daß sie die Hand darauf pressen mußte. Es bangte ihr nun vor Entscheidungen. Aber sie nahm sich zusammen und versuchte klar und ruhig zu denken. Das wichtigste schien ihr, daß er endlich in geordnete Verhältnisse käme und wieder herausgefüttert würde. Darum wollte sie auf des Vaters Vorschlag lossteuern, eine musikalische Verpflichtung in der Anstalt anzunehmen. Aber sie wußte, daß es notwendig sei, mit Vorsicht zu Werke zu gehen.

„Nun lassen Sie einmal vernünftig mit sich reden, Lorinser," sagte sie frisch und aufgeräumt. „So kann's nicht weitergehen. So kommen Sie um. Wenn Sie nicht krank sind, so müssen Sie es bald werden. Das können Sie, und das kann ich nicht verantworten. Es muß also etwas geschehen. Sie sehen aus wie der Tod ...."

„Reden Sie doch nicht fortwährend von meinem Aussehen!" unterbrach er sie unwirsch. „Mit Ausnahme der Kriegsgewinner ist in diesen Zeiten die ganze Menschheit magerer geworden; warum hätte gerade ich Speck ansetzen sollen?"

„Das verlange ich auch gar nicht," sagte sie lachend. „Aber aufreiben sollen Sie sich nicht!"

„Aufreiben!" wiederholte er erregt. „Fällt mir gar nicht ein! Die Engländer und ihre Bundesgenossen, die Kettenhändler, haben uns halt das Leben ein bissel verteuert, und da reicht's bei mir nicht immer; was ist weiter dabei? Warum soll ich nicht auch am Hungertuch nagen lernen wie mancher meiner Kunstgenossen vor mir, sogar in Friedenszeiten? Wollen Sie, daß mir die Menschheit gleich eine Rente aussetze, weil ich zu meinem Vergnügen Musik mache? Wenn's dem Künstler so ging, dann tät' überhaupt kein Mensch mehr was anderes als dichten, malen oder blasen!"

„Ich könnte gerade keinen Nachteil darin erblicken, wenn die wirklichen Künstler so gestellt wären, daß sie zu leben hätten," meinte Agathe.

„Kommen Sie mir nur nicht mit der gewissen Künstlerwehleidigkeit!" wehrte er ab. „Diese ‚Verkannten' und ‚Noch-immer-nicht-genug-Gewürdigten', denen die Hähndeln das Brot wegfressen, die hab' ich auf dem Zug! Wenn einer sich ein gutes Leben verlangt, so soll er halt Lederhändler oder Wagenschmierfabrikant, aber nicht Künstler werden! .... Unsereiner ist auch ein Soldat, der im Feuer steht. Da kann man nicht an sich selbst denken, wenn's aufs Ziel losgeht."

„Schließlich muß man aber doch vorerst das Leben haben, um zu komponieren?" gab Agathe zu bedenken.

Er setzte sich neben sie auf den Diwan, zog sie an sich und drückte einen Kuß auf ihre Wange.

„Liebe Agathe, glaub mir, du machst dir überflüssige Sorg[illegible] Ich könnte mir ja leicht mehr verdienen, wenn ich Stun[illegible] geben wollte, nicht wahr? Aber das nimmt mir halt ein[illegible] allen Schwung und alle Freudigkeit zum eigenen Schaff[illegible] Man kann nicht von 3 bis 4 Kuli und von 4 bis 5 Herr[illegible]

sein. Begreifst du das nicht? Gerade du kennst mich doch so gut! Gerade du müßtest das verstehen —?"

O sie begriff es nur zu gut! Sie hatte ihn immer verstanden! Es war ihr selbst so schwer gefallen, ihm in ihren Briefen zum Kulidienst, wie er es nannte, zuzureden.

„Nein! Dein Schaffen muß frei bleiben! Aber vielleicht läßt sich eine andere Lösung finden wie Stundengeben. Es gibt ja genug Möglichkeiten . . . ."

Sie legte ihren Arm um ihn und lehnte den Kopf an seine Brust. Nun wollte sie vom Gnadenwaldhaus zu sprechen anfangen. Aber er ließ sie nicht zu Wort kommen.

„Andere Möglichkeiten, meinst du?" sagte er. „Nein! Es gibt für einen Künstler wie für jeden ganzen Menschen immer nur eine einzige Möglichkeit. Kennst du meinen Wahlspruch?"

Er stand auf und holte ihr einen Zettel, der mit einem Heftnagel über seinem kümmerlichen Schreibtischlein an der Wand befestigt war. Sie las in seiner eigenen Handschrift die Worte:

Am Tor zum wahren Leben
Steht aufgeschrieben:
Nur eins erstreben!
Nur eines lieben!

Es entsank ihr aller Mut. Nur eines lieben? Sie dachte: Wenn er nun vor der Wahl stünde, mich oder die Kunst zu lieben —? Wenn ich mit meinem Kind unter dem Herzen ihm hinderlich wäre auf seinem Weg zur Kunst —? Könnte er schwanken? Dürfte er schwanken? . . . .

„Und damit du mich nun ganz verstehst," sagte Lorinser, „so will ich dir gestehen, daß etwas Neues im Werden ist. Etwas ganz Großes, Agathe! Ein Werk, so schön, so zum Verrücktwerden schön, Agathe! . . . ." Mit großen ›ritten ging er in der Stube auf und nieder . . . . „Ich l noch nichts Näheres darüber verraten," sagte er. „Du ſt überrascht werden . . . . Und wenn du es einmal hören ſt, dann sollst du sagen: Ich habe nicht umsonst geliebt

und gelitten! .... Ja, Agathe," rief er, „dann wirst du sagen: Dem Lorinser hab' ich viel geopfert, meinen Ruf, meine Ehre, mein ungetrübtes, schuldloses Leben — aber ich hab' es in keinen Abgrund geworfen, ich habe mitgeholfen, an der Zukunft, an der Ewigkeit zu bauen! .... Ja, Agathe, ich versprech' es dir, das wirst du sagen!"

In tiefster Erregung fuhr er fort, im Zimmer auf und ab zu gehen, mit gesenktem Kopf. Die Augen standen ihm voll Tränen. Agathen aber flossen sie in reichen Strömen, die sie nicht zurückzustauen vermochte, und benetzten ihr Wangen und Hände. Eine ganze Zeitlang hörte man nichts als seine wuchtigen Schritte und ihr leises Schluchzen. Da blieb er endlich vor ihr stehen.

„Und zu allem andern sollst du dir nicht außerdem noch zwecklosen Kummer bereiten, Agathe!" mahnte er liebevoll zärtlich. „Darum laß dir erklären: daß ich heute gar so elend ausseh', das bedeutet weiter gar nichts Schlimmes, sondern hat seinen ganz bestimmten Grund. Zur Festfeier gestern abend hätt' ich mir auf alle Fälle überlegt zu kommen, besonders nachdem ich einmal wußte, daß du nicht kommen würdest. Ich feiere nicht gern Feste, am wenigsten eines, das mir gilt, und die gewissen ‚Verehrer' und ‚Lorinsianer' sind mir zuwider. Als aber das Konzert vorbei war, da spürte ich erst, daß es mir überhaupt ganz unmöglich gewesen wäre, hinzugehen. Warum? Ich schämte mich .... Ich weiß nicht, wie ich dir das erklären soll. Ich hatte mein innerstes Erleben, ich hatte mein Heiligstes, ich hatte dich hingegeben, und nun stand ich auf einmal da und sollte Buckerl machen, dreitausend Hände klatschten, und die ganze Geschichte drohte in einen großen Rummel auszuarten. Ich kam mir wie prostituiert vor. Ich mußte mich wieder reinigen. Und da rannte ich davon. Ich mußte ins Freie. Ich lief gegen die Donau hinunter, in die Praterauen ...."

„Bei dem vielen Schnee!" rief Agathe entsetzt.

„Ja, ich stapfte nur so und plagte mich ab, aber gerade das war mir recht, so wütend, wie ich war. Da standen nur

die schwarzen Riesenbäume in der Nacht, und alles sah so abenteuerlich aus und lockte mich immer weiter. Manchmal war mir, als säh' ich ein großes wildes Tier auf dem Boden kauern. Ich fürchtete mich fast. Ich glaubte in eine tiefe Wildnis geraten zu sein, irgendwo am Himalaya. Aber es tat mir wohl, nichts als Schnee und Schnee und Einsamkeit ringsum weit um mich zu wissen. Auf einmal ging's abschüssig, und etwas Weißausgebreitetes lag vor mir wie ein riesiges Bettlaken in der Nacht. Und als ich hinüber wollte, brach's unter mir ein; es war ein gefrorener Weiher gewesen, und ich stand bis über die Knie im Wasser."

„Um Gottes willen, das hätte dir ja den Tod geben können!"

„Im Gegenteil, es tat mir gut. Es brachte mich zur Besinnung. Die Ernüchterung kam über mich, und die Vernunft kehrte wieder. Ich sagte mir, daß es nicht gerade der Gipfel der Klugheit sei, in der eisigen Nacht da umherzustrolchen. Ich war sogar ein bißchen zaghaft geworden und gestand mir ein, daß es doch einiges für sich hätte, mit trockenen Füßen im einem warmen Bett zu liegen."

„Sie bleiben doch immer der alte dumme Michel!" rief Agathe aufgebracht. „Wie leicht konnten Sie sich auf den Tod erkälten!"

Lorinser lachte.

„Diesmal haben Sie recht, wenn Sie mich auszanken. Aber Sie rennen eine offene Tür ein, denn ich hatte es mir, wie erwähnt, schon selbst gesagt, daß es Unsinn war. Übrigens fühle ich mich ganz wohl; es hat mir also nichts weiter geschadet. Aber eh ich aus der Wildnis herausfand und endlich nach Hause kam, war es heller Morgen geworden. Nun werden Sie sich hoffentlich nicht mehr wundern und es auf weiß Gott was schieben," schloß er lachend, „wenn ich heut' ein bißchen übernächtig aussehe."

„Wenn es Ihnen wirklich nichts geschadet hat," sagte sie, in der Tat einigermaßen erleichtert, „dann soll's mir recht sein. Vielleicht war es eine gute Lektion für ein andermal."

XXX.

Ihr Auge hatte, während er erzählte, seine Stube durchmustert, die wirklich wie geplündert aussah. Sie hatte jedes Einrichtungsstück gekannt, und manches, das nicht zum Unentbehrlichsten gehörte, fehlte. Schließlich war ihr Blick an der Laute haften geblieben, die an der Wand ihr gegenüber neben dem Flügel hing.

„Ist das nicht die alte italienische Laute, die ich so liebte?“ fragte sie jetzt erstaunt.

Sie erhob sich, sie in der Nähe zu betrachten. Wirklich! Es war das Instrument, das sie meinte. Wie oft hatte sie in der ersten Zeit, wo sie noch mit ihm öffentlich auftrat, auf dieser Laute gespielt!

„Wie haben Sie die aus dem Schiffbruch gerettet?“ wunderte sie sich. „Oder vielmehr: wie kommt sie wieder in Ihren Besitz? Denn wenn ich mich recht erinnere, hatten Sie mir schon im Herbst erzählt, daß Sie sich von ihr trennen mußten, weil Sie mit der Ratenzahlung in Rückstand geblieben waren?“

„Ganz richtig,“ sagte er. „Die beiden italienischen Lauten — Sie erinnern sich, es gab noch eine zweite, auf der ich zu spielen pflegte — haben meine ganze Misere auf dem Gewissen.“

Und er erklärte es ihr. Er hatte das Honorar für die Kriegs-Suite, das Agathe ihm durch ihre klugen Abmachungen mit dem Verleger wiedererobert hatte, dazu verwendet, die beiden Lauten, an denen sein Herz hing, zurückzukaufen. Seither befand er sich in der argen Bedrängnis. Als es zur Pfändung kam, hatte man wenigstens das eine der beiden Instrumente, als zum Lebensunterhalt eines Berufsmusikers unentbehrlich, in seinem Besitz gelassen.

„Sie sehen,“ sagte er vergnügt, „auf dem letzten L[illegible] pfeif' ich noch immer nicht, und wenn alle Stricke reiße[illegible] so bleibt mir noch immer etwas zu versilbern. Eh ich [illegible]

hergeb'," setzte er ernst hinzu, „eher verhungere ich aber wirklich! Denn ich besitze nichts, was mit so vielen Erinnerungen an Sie verknüpft wäre wie diese Laute."

Agathe hatte das Instrument von der Wand genommen. Sie hielt es liebevoll im Arm und ließ ihre schlanken Finger über die Saiten spielen ....

Lorinsern, der ein paar Schritte von ihr entfernt stand, fiel jetzt ihre veränderte Gestalt auf. Sie hatte den Oberkörper etwas zurückgebogen, um die Laute besser zu umfassen, und die verheißungsvolle Schwellung ihres Leibes wurde dadurch deutlicher sichtbar. Lorinser betrachtete sie vom Kopf bis zu den Füßen und faltete ergriffen die Hände ineinander. Sie bemerkte es und nickte ihm zu, während sie ihm ernst ins Auge schaute und den Saiten leise, sehnsüchtige Tonfolgen entlockte.

„Ist es denn möglich?" stieß Lorinser hervor. „Agathe —? Und du hast mir kein Wort davon geschrieben! Du wirst Mutter sein, Agathe?"

Abermals nickte sie ihm zu, und aus der Laute zitterte eine überaus zarte, aber volle Harmonie wie der Klang einer unendlich fernen Orgel.

„Ist es dir denn recht so? Oder bist du mir gar böse deswegen?"

„Böse —? Wenn ich's wäre, müßt' ich dir schon um des Kleinen willen verzeihen."

Sie ließ die Töne verklingen und legte die Laute auf den Klavierdeckel.

„Ich hätte nicht gedacht, daß man mir's schon so stark ansieht. Ich wollte dir bisher nichts davon sagen, weil ich wußte, daß du mit der Sinfonie genug zu denken und zu sorgen hattest. Und ob es mir denn recht ist? So kann auch nur ein Mann fragen."

Er zog sie an sich und nahm sie behutsam in seine Arme. Mit geschlossenen Augen ließ sie den Kopf an seiner Brust ruhen.

„Und du —?" fragte sie nach einer Weile ganz leise. „Du freust dich gar nicht?"

„Was glaubst du von mir? Ich bin auch ein Mensch, Agathe .... Ich würde mich," sagte er zwiespältig in seinem Innern, „so gern darüber freuen, nur ist mir, als hätt' ich .... als hätt' ich nicht das Recht dazu, Vater zu sein."

„Weshalb?" fragte sie ganz ruhig und klar. „Denkst du an die bürgerlichen Pflichten?"

„Daran eigentlich weniger. Ich weiß ja, daß ihr keinen Mangel leiden werdet, du und das Kind, auch wenn ich nicht für euch sorgen kann. Aber ich bin noch so ganz und gar nicht fertig mit mir selbst. Und meine Gedanken sind — so ganz wo anders."

„Ja, das war es, was ich mir auch immer dachte," sagte sie traurig. „Und darum wohl auch hab' ich so lange gezögert, es dich wissen zu lassen."

Sie machte sich sanft von ihm los und nahm ihren früheren Platz auf dem Diwan wieder ein. Er fing abermals an, im Zimmer auf und nieder zu gehen, die Hände auf dem Rücken, den Kopf zu Boden gesenkt.

„Du freust dich also ganz und gar nicht —?" wiederholte Agathe nach einer Weile ihre Frage.

„Ja, ich freue mich!" rief er im Ton einer leichten Gereiztheit. „Ich kann es nur nicht so äußern. Es kommt mir so unerwartet. Es erschüttert mich, weil es doch so ein heiliges Wunder ist, daß du ein Kind von mir unter dem Herzen trägst und ihm das Leben schenken wirst. Aber ich mache mir beinahe Vorwürfe darüber ...."

„Und ich bin doch so glücklich!" sagte sie .... „Wenn ich nun auch noch dich in geordneten Verhältnissen wüßte, so bliebe mir überhaupt nichts mehr zu wünschen übrig .... Ich wollte dir einen Vorschlag machen, Liebster. Oder vielmehr, ich entledige mich nur eines Auftrags, indem ich dir diesen Vorschlag unterbreite ...."

Er horchte auf und machte vor ihr Halt. Da rückte sie endli mit dem Antrag Doktor Wolfruns hervor. Sie betonte, da es sich nicht um eine Gefälligkeit handle, die ihr Vater ih erweisen wolle, daß es eine Abmachung auf Gegenseitigk

wäre, die ebenso im Interesse der Anstalt liege wie in dem seinigen, und daß derartige Vereinbarungen schon wiederholt getroffen worden seien. Sie stellte ihm vor, wie schön sein neues Werk dort gedeihen würde, wenn er den ganzen Tag in der freien Natur würde leben können. Und nur ganz bescheiden erwähnte sie zum Schluß noch ihrer selbst.

„Ich glaube fast, ich würde dann das Gnadenwaldhaus noch liebgewinnen. Wie reizend wär' es für mich, hie und da einen Spaziergang an deiner Seite zu machen! Und wie froh würde ich meiner schweren Stunde entgegensehen, wenn ich dich in der Nähe wüßte."

Er hatte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl gesetzt und atmete schwer. Er schien plötzlich ganz erschöpft und sah wie gebrochen aus.

„Was ist dir?" fragte sie erschrocken.

„O nichts weiter, es wurde mir nur einen Augenblick schwarz vor den Augen. Es kommt von der Ermüdung."

„Wir wollen ein andermal über diese Dinge sprechen. Ich lasse dich jetzt allein."

„Nein, ich bitte dich, bleib, es geht vorüber."

Er stützte den Kopf in die Hände und starrte vor sich nieder.

„Es liegt mir daran," sagte er, „mit dir und mit mir selbst ins reine zu kommen, ich hätte doch früher keine Ruhe. Und da möcht' ich dir vor allem gestehen, daß ich es allerdings für meine Pflicht halten würde, in deiner Nähe zu sein, wenn das Kind ankommt. Und auch vorher, in den Monaten, die dir noch bevorstehen, würde es sich gehören, daß ich dich nicht dir selbst überließe. Ich habe das Gefühl, daß ich dich eigentlich betreuen und pflegen und mit Liebe umgeben müßte, da du so viel für mich getan."

Agathe richtete sich steil auf: „Von einer Verpflichtung oder von irgend etwas, das du eigentlich *solltest*, kann nz und gar keine Rede sein. Ich habe, was ich trage, freiillig und freudig auf mich genommen und bereue nichts."

„Nein, nein, so mein' ich es auch nicht. Ich habe mich vielicht nicht ganz richtig ausgedrückt. Ich hätte ja selbst das

Bedürfnis, dir in dieser Zeit etwas zu sein. Und nicht nur in dieser Zeit . . . . Ich hab' dich ja so lieb, Agathe! . . . ." Er schien nachzudenken und sich den Kopf zu zerbrechen, was sich da tun ließe. „Das eine steht fest," sagte er: „die Stellung, die dein Vater mir anbietet, kann ich nicht annehmen. Ich bin ihm dankbar für seine gute Absicht, ich würde mich dir zuliebe vielleicht sogar mit dem Gedanken abfinden können, als Kanarienvogel im vergoldeten Käfig irgendeinem Herrn Grafen oder Kommerzialrat etwas vorzupfeifen, so oft es ihm beliebt, aber —"

„Aber —?" wiederholte Agathe mit einer gewissen Schärfe.

„Es geht mir halt einmal gegen den Strich."

Sie wußte, daß nichts mehr zu machen sei, wenn Lorinser einmal „aber" gesagt hatte. Indes hatte seine schroffe Ablehnung und der schnöde Vergleich mit dem Kanarienvogel sie so gereizt, daß sie, unvorsichtig genug, auf eine nähere Erklärung drang.

„Ich kann meinem Vater unmöglich den Bescheid überbringen, es passe dir ganz einfach nicht. Ich bin ihm zu Dank verpflichtet, er hat es mit mir und auch mit dir gut gemeint, ich muß ihm doch irgendeinen vernünftigen Grund angeben können. Ich bitte dich also, mir offen zu sagen, weshalb es dir gegen den Strich geht?"

„Weil ich mich von meiner Geliebten nicht aushalten lasse," sagte er rücksichtslos. „Denn darauf würde in Wahrheit die ganze Geschichte schließlich doch hinauslaufen."

Agathe lehnte sich im Diwan zurück und schwieg. Kalt und ernüchtert sah sie an ihm vorbei ins Leere. Lorinsern tat es furchtbar leid, sie gekränkt zu haben. Wenn er schon in der Sache seine Meinung nicht ändern konnte, so fühlte er doch, daß seine Ausdrucksweise unpassend gewesen sei.

„Leg' nicht jedes meiner Worte auf die Wagschale," bat er. „Ich bin erregt, noch von der Nacht erschöpft und etw wirr im Kopf. Die Tatsache, daß du dich Mutter füh hat mich überrascht und vor schwerwiegende Entscheidung gestellt. Ich bin mir klar darüber, daß dies eine Sache i

die nicht dich allein angeht. Ich weiß, was ich dir schuldig bin, und werde dich nicht im Stich lassen."

Er erhob sich und fing neuerdings an, die Stube mit großen Schritten zu durchmessen.

„Mit dem Gnadenwaldhaus ist es also nichts, darüber bin ich mir klar . . . . Aber ich werde nun doch," sagte er mit verzweifeltem Entschluß, „nach einem festen Erwerb Umschau halten. Es gibt ja verschiedene Professuren an Musikhochschulen — warum sollte es mir nicht gelingen, etwas dergleichen zu erhalten? Und dann kommst du zu mir, Agathe, nicht wahr? Dann wollen wir wieder glücklich miteinander sein — wir brauchen nicht viel dazu; wie glücklich sind wir einst auf dieser elenden Bude gewesen!"

Im ersten Augenblick fast geblendet durch den unerwarteten Hoffnungsschimmer, der sich da zeigen wollte, fühlte sie schon im nächsten die Unhaltbarkeit solcher künstlicher Luftbauten. Langsam bewegte sie den Kopf: „Nein, Liebster, daraus kann nichts werden!"

„Und warum?" fragte er erstaunt.

„Solch ein Amt wäre dir eine Bürde."

„Mein Gott, es muß mancher unterkriechen."

„Aber du sollst es nicht, am wenigsten meinetwegen."

„Ich hätte dafür ein Heim, ich hätte dich!"

„Und zu Hause Kindergeschrei, das du nie ausstehen konntest!"

„Hm — vielleicht könnte man sich gewöhnen, wenn's das eigene wäre."

„Du bist kein Familienmensch, du würdest es bald satt bekommen."

„Die Ordnung hätte vielleicht auch etwas für sich."

„Dein Schaffen würde unter solchen Verhältnissen verdorren."

„So ende ich eben als wohlbestallter Musikprofessor," sagte er mit bitterer Laune.

„Michel!" rief sie entsetzt. „Denk an dein neues großes Werk!"

„Ich weiß mir keinen anderen Ausweg," stöhnte er, unter Qualen die Hände ringend. „Ich bin dir eine Wiederherstellung deiner Ehre schuldig; ich wäre ein Schuft, wenn ich mich jetzt drücken und nur an mich selbst denken würde. Und ich liebe dich doch, Agathe, ich liebe dich mehr als alles sonst in der Welt!"

„Mehr als alles sonst?" fragte sie. „Auch mehr als deine Kunst?"

Da stürzte er vor ihr auf die Knie und barg schluchzend sein Antlitz in ihrem Schoß. Mit zärtlich mütterlichen Gefühlen streichelte ihre Hand über sein Haar, genau so wie in Gmunden damals, als sie für immer voneinander Abschied zu nehmen glaubten. In jener Stunde war es Täuschung gewesen, noch hatten sie den Weg ihrer Bestimmung nicht bis ans Ende durchmessen. Erst jetzt vollendete sich mit innerer Notwendigkeit das Schicksal, nachdem die Gedankensünde Erfüllung, die Schuld keimendes Leben geworden. Denn nun hieß es wirklich und wahrhaftig voneinander scheiden und endgültig auseinandergehen für immer, sollte das Schönste, das das Leben ihnen gebracht, nicht nachträglich noch durch den langwierigen Staub der Heerstraße geschleift werden. Dieser Abschied, den Agathe jetzt wie ein unerbittliches Gebot empfand, war keine Täuschung mehr! .... Und dennoch barg die Erfüllung, die unter Schmerzen geboren und unter Schmerzen gesühnt werden mußte, etwas Befreiendes und Leiderlösendes in sich, das Agathe nie und nimmer gegen die Seelenruhe der Schuldlosigkeit hätte eintauschen mögen.

„Du bist im Irrtum, lieber Michel," sagte sie klar und fest, „wenn du meinst, du brauchtest nur zu wollen, so könntest du — wie du es nennst — meine Ehre wiederherstellen. Du meinst damit — in einer seltsamen Anwandlung von bürgerlicher Auffassung, die du mir schuldig zu sein glaubst, so wenig sie auch zu dir selbst paßt — daß du mich zu deiner Frau machen willst. Damit müßt' ich aber doch wohl vorerst einverstanden sein, nicht wahr? Ich *will* aber deine Frau

nicht werden, lieber Michel, und k a n n es nicht und w e r d e es nicht. Du eignest dich nun einmal nicht zum Ehemann, du mußt deine volle Freiheit haben, sonst würdest du verkümmern. Man soll nur e i n e s lieben, sagtest du, und das ist ein schönes und gutes Wort. Es gilt für alle, die unter einer Führung stehen. Wie Albert seiner Fahne, so gehörst du deiner Kunst und ich — meinem Kinde. Und so will ich mich von dir trennen, wie ich mich von Albert trennte. Gehe jeder den Weg, den er muß, und der für ihn der einzig richtige ist. Ich gebe dich frei! Nicht der leiseste Gedanke an mich und mein Kind soll dir hinderlich sein, deine Sendung zu erfüllen. Nein! Tröstlich, stärkend und erhebend soll die Erinnerung an mich dir durch dein ganzes Leben leuchten, von keinem Nachspiel irdischer Alltäglichkeiten getrübt. Wir haben voneinander empfangen, was wir einander geben konnten in den Seligkeiten eines kurzen Liebestraums: du dein Werk, ich mein Kind. Nun nehm' ich mit heißem Dank für die glücklichen Stunden, die du mir schenktest, Abschied von dir für immer. Wer so reich gewesen ist wie ich, kann nicht mehr verarmen. Aber er darf auch nicht m e h r für sich behalten wollen, als ihm gebührt. Wie es in dem wunderschönen Liede heißt, das du einst vertontest, so spreche auch ich: I c h g e b e d i c h d e r W e l t z u r ü c k! .... Den ganzen Morgen, seit ich aufwachte," sagte sie noch, „hat dieses traurige Lied, an das ich lange nicht dachte, in mir gesungen und geklungen. Es muß eine Vorahnung gewesen sein, die unbewußt in mir schlummerte. Denn erst jetzt erkenne und fühle ich, wie ganz merkwürdig sein Inhalt auf unsere Lage paßt. Du errätst doch, welches ich meine?"

Lorinser hatte ihre Hände geküßt und sich stumm erhoben. Er saß nun neben ihr auf dem Diwan, bleich wie ein Lebloser, mit großen dunklen Ringen um die heißen Augen. Er wußte nicht, auf welches Lied sie anspielte.

„Es muß eine deiner frühesten Kompositionen sein," sagte sie. „Ich hab' es mir in der allerersten Zeit unserer Bekanntschaft einmal heimlich abgeschrieben, weil es mich durch

seine Schönheit bestrickte, so tieftraurig es auch ist. Vielleicht war unbewußt auch in dir eine frühe Ahnung, daß du einmal Ähnliches erleben würdest, weil du dir gerade diesen Text zum Vertonen wähltest."

„Meinst du das Lied: ‚Späte Rosen brachte mir —'?" fragte Lorinser.

„Nein. Es heißt ‚Befreit', ich weiß aber nicht, von wem die Worte sind. Ihr Tonfall läßt auf keinen Geringeren als Richard Dehmel schließen, von dem du schon so viel Schönes komponiertest."

„Ein Lied mit diesem Titel erinnere ich mich nicht vertont zu haben."

„Es beginnt: ‚Du wirst nicht weinen . . . .'"

„Ich behalte die Worte nicht immer im Gedächtnis," sagte Lorinser.

„So will ich es dir zum Abschied singen," sagte Agathe. „Es spricht fast restlos aus, was ich in diesem Augenblick empfinde und dir zu sagen habe."

Sie erhob sich, schlug den Flügel auf und sang mit tränenerfüllter Stimme:

Du wirst nicht weinen, leise
Wirst du lächeln, und wie zur Reise
Geb' ich dir Blick und Kuß zurück.
Unsre lieben vier Wände, du hast sie bereitet,
Ich habe sie dir zur Welt geweitet:
O Glück!

Dann wirst du heiß meine Hände fassen
Und wirst mir deine Seele lassen,
Läßt unserm Kinde mich zurück.
Du schenktest mir dein bestes Leben,
Ihm will ich es, ihm will ich's wiedergeben:
O Glück!

Es wird sehr bald sein, wir wissen's beide,
Wir haben einander befreit vom Leide,
So geb' ich dich der Welt zurück.

Dann wirst du mir noch im Traum erscheinen
Und mich segnen und mit mir weinen:
O Glück!

Agathe war am Klavier sitzen geblieben und weinte leise in ihr Taschentuch, während aus der Diwanecke das unterdrückte Schluchzen Lorinsers vernehmbar wurde. Stumm und teilnahmslos blickten die kahlen vier Wände, die so viel Glück mit angesehen, auf die beiden Liebenden nieder, die jetzt unter den Zuckungen ihrer von Trennungsweh zerrissenen Herzen stöhnten. Endlich erhob sich Agathe, näherte sich ihm entschlossen und bot ihm die Hand: „Leb' wohl, Gott segne deinen Weg!"

Sie schrak zusammen, wie wenn sie unversehens eine Eisscholle berührt hätte, als er seine Hand in die ihrige legte. Und diese Hand festhaltend, spürte sie, daß sie unwillkürlich hin und her gerissen wurde von erdbebenartigen Erschütterungen, die seinen ganzen Körper ununterbrochen durchtobten. Alles Blut war aus seinem Gesicht entwichen, und während Kälteschauer ihn rüttelten, hing sein flackerndes Auge an Agathen wie der Blick eines hilfesuchenden Tieres.

„Um Gottes willen, Michel, was ist dir?"

„Ich weiß es selbst nicht, es hat mich ganz plötzlich überfallen, ich bin ganz benommen .... Ich muß wahnsinniges Fieber haben," stieß er zwischen aufeinanderklappernden Zähnen hervor.

Sie griff nach seinem Puls: „Gib mir deine Uhr!" Er besaß keine, der arme Narr. Zum Glück tanzte auch über das winzige Zifferblatt ihrer Armbanduhr ein Sekundenzeigerlein. Sie zählte ....

„Aber das ist ja entsetzlich!" rief sie erschrocken und sprang auf. „Nun schnell zu Bett, bitte, ich besorge inzwischen das Nötigste."

Schon eilte sie die Treppe hinunter. Mit fliegendem Atem n die nächste Apotheke: Adreßbuch! Telephon! Sie läutete ıuf. Der gesuchte Internist, den sie von Jugend auf aus)em Gnadenwaldhaus kannte, wo er gelegentlich zu Rate

gezogen wurde, war natürlich nicht zu Hause, aber man würde ihn verständigen. Bis dahin galt es also den Kranken auf eigene Faust behandeln. Sie kaufte ein: ein Fieberthermometer und alle sonstigen Mittel und Behelfe, die sie von ihrer Tätigkeit im Hilfskrankenhaus kannte.

Das Fieber warf ihn im Bett, als sie zurückkehrte, daß die ganze Stube davon erzitterte.

Das sofort eingelegte Thermometer rannte nur so nach oben. In einer Minute stand es bis gegen vierzig. Die Sicherheit der Pflegeschwester kam Agathen jetzt zustatten. Sie kehrte vor, was irgend getan werden konnte. Und wie immer, wenn alles über sie zusammenzustürzen drohte, handelte sie in halber Unbewußtheit, wie aus einem Schlafzustand heraus, mit einer Umsicht und äußeren Ruhe, als sei ihr Gemüt gänzlich unberührt, heiter und voll Zuversicht.

Die Zeit stockte und schlich widerwillig vorwärts. Bei dem hohen Fieber, das sich gegen Nachmittag noch steigerte, lag Lorinser teilnahmslos hin, halb benommen, gleichgültig sogar gegen die Anwesenheit der Geliebten. Sie hatte Muße genug, sich ihren Gedanken hinzugeben. Ein Wort, das Doktor Moerungen einst gesprochen, fiel ihr ein: Man sterbe nicht bloß in Schlachten den Heldentod. Was immer das Leben groß, erhaben, schön und lebenswert mache, fordere ebenso seine Blutzeugen wie der Krieg: der Glaube, die Liebe, die Kunst, jede begeisterte und selbstvergessene Hingabe an höchste Zwecke. Auch hier ging der Kampf auf Leben und Tod. Auch hier fiel ein Streiter um Menschheitsziele. Im heißen Ringen um die rätselvoll lockende Schönheit der Töne hatte er, seiner selbst nicht achtend, sich aufgerieben. Wie Priszilla das Diesseits über dem dunklen Jenseits vergaß. Wie Albert sich darbrachte, um seinem Volk eine unbekannte Zukunft zu erstreiten. Wie sie selbst ein freundlich-schuldloses Dasein dem geheimnisvollsten Ziele der Natur zum O brachte: dem Kind der Liebe, seinem Kinde! . . . .

Gegen Abend endlich erschien der herbeigesehnte 2 Er untersuchte den Kranken lange und gründlich und schüt

den Kopf. An sich stünde die Sache nicht so schlimm, wäre die Widerstandskraft des Körpers nicht durch den schlechten Ernährungszustand herabgesetzt. So aber sei es allerdings fraglich, ob das Herz sich stark genug erweisen und aushalten würde .... Das Kinn in die Hand gestützt, musterte er nachdenkend Agathens Erscheinung.

„Sie werden sich nach einer Hilfe umsehen müssen. Sie sind selbst schonungsbedürftig. Allein können Sie's nicht leisten."

Am nächsten Morgen wurde Priszilla telephonisch aufgeläutet: „Sie haben mir erlaubt, Sie zu rufen, wenn ich Ihrer bedarf. Lorinser liegt im Sterben. Kommen Sie!"

Die Pflege, in die sich die beiden Frauen teilten, leistete das Menschenmögliche, und alle Mittel, über die die ärztliche Kunst verfügt, wurden angewendet. Es war alles vergebens.

Zweimal vierundzwanzig Stunden später reichten Agathe und Priszilla einander weinend die Hände an einem Totenbett.

XXXI.

Im Mai hatte in Linz an der Donau die Gerichtsverhandlung gegen den Florian Stöffler stattgefunden. Agathe war unter den Entlastungszeugen vorgeladen gewesen, die die Verteidigung führte. Obgleich sie nichts schlechter vertrug als das Fahren auf der Eisenbahn, das sie leicht seekrank machte, hatte sie sich durch keinerlei Gegenvorstellungen davon abhalten lassen, persönlich zu erscheinen. Sie wollte ihren Schützling von ehedem nicht im Stiche lassen und ihr Wort zu seinen Gunsten in die Wagschale werfen.

Es hatte sich um die Frage gedreht, ob der Florian Stöffler in der Leidenschaft des Augenblicks oder mit Überlegung und Vorbedacht gehandelt habe.

Die Anklage nahm an, daß er den Erschlagenen, der erwiesenermaßen sein gefährlichster Geschäftskonkurrent gewesen war, unter irgendeinem Vorwand in sein Haus ge-

lockt, um ihm nach dem Leben zu trachten, und die Behauptung, ihn in verfänglichem Umgang mit seinem Weibe überrascht zu haben, bloß zu seiner Entlastung nachträglich frei erfunden hätte. Der Staatsanwalt stützte sich dabei hauptsächlich auf den Umstand, daß der Stöffler in Gmunden, wenigstens in den Kreisen seiner Standesgenossen, vielfach als unwirscher und händelsüchtiger, wenn nicht gar bösartiger Mensch verschrien sei und gerade zur Zeit der Tat, anläßlich der eben damals eingeleiteten Niederwerfung Serbiens, verschiedene blutrünstige Äußerungen getan haben sollte: gerade so müsse man auch im privaten Leben über einen unausstehlichen Nachbar herfallen und ihn unschädlich machen, eher hätte man keine Ruhe.

Ganz anders die Verteidigung, die sich mit Überzeugtheit der Verantwortung des Stöffler vollinhaltlich anschloß. Danach wäre er mit dem Erschlagenen wie auch mit anderen Geschäftskonkurrenten, weil sie ihm unerlaubte Schwierigkeiten bereiteten, zwar in Prozesse verwickelt, sonst aber stets ein friedfertiger Mensch gewesen und nur dadurch in sinnlose Wut versetzt worden, daß er, unversehens heimkommend, seinen Prozeßgegner und Nebenbuhler im Bett seiner Frau gefunden. Mit ihm ins Streiten und Ringen geraten, habe er gewissermaßen nur in Notwehr gehandelt, indem er seinen Gegner, der ihn selbst durch Würgen am Leben bedroht, mit dem nächsten Gegenstand, den er hatte erreichen können, einer sogenannten Glockentruhe, niedergeschlagen. Für diese Auffassung ließ sich hauptsächlich der Umstand ins Treffen führen, daß die Monika, des Stöfflers Weib, von verläßlicher Seite eines liederlichen Lebenswandels bezichtigt werde und auch schon in die Ehe ein Kind von dunkler Herkunft mitgebracht hätte, das der Stöffler gutmütig als sein eigenes habe gelten lassen, ein Zeugnis seiner nichts weniger als bösartigen Veranlagung und Charakterbeschaffenheit.

Die ungeheure Bedeutung, die dem Unterschied zwisch diesen beiden Auslegungen für die Qualifikation der [illegible] zukam, war einleuchtend. Im ersten Fall hätte der Flori

einen vorsätzlichen Mord auf dem Gewissen gehabt, für den das Urteil nur auf Tod durch den Strang hätte lauten können. Im anderen Fall dagegen wäre er nur eines in begreiflicher Aufwallung begangenen Totschlages schuldig gewesen und konnte mit ein paar Jahren Kerker davonkommen, wenn der Gerichtshof nicht gar unter Annahme gerechter Notwehr mit einem Freispruch vorging.

Die Vorladung Agathens als Zeugin verfolgte den Zweck, Einzelheiten über das Vorleben des Stöffler und der Monika aufzuhellen und ein deutlicheres Bild über beider Charaktereigenschaften zu gewinnen. Und die Aussage der schönen jungen Frau in tiefer Trauer, die trotz ihrer gesegneten Umstände die beschwerliche Reise nach Linz nicht gescheut hatte, um für den Angeklagten offen und entschieden einzutreten, hatte in der Tat nicht verfehlt, einen ausschlaggebenden Eindruck auf den Gerichtshof zu machen.

Denn Agathe hatte es nicht nur verstanden, die schlichtgutherzige Gemütsart ihres Schützlings ins beste Licht zu stellen, indem sie erzählte, wie er trotz ihrer Abmahnung, und zwar vorwiegend aus Dankbarkeit, weil sie ihm die Glockentruhe ins Feld mitgegeben, an der Monika festgehalten und das Russenkind als das seinige anerkannt habe; sie bezog sich auch auf das bei ihrer letzten Zusammenkunft mit ihm in Gmunden geführte Gespräch. Sie schilderte, wie ihm nach den selbst miterlebten Greueln der Schlachten ein Leben der Friedfertigkeit in stiller Arbeit als ersehntes Ziel vorgeschwebt, und wie er stets die Meinung vertreten habe, man müsse durch Gutwilligkeit und Nachgeben mit seinen Nachbarn auszukommen und sich zu verständigen trachten. Wie er den Geschäftsneid der ortsansässigen Kleinhändler, die ihn nicht hätten aufkommen lassen wollen, mit dem wahren Kriegsgrund der Engländer, und die gerichtlichen Schritte, die er schließlich notgedrungen gegen allzu arge Übergriffe hätte unternehmen müssen, mit einem gerechten, ihm aufgedrungenen Abwehrkrieg verglichen habe, woraus allein schon hervorgehe, daß er nie und nimmer an Gewalt-

maßregeln gedacht hätte. Und wie es endlich nach ihrer Überzeugung keineswegs als die Äußerung einer blutrünstig gesinnten Gewaltnatur, sondern im Gegenteil als Beweis eines tiefgewurzelten Gefühls für Gerechtigkeit und Ordnung zu betrachten sei, wenn er im Gespräch mit ihr seiner freudigen Genugtuung über den eben damals stattgefundenen Vormarsch gegen Kragujevaz und Nisch Ausdruck gegeben und hinzugefügt hatte, Recht müsse Recht bleiben, in der großen Welt wie in der kleinen.

Ein peinlicher Zwischenfall, der ihre persönliche Ehre berührte und ihre Glaubwürdigkeit hätte erschüttern sollen, hatte gerade das Gegenteil bewirkt und dazu beigetragen, das Gewicht ihrer Aussagen noch zu verstärken. Denn als der Staatsanwalt, zwar nicht offen und nur versteckt, aber immerhin deutlich genug, darauf anspielte, daß es kaum in die Wagschale fallen könne, wenn gerade die Zeugin, die, obgleich in Scheidung von ihrem Mann begriffen, doch hoch in der Hoffnung sei, der Monika Stöffler einen Ehebruch zutraue, da hatte Agathe sich an den Vorsitzenden gewendet und erhobenen Hauptes erklärt: Das Kind, das sie trage, sei das Kind des kürzlich verstorbenen Tonkünstlers Michel Lorinser, dem sie seit der Trennung von ihrem Manne in unwandelbarer Liebe angehöre und ihr Leben lang angehören werde, und sie überlasse es dem Gerichtshof, zu beurteilen, ob ihrer Aussage deswegen die Kraft abgesprochen werden dürfe, ein buhlerisches Weib gebührend zu belasten.

Auf dieses unerhört mutige Wort war eine schier andächtige Stille im Saale eingetreten; der Staatsanwalt zog sich geschmeidig zurück, von einem bedauerlichen Mißverständnis stammelnd, das er hiermit richtigstelle, und die Stimmung des Gerichtshofes Agathen gegenüber war eine derart ehrerbietig überwältigte, daß sie ihre Wärme auch auf den Florian Stöffler ausstrahlte, der unbedingt glatt freigesprochen worden wäre, hätte er nicht selbst sein Bestes dazu getan, dies zu verhüten. Er verschmähte es aber, das Rettungsseil zu ergreifen, das der Vorsitzende ihm zuwarf,

indem er ihn fragte, ob er seine Tat wenigstens bereue? Nein! Er bereute sie nicht! Im Gegenteil, so wenig er seinen Nebenbuhler habe umbringen wollen, so froh sei er nachträglich darüber, daß er ihn umgebracht. Es liege doch eine Befriedigung darin, denn in einem solchen Falle, wo es keine Instanz gebe, einem zu helfen, da müsse man sich eben selbst helfen; ganz abschaffen lasse sich der Krieg halt doch nicht, im kleinen Leben so wenig wie im großen. Aber daß er deswegen doch schuldig geworden sei, und daß es für eine Schuld auch eine Strafe geben müsse, das sehe er ein, darum bitte er um eine strenge Verurteilung . . . .

Auf diese Weise hatte er die Wirkung von Agathens Fürsprache mindestens abgeschwächt und war schließlich unter Berücksichtigung verschiedentlicher Milderungsgründe zu mehreren Jahren schweren Kerkers verurteilt worden.

Für Agathen war die Gerichtsverhandlung gegen den Stöffler wegen der Reise, zu der sie dadurch genötigt wurde, zum Anlaß einer tiefeingreifenden Veränderung in ihrem Leben geworden.

Doktor Wolfrun, der sich, obgleich die Lähmung der rechten Seite, besonders des Armes, fortbestand, mit Hilfe eines Stockes jetzt schon ohne Schwierigkeit bewegen konnte, hatte sich's durchaus nicht nehmen lassen, Agathen nach Linz zu begleiten, und da das Maiwetter allzu lockend war, so kamen sie überein, eine kurze Fahrt ins Salzkammergut anzuschließen, um Umschau zu halten nach jenem stillen, weltabgeschlossenen Plätzchen, das ihnen als Wohnsitz und Zufluchtsort dienen sollte, wenn der Verkauf des Gnadenwalds und der Anstalt Tatsache geworden wäre.

Durch Lorinsers Tod, durch den eine merkwürdige Ruhe, Klarheit und Größe über Agathens Wesen gekommen war, hatte das mehr oder weniger müßige und spielerische Pläneschmieden, das sie früher mit ihrem Vater betrieben, ernstere Umrisse und einen tieferen sachlichen Inhalt gewonnen. Mit Priszilla, die es nicht mehr übers Herz brachte, sich von Agathen zu trennen, seit sie Lorinsers jähes Leiden und

frühes Sterben gemeinsam mit angesehen und getragen hatten, war da ein neuer Gedanke erörtert und durchgesprochen worden, der den bedrückten Gemütern Beschäftigung und sogar einen gewissen Trost gewährte. Man wußte nicht mehr, von wem eigentlich die erste Anregung dazu ausgegangen sei, ob von Agathen selbst, ihrem Vater oder der Freundin — aber alle drei hatten ihn gleichmäßig mit solcher Lebhaftigkeit ergriffen, allmählich in sich ausgebaut und sich ihn so vollständig zu eigen gemacht, daß er gemeinsamer Besitz und Vereinigungspunkt ihrer Wünsche und Hoffnungen geworden war.

Der Ansitz in reizvoller Gegend auf dem Lande, wo sie in Zukunft gemeinsam hausen wollten, sollte nämlich nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, lediglich eine Stätte sorglos vertieften Lebens und eigengehegter stiller Freuden, er sollte der äußere Rahmen für die Erfüllung einer gemütvoll erfaßten Aufgabe und Sendung, ein bescheidener Grundstein zu dem so notwendigen Wiederaufbau des Volkstums und Vaterlandes und eine Wiege der Zukunft werden. Eine dauernde Stiftung, die Doktor Wolfrun mit freigebiger Hand auszustatten zugesagt hatte, bildete die Voraussetzung. Sie würde die Mittel gewähren, einer größeren Anzahl verwaister oder aus einem anderen Grund verlassener Kinder von Gefallenen oder sonstwie durch den Krieg in Not Geratenen Aufnahme und Unterkunft zu gewähren, sie heranzuziehen und ihren verschiedenen Anlagen entsprechend auszubilden. Agathe, deren eigenes Kind in solcher Umgebung unter Gleichaltrigen und Gleichberechtigten aufwachsen sollte, würde sich mit Priszilla und den nötigen Hilfskräften in die Pflege und Sorge teilen und ihrem Leben den Inhalt einer vervielfältigten Mutterschaft, den Trost und die Sühne einer umfassenden, gegen erschlaffende Enge gefeiten Liebestätigkeit sichern. Freudigkeit und Wahrhaftigkeit würden dem G des Hauses das Gepräge aufdrücken und eine solche Re heit in die jungen Seelen pflanzen, daß der natürliche Tr einer jeden Entwicklung keinem anderen Leitstern zu folg

nötig hätte, als dem eingeborenen und unbewußten Ziele, sich selbst zu erfüllen.

Schneller als sie selbst voraussehen konnten, fiel der von Doktor Wolfrun und Agathen unternommenen Entdeckungsfahrt die erwünschte Frucht in den Schoß. Doktor Wolfrun hatte sich, da die Anstalt im Gnadenwald seine unermüdliche Tätigkeit forderte, nicht oft in seinem Leben zu einer Reise freimachen können und solche seltene Gelegenheiten dann dazu benützt, die namhaftesten Weltstädte des Auslands kennen zu lernen. So kam es, daß er das Salzkammergut nicht kannte, und da Agathe den Traunsee über alles liebte, so hatte sie vorgeschlagen, in Gmunden, dem ersten größeren Orte, den sie von Linz kommend erreichten, Halt zu machen.

Schon am ersten Morgen, da sie einen Spaziergang über die hochgelegenen Ufergelände gegen Altmünster unternahmen, führte ihr Weg sie an einem stattlichen, in Gärten gebetteten Besitz vorbei, den ein am Gattertor befestigter Zettel als verkäuflich bezeichnete. Gleichsam einen Wink des Schicksals darin erblickend, traten sie ein, um Haus und Anwesen näher zu besichtigen, und waren schon von der Blütenpracht des umgebenden Obstgartens entzückt. Als sie nun aber gar durch eine Vorhalle auf eine gegen den seeseitigen Abhang vorgebaute Veranda geführt wurden, den von der Widerspiegelung des Himmels tiefblauen Bergsee zu ihren Füßen und sich gegenüber die steilragenden Felswände des Traunsteins erblickten, da meinten sie, einen schöneren Punkt könne es überhaupt nicht geben auf Gottes Erde. Nun bangten sie sich beinahe, das Haus im Inneren zu sehen, weil sie fürchteten, es könnte aus irgendeinem Grunde den Anforderungen, die sie stellen mußten, nicht entsprechen. Sie verweilten noch eine Zeitlang auf der Veranda und fragten sich, warum der Fernblick, der sich uch früher schon an einzelnen Stellen ihres Weges ganz hnlich eröffnet hatte, gerade von hier aus so überwältigend eizvoll zur Geltung komme. Und sie erklärten sich's damit, aß beiderseits der Veranda gepflanzte Gruppen hoher

Lebensbäume den Blick begrenzten und der dazwischen sichtbar bleibenden Landschaft, indem sie den Zweck eines Rahmens erfüllten, eine bildmäßige Wirkung verliehen.

Während sie noch darüber sprachen, ging Agathen nun endlich ein Licht auf. Sie wußte jetzt plötzlich, daß sie auf der Veranda jenes Hauses stand, das sie mit Albert und auch allein so oft vom See aus auf der Anhöhe über Schloß Ort hatte liegen sehen, und das sie von der Landseite nicht wiedererkannt hatte. Ja, es war das stattliche Landhaus mit dem weit vorspringenden Dach, das so traut aus seinem Obstgarten lugte, das sie stets so entzückend gefunden, an das sie ihre holdesten Zukunftsträume geknüpft, das ihr immer als das Sinnbild eines idyllisch beruhigten Lebens vor der Seele geschwebt hatte.

Der Eindruck der überraschenden Entdeckung äußerte sich als ein freudiger Schreck, der ihr jäh durchs Herz zuckte. Und wie in einer rasch vorüberhuschenden Anwandlung und Ahnung geheimnisvoller Zusammenhänge sagte sie sich: Hier ist es mir bestimmt zu sterben!

Bei eingehender Besichtigung der Räumlichkeiten hatte sich herausgestellt, daß das Haus, das durch Lage und Bauart Doktor Wolfruns und Agathens Herz immer mehr gefangen nahm, im Innern doch nicht ganz so viel Platz bot, wie man mit Rücksicht auf die beabsichtigte Stiftung für notwendig halten mußte. Der Vater, der sich in den Ansitz verliebt hatte und ihn schon nicht mehr aufgeben mochte, sprach davon, im Garten ein kleineres Haus für sich selbst zu bauen. Glashäuser, wie er sie für seine Rosen benötigte, waren ohnedies nicht vorhanden und hätten erst müssen hergestellt werden; so würde das Bauen, meinte er, schon in einem hingehen. Da machte der Gärtner, der sie führte, darauf aufmerksam, daß, an das Grundstück anstoßend, eine kleinere und versteckter liegende Villa gleichfalls verkäuflich sei, wie dies ein älteres und verläßlich gebautes Haus, das die Besichtigun immerhin lohne. Sogar ein Warm- und Kalthaus, wer auch von geringem Umfang, sei dort vorhanden, weil d

frühere Besitzer sich auch mit Blumenzucht beschäftigt hätte.

„Es geht uns heut fast wie im Märchen," sagte Doktor Wolfrun lachend, „aber an ein Wunder glaub' ich deswegen noch lange nicht. Ich weiß aus alter Erfahrung, daß es beim Kaufen immer so ist; nur beim Verkaufen geht's leider meist umgekehrt."

Agathen aber kam es wirklich wie ein Märchenwunder vor, als nun das zweite und kleinere Landhaus ihrem Vater so entsprach, daß er erklärte, er sei bereit, sich dazu zu entschließen, wenn es ihr recht wäre. Hiedurch wäre das größere für ihre und Priszillas Zwecke geräumig genug und in jeder Hinsicht tauglich geworden. Warum also hätte es ihr nicht recht sein sollen? Von ihrer Seite stand nichts im Wege. Sie konnte sich nichts Passenderes, Lieberes, Schöneres denken und war ihm nur dankbar, wenn er wirklich so rasch Ernst machen wollte.

„Beim Hauskauf," sagte Wolfrun vergnügt und unternehmungslustig, „muß man geschwind zugreifen, sonst reut es einen wieder, noch bevor der Kaufvertrag unterschrieben ist."

Er lachte laut und schallend wie sonst und war wieder einmal recht in seinem alten Fahrwasser. Sobald sie nach Gmunden zurückgekehrt waren, nahm er sich einen Wagen, fuhr zum Rechtsanwalt, zum Notar, aufs Telegraphenamt. Drahtbriefe flogen hin und her, da die Besitzer nicht ortsansässig waren, und noch am Abend desselben Tages war Agathe Eigentümerin der beiden Landhäuser auf der Sonnleiten. Denn er hatte auch das kleinere Haus, das für ihn selbst bestimmt war, auf ihren Namen schreiben lassen.

„So sparen wir später die Erbschaftsgebühren ...." sagte er. „Ich werd' mich schon brav aufführen, damit du mir nicht kündigst."

Er reiste allein nach dem Gnadenwald ab, um nun den ...rkauf des riesigen Besitzes, den er bis dahin durch Über...ungen verzögert hatte, ebenso tatkräftig zu betreiben. ...athe blieb mit Rücksicht auf ihren Zustand in Gmunden

zurück. Sie hätte bei der Auflösung des Haushalts ohnedies nicht mehr viel leisten können, und wenn sie auch jetzt zur Reise noch fähig gewesen wäre, einige Wochen später, wo sie wieder nach Gmunden hätte zurückkehren müssen, wäre eine längere Eisenbahnfahrt doch schon recht bedenklich für sie gewesen. Priszilla übernahm es, das Einpacken ihrer Habseligkeiten zu überwachen.

Über Doktor Wolfrun war die Ungeduld gekommen. Er konnte es nicht erwarten, das Gnadenwaldhaus für immer zu verlassen, und sehnte sich nach seinem neuen Besitz. Wenn ihm so etwas in die Krone fuhr, dann mußte mit Volldampf gearbeitet werden und alles nur so fliegen. In Gmunden hatte er seine Anordnungen bereits getroffen, Handwerker zogen in die beiden Landhäuser ein; wo es fehlte, sandte er Nachschub aus Wien. Was er in dieser Zeit der Arbeiternot an unbeschäftigten Händen nur irgendwie aufzutreiben vermochte, nahm er in seinen Dienst. Sein Architekt und andere Beauftragte fuhren zwischen Wien und Gmunden hin und her, ganze Marschsäulen mit Gepäck setzten sich aus dem Gnadenwald in Bewegung. Und wirklich brachte er es zustande, daß noch vor Beginn des Hochsommers der Besitz auf der Sonnleiten beziehbar wurde. Während die beiden Frauen ins große Haus übersiedelten, richtete er sich selbst mit frohgemuter Geschäftigkeit im kleineren ein. Die beiden Apokalyptischen Bilder von Dürer kamen wieder in seinem Schlafzimmer über dem Diwan zu hängen.

Gerade am 23. Juli, genau an demselben Tag, wo sie vor zwei Jahren unter dem erschütternden Eindruck des bevorstehenden Kriegsausbruches an Alberts Seite auf dem Dampfer von Traunkirchen nach Gmunden zurückgefahren war, saß Agathe zum ersten Male im Schein der sinkenden Sonne auf der weit ausschauenden Veranda ihres Landhauses zwischen den im Abendwind rauschenden Lebensbäu
Sie sah den dunklen See zu ihren Füßen ausgebreitet
dasselbe Schiff, das sie damals benutzt hatten, auf se
immer gleichbleibenden Kurse die steil abfallenden

schroffen des Traunsteins entlangpustern, der wie Feuer im Abendrot verglühte und allmählich blässer und rosiger wurde und schließlich fahl und grau wie ein runzliges Greisenantlitz gegen den stumpfgewordenen Abendhimmel stand. Und rückblickend gedachte sie in banger Wehmut und schwerem Schuldbewußtsein Alberts, der in dem noch immer mit gleicher Grausamkeit forttobenden blutigen Ringen, aufrecht und entschlossen nach wie vor im Bewußtsein erfüllter Pflicht, jetzt unter Mackensen gegen Rumänien stand, wo man den Ausbruch des Krieges täglich und stündlich erwartete. Und mit brennenden Gefühlen des Leids und der Liebe gedachte sie Lorinsers, der wie ein glänzendes Meteor am Himmel der Kunst wie am Himmel ihres Lebens aufgeflammt und nur allzu rasch vorübergezogen war — wie elend, ach, und jammervoll! —, erloschen und versunken für immer im Abgrund einer undurchdringlichen Nacht! Und dennoch, trotz alledem, erfüllte sie noch ein starker Wille und ein leuchtendes Hoffen, daß sie mit ungebrochenem Mut der Zukunft entgegensah. Denn heißer noch als an alles, was gewesen und dahingeschwunden, dachte sie an das neue Leben, das sich in ihrem Leibe regte . . . .

Acht Tage später schenkte sie einem gesunden Knaben das Leben. Er war der erste der Sonnenkinder auf der Sonnleiten, der das neugeweihte Haus mit kräftigem Schreien begrüßte. Schon kurze Zeit darauf bekam er einen älteren Genossen. Denn Priszilla holte das Russenkind des Florian Stöffler ein, dessen Mutter gänzlich im Pfuhl der Entsittlichung versunken war und es im Stich gelassen hatte.

XXXII.

Den ganzen Sommer hindurch hatte Agathe ihr Kind selbst genährt. Sie blühte dabei, und der Knabe gedieh rächtig. Wenn man sie, den Kleinen an der Brust, auf er Veranda zwischen den dunkelrauschenden Lebensbäumen

sitzen sah, so glaubte man sie von den Schutzengeln eines ungetrübten und unzerstörbaren Glückes umschwebt, wie es Jahrhunderte hindurch die Maler auf unsterblichen Madonnenbildern dargestellt haben.

Als aber der Herbst die Gelände des Traunsees mit seinen bunten Farben zu schmücken begann, da sagte sie eines Tages zu Priszilla: „Die Quellen versiegen. Es war vielleicht meine letzte Freude ...."

„Was fällt Ihnen ein, Agathe?"

„Sie sagten einmal vor langer Zeit, meine Bestimmung sei die Liebe und die Mutterschaft. Ich glaube, ich habe meine Bestimmung erfüllt."

„Endet die Mutterschaft schon so bald?"

„Sie sollte nun freilich erst recht beginnen. Aber wird es mir vergönnt sein, mein Kind selbst aufzuziehen? Kann die Schuld als Erzieherin zugelassen werden? Fast fürcht' ich, daß meine Kraft und mein Wille sich zugleich mit der Natur erschöpfen müssen, der ich diente, und die meine einzige Rechtfertigung ist."

Priszilla suchte ihr den Gedanken auszureden, aber das Kind nicht länger an der Mutterbrust zu lassen, hielt sie selbst für geboten.

„Es fällt mir schon seit einer Woche auf, daß das Stillen Sie anzugreifen beginnt. Wir werden den Kleinen entwöhnen und Ihnen selbst eine Liege- und Milchkur verordnen."

Doktor Wolfrun kam aus seinem Hause herüber und brachte eine herrliche blaurote Rose. Er setzte sich zu Agathen auf die Veranda, während Priszilla das Kind, das an der Mutterbrust eingeschlummert war, behutsam ins Zimmer trug.

„Es ist die letzte Blüte dieses Jahres," sagte er. „Ich habe sie bis jetzt erhalten können. Aus dieser Gattung hoffe ich mit der Zeit noch die reinblaue Rose zu züchten. Ich wollte sie Agathe vom Gnadenwaldhaus benamsen. Nun soll si umgetauft werden und Agathe von der Sonnleiten heißen

Agathe lächelte dankbar, mit einem Ausdruck von We mut und Müdigkeit in den Augen.

„Da hinten, auf der Wiese am Waldrand, stehen ein paar Büsche wilder Rosen. Die würden es eher verdienen, dünkt mich, meinen armen Namen zu tragen.“

Sie nahm die blaurote Rose in ihre Hände und atmete ihren Duft ein.

„Bedauernswertes Geschöpf!“ sagte sie. „Sie ist Menschenwerk, etwas Künstliches .... wie der Wille, der etwas wollen soll, was er eigentlich nicht will .... Wenn sie sich nur nicht allzuweit von der Natur entfernt! Sie sieht wunderschön aus, aber etwas kränklich .... Glaubst du nicht, Vater,“ fragte sie, „daß sie in ewigem Widerspruch mit sich selbst lebt?“

Doktor Wolfrun lachte: „Davon habe ich bis jetzt noch nichts bemerken können.“

„Sie hat etwas so Stolzes und Unnahbares,“ sagte Agathe, „das hilft ihr vielleicht darüber hinweg. Es ist nur gut, daß Rosen nichts von Schuld wissen!“

„Wie meinst du das?“ fragte der Vater, sie ernst und aufmerksam ins Auge fassend.

„Sonst müßte die Heckenrose, aus der sie doch hervorgegangen ist, sich in Selbstvorwürfen verzehren, daß sie nicht auch so erlesen und unirdisch geworden ist wie diese ....“

„Oder umgekehrt,“ meinte Wolfrun, „diese hier, daß sie nicht frei und natürlich wie die Heckenrose geblieben ist.“

Einige Tage später nahm Doktor Wolfrun Gelegenheit, insgeheim mit Priszilla zu sprechen.

„Sie kommt sichtlich herab, seit sie das Kind nicht mehr nährt. Gleichsam als ob sie sich bis dahin nur durch den mütterlichen Willen aufrecht erhalten, als ob sie dadurch sogar ihren Körper in der Gewalt gehabt und zum Gedeihen gezwungen hätte.“

Priszilla nickte bekümmert.

„Sie hat den Tod Lorinsers mit bewundernswerter Größe getragen,“ sagte sie. „Es ist, als hätte sie ihm einen letzten Liebesdienst erweisen wollen, indem sie mit übermenschlicher Kraft ihren Schmerz zurückdämmte, bis das Kind keinen Schaden mehr darunter leiden konnte.“

„Nun scheint der Rückschlag eintreten zu wollen," meinte Doktor Wolfrun besorgt, „und eine gänzliche Entspannung aller Lebensgeister entkräftet sie. Vielleicht quält sie sich auch mit Gedanken über das, was sie Schuld nennt?"

„Ich will sie aufzurichten versuchen," sagte Priszilla.

Einmal, als sie an einem milden Herbstnachmittag miteinander auf der Veranda saßen und der See in der Sonne flimmerte, als ob lange Züge von Silberfischen an seiner Oberfläche hintanzten, da fing Priszilla zu der Freundin über Fragen der sittlichen Verantwortung zu sprechen an. Sie berührte aber nicht offen Agathens Seelennöte, sondern nahm vorsichtig und schonend nur auf sich selbst Bezug und zeigte die Richtschnur ihres eigenen Handelns auf, der sie während ihres Lebens gefolgt sei. Sie erinnerte an schon mehrfach früher Erörtertes, insbesondere, daß sie von keiner anderen Pflicht des Menschen wisse außer der, sich selbst und die Wahrheit zu bekennen, und von keiner anderen Schuld, als der großen Sünde wider den Geist, von der geschrieben stehe, daß sie nie und nimmer Vergebung finden könne, der Untreue gegen uns selbst. Agathen klang es nicht unbekannt, was sie sagte, sie hatte sich oft mit den Gedankengängen der Freundin vertraut zu machen versucht. Indes verhielt sie sich zurückhaltend und fast ablehnend, wie eine, die entschlossen ist, mit sich selbst allein fertig zu werden, oder es schon geworden ist.

„Ich danke Ihnen von Herzen, Priszilla," sagte sie schließlich, die Hände der Freundin warm zwischen die ihrigen nehmend, „denn ich fühle Ihre liebevoll verborgenen Absichten. Aber was für Sie galt, kann nicht zugleich für mich gelten. Sie haben auf das Leben Verzicht geleistet, darum sind Sie eins in sich und ohne Widerspruch, und darum konnte das, was Sie sollen, zugleich Ihr freier Wille sein. Für uns irdische Menschenkinder, das weiß ich mit unumstößlic Gewißheit, gibt es eine Schuld! Sie sind eine Heili darum können Sie mir nicht raten noch helfen."

Sie hatte jetzt außer der Wartung ihres Kindes, das nel

dem Stöfflerjungen sich kräftig entwickelte — auch ein drittes Knäblein war inzwischen hinzugekommen, dessen Vater am Isonzo gefallen und dessen Mutter im Wochenbett gestorben war —, noch eine Herzensaufgabe zu erfüllen, der sie täglich mehrere Stunden widmete. In dem Wust von Papieren aus Lorinsers Nachlaß war sie unversehens auf die vollständige Urschrift der Kriegs-Suite gestoßen. Blätter und lose Zettel enthielten Ergänzungen und Verbesserungen, alles verstreut, ungeordnet, oft kaum leserlich. Aber mit einiger Mühe hoffte sie trotzdem eine vollständige Reinschrift der Partitur herzustellen. So wollte sie dieses Werk, das Lorinsers allzu große Strenge gegen sich selbst verleugnet hatte, der Vernichtung entreißen und für die Menschheit retten. Denn sie war überzeugt, daß die Kriegs-Suite, wenn auch die Sinfonie noch höher stand, doch bereits die Vollreife seines Schaffens zeige, und daß er sie nicht preisgegeben haben würde, hätte er geahnt, daß die Überfülle seiner Lebensernte, die sein reicher Schöpfergeist gleich unabsehbar wogenden goldigen Kornfeldern vor sich ausgebreitet sah, nicht würde in die Scheunen eingebracht werden können.

Ein unerwarteter Besuch erfreute in diesen Tagen die Bewohner der Sonnleiten. Doktor Moerungen kam mit seiner Frau auf einer kurzen Urlaubsreise durch Gmunden, und das jetzt überraschend einträchtig gewordene und übereinstimmende Paar verbrachte einige angeregte Stunden mit ihnen auf der Veranda über dem See, wo Agathe ausnahmsweise den Mittagstisch hatte decken lassen, damit die lieben Gäste keine Minute Verweilens in frischer Luft und freier Natur verlören, das sie doch suchten.

Das Gespräch flog lebhaft hin und her, bald persönliche, bald öffentliche Dinge streifend. Der Krieg mit Rumänien war inzwischen entbrannt, und Doktor Wolfrun sagte:

„Die Welt erinnert mich immer mehr ans Gnadenwaldaus. Oder sind es etwa nicht Wahnsinnige, die, während sie Gesittung und Menschlichkeit im Munde führen, ein Volk nach dem anderen in dieses Blutbad hineinhetzen?“

„Die Hetzer kommen mir nicht übermäßig wahnsinnig vor," meinte Moerungen lachend. „Aber am gesunden Verstand der Völker, die sich wie blöde Schafherden von diesen doppelzüngigen Leithammeln ins Verderben hineinjagen lassen, fängt man in der Tat zu zweifeln an."

„Das wird alles mit bezahlten Zeitungen und bestochenen Staatslenkern gemacht," behauptete Susel, als ob sie es ganz genau wüßte.

„Ob es immer bezahlte sind," sagte Priszilla, „das mag dahinstehen. Aber sicher ist, daß es kriegshetzerische Blätter auf der Gegenseite schon lange vor dem Krieg genug gab, und ich vermisse wieder wie so oft die Geschicklichkeit des deutschen Wortes, das es versäumt, auf solche Tatsachen nachdrücklich genug hinzuweisen. Wenn der angelsächsische Bund Sicherungen des Weltfriedens verlangt, so müßte man dem von deutscher Seite doch als eine der dringendsten dieser Sicherungen die Forderung entgegenstellen, daß ein gemischt-völkischer Gerichtshof das Recht hätte, Zeitungen, die mitten im Frieden andere Völker grundsätzlich und ununterbrochen verleumden oder sonst zum Haß gegen sie aufreizen, in Untersuchung zu ziehen und ihnen das Handwerk zu legen. Das wäre mindestens ebenso wichtig wie die Abrüstung und noch viel sittigender für die Menschheit, welcher Lügen sicher noch schwereren Schaden zufügen als Kanonen."

„Wüßte man nur auch immer hinter die Wahrheit zu kommen!" sagte Wolfrun. „Manchmal wird man schier irre an ihr und sich selbst. Und sogar größten Wahrheits*willen* beiderseits vorausgesetzt — wer entscheidet, ob *ich* im Recht bin oder der andere? *Darf* ich überhaupt meine Überzeugung vertreten, da es doch niemals ganz ausgeschlossen bleibt, daß ebensogut auch das Gegenteil richtig sein könnte?"

„In dem Punkte halte ich's so," sagte Moerungen: „mathematische Wahrheiten gibt es im lebendigen Leben nic . Darum *darf* ich nicht nur, sondern *bin verpflichte* , meine Überzeugung zu vertreten, gerade *weil* Irrt nicht ausgeschlossen ist. Denn verträte ich sie nicht, so li

die Wahrheit Gefahr, unvertreten zu bleiben, wenn sie zufällig auf meiner Seite wäre."

„So wäre es wie in allen Fragen des persönlichen Lebens," meinte Agathe. „Man kann immer nur sich selbst vertreten und muß es demütig dem Schicksal überlassen, ob es einem recht oder unrecht geben will."

Es kam dann die Sprache auf die Frage des dauernden Weltfriedens, und Priszilla sagte:

„Auch durch allgemeine Abrüstung so wenig wie dadurch, daß wir uns gegenseitig moralische Schuld in die Schuhe schieben, dürften Kriege kaum zu vermeiden sein. Kein Sollen kann da helfen, der Wille muß sich ändern. Es gibt nur einen Weg: daß wir den Haß verlernen und das Evangelium der Liebe in uns verwirklichen. Mit einem Wort: daß wir höherstehende Menschen werden!"

„Und das ist auch der einzig mögliche Weg, die soziale Frage zu lösen," meinte Doktor Wolfrun.

„Und vielleicht der einzige," sagte Agathe, den Blick zu Boden gesenkt, „die Schuld aus der Welt zu schaffen."

„Ich bin davon überzeugt," sagte Moerungen, „daß selbst durch wahres Christentum nicht jeder Krieg vermeidbar wäre, solange wir auf der Erde leben. Denn wenn einmal ein Volk nicht täte, was das deutsche und österreichische jetzt taten: sich gegen Übergriffe auf Gut, Ehre und Entwicklungsmöglichkeit zur Wehre setzen, so wäre es eben sein irdischer Tod, es wäre ein Volk von Heiligen und reif fürs Himmelreich. Aber es gibt in den versteckten Höhlen unserer Gegner schon eine hübsche Anzahl Drachen, die der heilige Georg der Menschenliebe umbringen könnte: den Chauvinismus, den Egoismus, den Panslavismus, die Perfidie und die Hypokrisie — wenn denen einmal der Garaus gemacht wäre, dann würde das arme Sündenböcklein des Militarismus sich nicht mehr zu fürchten brauchen und mit dem größten Vergnügen ganz von selbst in die Wüste spazieren."

Doktor Wolfrun lachte über die glückliche Bildhaftigkeit von Moerungens Ausdruck und wurde wieder ernst.

„Das alles wird die schwere Heimsuchung, die der Welt jetzt auferlegt ist, vorbereiten helfen und anbahnen. Und die völlige Umwälzung in der Gestaltung der Völkergemeinschaft und des inneren Staatsaufbaues, die sie nach sich ziehen muß, wird die Grundlage schaffen, auf der neue Geschlechter höherstehender Menschen fußen können. So wird dieser furchtbare Krieg," sagte er, den Blick auf den in der Mittagssonne flimmernden See hinaus gerichtet, „schließlich doch eine segensreiche Notwendigkeit und, wie jedes große Unglück, letzten Endes ein großes Glück gewesen sein!"

„Unsere Sonnenkinder werden es erleben," sagte Agathe.

Die Gäste besichtigten dann noch die im Entstehen begriffenen Einrichtungen des Hauses, das bei dem Mangel an Arbeitskräften nur allmählich für die Aufnahme einer größeren Anzahl von Kindern geeignet gemacht werden konnte. Der armen Susel stiegen die Tränen in die Augen, als sie Agathens Kindchen in die Arme nahm.

„Es sieht beruhigend gesund aus," sagte sie. „Aber dich selbst hat es schwer hergenommen."

„Durchaus nicht," beteuerte Agathe. „Ich war nie so gesund und blühend, als da ich es trug und säugte."

„Woran liegt es dann? Du bist so verändert und machst mir Angst! Denk doch daran," sagte sie liebevoll besorgt, „daß du dich für das Kind erhalten mußt — nicht wahr?"

Agathe nickte stumm, und nun stiegen auch ihr Tränen in die Augen.

„Gott, was für eine unsagbare Freude," seufzte Susel, „so etwas Kleines zu besitzen! Und doch ist etwas Wahres daran," sagte sie, das Kindchen wieder in seinen Korbwagen zurücklegend, „daß ein Unglück in gewissem Sinne immer zugleich auch ein Glück ist . . . ."

Das Leid über den Verlust ihres Kindchens und über die gänzliche Aussichtslosigkeit eines Ersatzes hatte sie und ih Mann so innig aneinandergeschlossen, daß sie nun in tre Kameradschaft, zarter Rücksichtnahme aufeinander und geg seitiger Ergänzung einen neuen Lebensinhalt gefun

hatten. Und das gemeinsame Ertragen des Schweren, das ihnen das Schicksal auferlegt, war ihnen zur Quelle des Trostes und bis dahin ungeahnter stiller Freuden geworden.

XXXIII.

Nach der kurzen Unterbrechung durch den willkommenen Besuch hatte das Leben auf der Sonnleiten wieder seinen gewohnten Gang genommen. Zur Zeit des großen Blätterfalls war Agathe mit der Reinschrift der Partitur zu Ende gediehen. Nun hatte sie das Gefühl, ihr irdisches Werk vollbracht und abgeschlossen zu haben. Eine große Abgeschlagenheit, die ihr schon seit längerer Zeit in den Gliedern lag, steigerte sich, kaum daß sie die letzte Note niedergeschrieben hatte, zu einer solchen allgemeinen Schwäche, daß sie sich fast nicht mehr zu schleppen vermochte. Alle natürlichen und künstlichen Nährmittel, zu denen ihr Vater und Priszilla ihr zuredeten, fruchteten nichts. Und so sehr sie sich ihnen und ihrem Kindchen zuliebe zum Essen zwang, der Körper schien die Verwertung des Aufgenommenen abzulehnen, schwand hin und wurde gleichsam durchscheinend wie der edle Marmor antiker Steinbilder.

An einem sehr frischen und klaren Oktobernachmittag wollte Priszilla ihr ein Glas Milch zu dem kissenbelegten Streckstuhl bringen, den sie auf der Veranda für sie aufgeschlagen hatte, fand sie aber aufgestanden und zum Ausgehen gerüstet.

„Kind, Sie sollten jetzt doch ruhen! Wo wollen Sie hin? Trinken Sie wenigstens Ihre Milch!“

Gehorsam leerte Agathe das Glas fast auf einen Zug.

„So! Nun schenken Sie mir aber für diesmal die Freiheit! Ich habe den Martin ersucht, das Boot für mich bereitzumachen. Es weht so erquickende Luft über den See. Ich möchte mich ein bißchen hinausrudern lassen. Dagegen können Sie doch nichts einzuwenden haben?“

„Wenn Sie den Martin mitnehmen und nicht selbst rudern, können Sie Ihre Nachmittagsruhe ebensogut im Kahn halten wie hier. Nehmen Sie dies Kissen mit."

„Danke! Auf Wiedersehen!"

Langsam stieg sie den Abhang hinunter, an dessen Fuß der zum Hause gehörige Bootsschuppen lag. Der biedere Martin, ein Bauernknecht, den sie mit dem Ansitz übernommen hatten, wartete schon am Landungssteg mit dem Kielboot „Schwalbe". Er legte ihr die Kissen zurecht, sie stieg ein, machte sich's bequem, und er stieß ab.

„Können Sie's leisten bis Traunkirchen? Oder ist es zu weit?"

„Mit der ‚Schwalbe' wird's schon gehen."

Das leichte Fahrzeug schoß durch die Wellen. Langsam zogen die herbstlichen Ufergelände vorüber, mit größtenteils schon entlaubten Obstgärten oder Waldungen in schwarz und braun, vom Reisig der Tannen und dem letzten festgehaltenen dürren Laub der Eichen und Buchen. Es war die richtige Stimmung der Natur zum Abschiednehmen. Und Abschied nehmen wollte sie . . . .

Als sie am Landungssteg von Traunkirchen angelegt hatten, stieg sie aus und wandelte denselben Weg, den sie zuerst mit Albert, später mit Lorinser und vor etwa Jahresfrist in tiefster Verzweiflung allein zurückgelegt . . . .

Nun war alles kahl und dürr auf dem einsamen Friedhof über dem Wasser, auf welchem Kinder halb spielend damit beschäftigt waren, die Gräber mit dunklen Schlehen und hochroten Vogelbeeren zu schmücken, indem sie damit Kreuze, Einfassungen und Teppichmuster auf den welkgewordenen Erdhügeln auslegten. Denn das Totenfest Allerseelen stand nahe bevor. An der Grabstelle neben jenem granitenen Gedächtnisstein der im See ertrunkenen Liebesleute und Brautpaare arbeitete der Totengräber daran, einen gemauerten Gruftschacht auszubessern. Sie trat hinzu und fragte, wer da begraben werden sollte, und der Totengräber antwortete, die Grabstelle sei aufgelassen worden, weil sich

seit dreißig Jahren niemand mehr darum gekümmert hätte; nun stehe sie frei und würde weitervergeben ....

Er nahm seine Pfeife aus dem Mund, spuckte aus und sagte vergnügt: „Jeder, der will, kann sie haben. Es ist der beste Platz auf dem ganzen Friedhof. Wer da liegt, der hat eine schöne Aussicht!“

„Ich läge lieber in der Erde selbst, als in einer gemauerten Gruft,“ sagte Agathe.

„Sie haben überhaupt noch Zeit,“ meinte der Mann, indem er sich gemächlich wieder seiner Beschäftigung zuwendete.

Ihren Weg fortsetzend, gelangte Agathe schließlich zu dem Felsen am Wasser, der im Volksmund der Antlaßstein genannt wird und der das eigentliche Ziel ihres Ausflugs war. Hier wollte sie, bevor der Winter einbrach und solche Bootsfahrten unmöglich machte, noch einmal an den Gräbern ihrer Erinnerung stehen und Versöhnung und Einigkeit mit dem Geist der Welten suchen, dem sie sich hier näher fühlte als sonst irgendwo. Denn leise zweifelte sie daran, ob sie nächstes Frühjahr diesen Ort noch würde wiedersehen und besuchen können, an den sich für sie ein so vielfältiges Gedenken knüpfte, Augenblicke seligster Seligkeiten, Augenblicke des Kampfes, der Versuchung, des Unterliegens, der Zerknirschung und des Reifwerdens für die Schuld ....

Erschöpft, schon von der kurzen Wegstrecke, Verzicht und Traurigkeit im Herzen, ließ sie sich auf den Felsensitz niedergleiten .... Hier hatte Albert ihr von dem Jüngling erzählt, der, von glühender Leidenschaft getrieben, des Nachts von der Eisenau da drüben zu der Geliebten herübergeschwommen war durch den tiefdunklen See, und von der jungen Nonne, die ihren Leib an diesem Stein verzweiflungsvoll zerschmetterte, um sich noch im Tode mit ihrem Liebsten zu vereinen. Hier hatte sie ihrem Mann gegenüber mit Wärme die Schönheit des Liebestodes verfochten und behauptet, Hinreißenderes könne das Leben nicht erfinden, als ein Auflodern in selbstvergessener Leidenschaft, die zum Himmel erhebe und zermalme. Und hier hatte das leise Plätschern

der Wellen, das von den Liebesseufzern der Abgeschiedenen erfüllt war, die Leidenschaft in ihr erweckt, daß sie Lorinsern zum ersten Male in die Arme sinken mußte. Ach, vielleicht war von diesem Orte die verführerische Überredung und Verstrickung ausgegangen, die ihr ein verzücktes und verklärtes Hineinstürzen ins Unbekannte als das wahre, als das zur höchsten Wesenheit verdichtete Leben vorgespiegelt, den dunklen Willen, der aus den Geheimnissen der Natur selbst geboren war und vor dem alle Vernunft versagte, als etwas Gottgewolltes und als letzte Weisheit hatte erscheinen lassen....

So war die Schuld in ihr harmloses Leben eingetreten, diese herrliche, einzige, unsäglich beseligende Schuld, die Ursache geworden war, daß ihr in Lorinsern ein Heißgeliebter und Gatte starb wie jener jungen Nonne vom Antlaßstein, und die nun Ursache werden würde, daß sein Tod ihr selbst ans Leben gehen müßte....

Sie hätte es verschmäht, diese Schuld abzuleugnen oder zu verkleinern, wiewohl sie gleichsam unter einer Führung, schlechthin selbstlos, wie als Werkzeug eines dunklen Naturwillens gehandelt hatte, der sie dem werdenden Leben der Zukunft zum Opfer brachte. Mittel, nicht Zweck war ihre Liebe gewesen, so wie die Leidenschaft, die die Völker in den Krieg riß, Mittel und nicht Zweck, so wie die Glut der Künstlerschaft, in der Lorinsers Seele sich verzehrt, so wie die reine Flamme der Gottseligkeit, in der Priszilla ihr irdisches Dasein geopfert hatte, um eine Heilige zu werden, nicht Zweck, sondern Mittel war. Aber sie wußte es: wenn der natürliche und sittliche Wille aneinandergerieten, so ging es an dem armen Menschenkinde aus, dessen Herz zum Tummelplatz dieses Widerstreits wurde. Und doch hätte sie in ihrem Leben nichts rückgängig machen mögen. Die Schuld war Befreiung, Erlösung, jubelndes Glück gewesen. Um nichts in der Welt hätte sie sie wieder hergegeben. Und wenn die Notwendigkeit der Sühne von ihr untrennbar blieb, war auch dies Befreiung und Erlösung. Wie der Flor Stöffler den Gerichtshof um eine strenge Verurteilung

beten hatte, so betete sie demutsvoll zu Gott, daß er sie nach seiner Gerechtigkeit richte.

Ein Wind hatte sich erhoben und ließ die Wellen lebhafter gegen den Fels branden, daß sie einen Schritt überhörte, der sich genähert hatte, und erst aufmerksam wurde, als der junge Geistliche, dem sie schon mehrmals hier begegnet war, bereits knapp vor ihr stand. Er hatte wieder in seinem Brevier gelesen, blickte jetzt, selbst überrascht, auf und wollte, indem er ehrerbietig grüßte, seinen Weg fortsetzen. Indes besann er sich noch und hemmte den Schritt.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau," sagte er, „ich weiß, daß ich die Herrin von der Sonnleiten vor mir habe, und möchte, wenn ich Sie nicht in Ihren Gedanken störe, mir erlauben, ein Anliegen vorzubringen."

Und als Agathe ihn freundlich aufforderte, zu sprechen, erkundigte er sich, ob das Kind eines Angehörigen seiner Pfarrgemeinde, der im Kampf gegen Rumänien gefallen sei, in Sonnleiten Aufnahme finden könne. Es sei ein Knabe von einem halben Jahr, der Jüngste von sechs Geschwistern, die brave Frau kränklich und durch den Tod ihres Mannes in Not geraten, da das kleine Anwesen so viele Köpfe nicht ernähren könne, seit die Arbeitskraft des Vaters fehle.

„Ich wollte dieser Tage persönlich in der Sonnleiten vorsprechen," sagte der Kaplan, „indes erschien es mir wie ein Wink des Schicksals, als ich Sie hier sah, und ich glaubte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen zu dürfen, Sie auf den Fall besonders aufmerksam zu machen. Eine sofortige Erledigung mute ich Ihnen selbstverständlich nicht zu; es ist ein schriftliches Gesuch an Sie unterwegs, worüber ich mir Ihre Entscheidung, wenn Sie gestatten, demnächst abholen werde."

„Meine Entscheidung kann ich Ihnen sofort mitteilen", antwortete Agathe. „Wir haben, bevor die nur langsam ortschreitende Ausgestaltung des Hauses die Aufnahme einer weit größeren Zahl von Pfleglingen ermöglicht, gerade noch einen Platz frei, und Ihr Schützling ist gern aufgenommen. Übrigens hoffe ich, daß Sie sich dadurch von Ihrem beab-

sichtigten Besuch nicht abhalten lassen; wir werden uns freuen, Ihnen die geplanten und im Entstehen begriffenen Einrichtungen zu zeigen und vielleicht auch von Ihnen wie von manchem anderen Freund der Jugendfürsorge Rat und Anregung empfangen."

„Dann danke ich Ihnen herzlich," sagte der Geistliche; „ich werde den Knaben selbst bringen und Ihrer Obhut übergeben."

Sie gerieten in ein Gespräch über das junge Unternehmen, und er sprach sich in anerkennenden und begeisterten Worten darüber aus, indem er betonte, daß es zum Segen für die ganze Gegend werden könne. Agathe hatte ihn aufgefordert, sich an ihrer Seite niederzulassen; sie erklärte ihm die Regelung der inneren Angelegenheiten, den geplanten Umfang, die Absicht, die das Werk ins Leben gerufen, und den Geist, in dem es geleitet werden sollte.

„Es muß wieder aufgeforstet werden an Leib und Seele," sagte sie. „Es gilt ein neues Leben vorbereiten und einen bescheidenen Grundstein beitragen für den Aufbau einer besseren Zukunft .... Ich hatte mir einen Wirkungskreis zu schaffen gedacht und zugleich eine stählende Schulung, damit ich mein eigenes Kind im Geist einer freien Gemeinsamkeit richtig erzöge. Nun werde ich freilich darauf verzichten und die Ausführung meiner Absichten der trefflichen Freundin anheimgeben müssen, die Sie kennen lernen sollen. Denn mich selbst haben die Kräfte verlassen."

„Es ist mir allerdings aufgefallen," sagte der Kaplan mit Bedauern, „daß Sie angegriffen, ja leidend aussehen."

„Kannten Sie mich denn früher?" fragte Agathe.

„Ich habe Sie zweimal an dieser Stelle gesehen."

Sie errötete über und über.

„Daß Sie sich daran noch erinnern —?"

„Ich erinnerte mich sofort .... Und nun sehe ich Sie zum dritten Male," sagte er teilnehmend, „und in Trauerkleidern

„Ich habe den liebsten und wertvollsten Menschen hi geben müssen, den es auf der Welt außer meinem Kin für mich gab."

„Ich weiß es. Man redete ja natürlich in der Gegend viel von den neuen Besitzern der Sonnleiten. Da hörte ich denn auch, ohne mich neugierig zu bemühen, manches über Ihr Schicksal. Die beiden Male, die ich Sie hier sah, ergänzten mir das Bild .... Einem Priester, der die Beichte zu hören gewohnt ist, genügen ja wenige Anhaltspunkte, um zu durchschauen und zu verstehen ....“

Ein merkwürdiges Bedürfnis, zu bekennen, regte sich in Agathe. Früher hatte es ihr oft das Herz erleichtert, ihr Innerstes offen vor Priszilla auszubreiten. Aber was sie ihr kürzlich ausgesprochen, das fühlte sie nun immer deutlicher: daß eine Heilige einem Weltkind nicht zu raten und zu helfen vermöchte. Auch war Priszilla ihr jetzt zu nahe, sie war zu innig mit ihrem täglichen Leben verwachsen, und es liegt ein guter Sinn und eine tiefe Wahrheit darin, daß wir eher dem Fremden auf der Straße vertrauen, was wir unseren Nächsten nicht vertrauen mögen. Der junge Kleriker, dessen ernster Apostelkopf ihr schon beim ersten Zusammentreffen aufgefallen war, flößte ihr Zutrauen ein. Seine ganze Art, jedes Wort, das er sprach, überzeugte sie davon, daß sie sich getäuscht, wenn sie ihn damals für einen Dogmatiker gehalten hatte. Durch seine teilnehmende Milde, sein wohltuend würdiges Wesen fühlte sie sich im Banne einer Persönlichkeit, die ihr hohes Amt nicht formelhaft, sondern mit einem warmen Menschenherzen erfaßte. Und vielleicht trug auch sein geistliches Gewand dazu bei, daß sie nun den Mut fand, so offen und rückhaltlos zu ihm zu sprechen.

„Es liegt viel hinter mir,“ sagte sie, „in dieser Zeit von etwas mehr als zwei Jahren, seit ich Ihnen zum ersten Male hier begegnete. Viel Qual und Kampf, viel Glück, viel Leid und viel Schuld. Und was davon übrigbleiben wird, ist ein Stück Zukunft: ein Kind.“

„Sie sprechen nicht von sich allein, gnädige Frau, Sie sprechen vom Menschenleben überhaupt.“

„Nicht jede Frau ist so schuldig geworden wie ich.“

„Nicht jede hat gebüßt wie Sie. Betrachten Sie das schwere Leid, das Sie um den Vater Ihres Kindes tragen, als von Gott auferlegt."

„Kann denn Unglück die Schuld von uns nehmen?"

„Nein! Es kann nur den Zustand in uns vorbereiten helfen, in dem unsere Seele sich befinden muß, damit die Schuld von uns genommen werde."

„Wir sprachen, als wir einander zum ersten Male hier begegneten," sagte Agathe, „vom Liebestod der jungen Nonne, von der hier die Sage geht. Ich erinnere mich, daß Sie damals zwischen Buße und Sühne unterschieden und andeuteten, jene Liebende hätte ihre Schuld durch den Tod zwar gebüßt, aber nicht gesühnt —?"

„Ganz richtig! Ein Tod in Verzweiflung kann mir nie und nimmer als Entsündigung gelten. Jene Nonne hat das Kreuz, das ihr auferlegt war, nicht auf sich genommen, sondern fortgeworfen. Sie hat die Läuterung, die der Sinn und Zweck einer jeden Art von Buße ist, nicht abgewartet und Gott nicht Zeit gelassen, sie zu sich zurückzuführen. Darum kann sie nur im Hader mit Gott und nicht versöhnt mit ihm gestorben sein."

„Sie meinen also," fragte Agathe zage, „wenn man sein Kreuz auf sich nähme und freudig trüge, was einem auferlegt ist —?" . . . .

„Ja, freudig!" rief er lebhaft. „Das ist das richtige und das wichtigste Wort!"

„O dann darf ich vielleicht noch hoffen!" sagte sie beglückt. „Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Meine Kräfte reichen nicht aus, meine Schuld und mein Unglück zu tragen. Ich weiß, daß ich zugrunde gehen muß am Unrecht, das ich meinem Manne zugefügt, und an dem Schmerz, mit dem der Tod meines Geliebten in mir wühlt. Aber ich weiß auch, daß es die Gerechtigkeit Gottes so fordert und erker darin die Schönheit und Weisheit seiner Schöpfung. D· obgleich ich der Natur gedient und mich am sittlichen W· vergangen habe, soll es mir nun doch noch vergönnt

den sittlichen Willen zu erfüllen, indem ich freudig zurückkehre in den Schoß der Natur, aus dem wir alle stammen. So fühle ich zum ersten Male in meinem Leben die Einheit in mir verwirklicht, die das Wesen Gottes ist."

„Wenn es so steht," sagte der junge Geistliche sichtlich erfreut, „so kann ich Ihnen sichere Gewähr dafür geben, daß Sie auf dem Wege der Entsühnung sind! Denn die Sünde ist die Abkehr der Seele von Gott, mithin der Zwiespalt, der Zweifel und die Qual. Die Entsündigung dagegen ist die Rückkehr der Seele zu Gott, mithin die Einheit, die Beruhigung und wahre Freudigkeit."

„O raten Sie mir, hochwürdiger Herr," rief sie, von heißer Sehnsucht nach Frieden erfüllt, „was könnte ich sonst noch dazu tun, daß das Bewußtsein der Schuld von mir genommen würde?"

„Nichts, außer Gott lieben und auf seine Güte vertrauen. Der Mensch ist durch kein Mittel und auf keine Weise imstande, Schuld wieder gutzumachen. Einzig die Gnade kann ihn davon erlösen."

„Und wie erfährt man, daß man ihrer teilhaftig geworden ist? Woran erkenne ich, ob ich mich im Zustand der Gnade befinde?"

„Wenn Sie im Angesicht des Todes den Blick zum Himmel erheben und sprechen können: Herr, ich danke dir!"

Da öffnete Agathe weit ihre Arme gegen das herrliche Stück Erde, das da vor ihren Blicken ausgebreitet lag, gegen den gründunklen See, über den der Widerschein der sinkenden Sonne sprühte, und die kühnen Felswände des Traunsteins, die purpurn im Abendrot verglühten. Und mit lächelnden Lippen und von Gottseligkeit bebendem Herzen hauchte sie: „Herr, ich danke dir!"

„So darf ich Gott bitten," sagte der geistliche Herr, „daß er Ihnen diesen Antlaßort, wie das Volk es meint, zum Ort der Sühne, zum Ort der Losspechung werden lasse!"

Und er hob die Hand gegen sie empor und begann zu beten: "Indulgentiam, absolutionem . . . .", und dann betete er

das Gebet der Vermittlung zwischen dem Menschen und Gott, das „Misereatur tui . . . .“ Und schließlich segnete er sie mit dem Zeichen des Kreuzes und sprach sie um der Gnade Gottes und der Verdienste Christi willen von der Schuld los: „Absolvo te ab omnibus peccatis in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti. Amen.“

Mit gesenktem Haupt, die gefalteten Hände gegen die Lippen gepreßt, verharrte Agathe in stillem Gebet. Unter den geschlossenen Augenlidern drängten die Tränen hervor und tropften auf die vertrockneten Blumen nieder, die aus dem Moos des Antlaßsteines hervorgesproßt waren und deren dürr gewordene Stengel im Winde zitterten . . . .

Der Kaplan hatte sich erhoben und war auf den Weg hinabgetreten. In völlig verändertem Ton, ins Leben des Tages zurückgekehrt, ermahnte er sie, daß es an der Zeit sei, aufzubrechen.

„Die Abende werden jetzt schon bitter kalt, und Sie benötigen mindestens eine Stunde zur Heimfahrt.“

Sie versuchte aufzustehen, aber ihre Knie versagten. Sie fühlte sich matt und erschöpft zum Sterben.

„Dann muß ich Sie bitten, an den Landungssteg hinüberzugehen und meinem Bootsmann, der dort wartet, zu bestellen, er möge mich hier abholen.“

„Ich will ihn sogleich hersenden. Leben Sie wohl! In wenigen Tagen, wenn ich Ihnen meinen Schützling bringe, hoffe ich, Sie erholt und gekräftigt wiederzusehen.“

„Auf Wiedersehen denn! Und haben Sie tausend Dank!“

XXXIV.

Als der Kaplan den kleinen Knaben, für den er sich verwendet hatte, der Obhut des Hauses auf der Sonnleite übergab, war es ihm nicht mehr vergönnt gewesen, Agat[he] zu begrüßen. Sie war bettlägerig geworden und zu schw[ach,] seinen Besuch zu empfangen. In banger Sorge und lie[b]

voller Hingabe bemühten Doktor Wolfrun und Priszilla sich um sie. Das wehmütige Lächeln, mit dem sie ihnen dankte, wurde immer kraftloser und verklärter . . . .

Eines Tages, als sie sich wohler fühlte, stand sie auf und schleppte sich an ihren Flügel. In unbezwinglicher Sehnsucht, das irdische Reich der Töne noch einmal zu beschwören, ließ sie die schlanken, bleichen Finger über die Tasten gleiten. Niemand hatte das Herz, sie daran zu hindern. Sie spielte den letzten Satz von Lorinsers Kriegs-Suite, wo die geheimnisvolle Dämonie der dunklen Leidenschaften mit den hehren Klängen der Mächte des Lichts in eins verschmolz und sich zum Hohenlied des erlösenden Weltverstehens verklärte. . . . Und da sie, das vergeistigte Antlitz von innerer Beseligung leuchtend, geendet und sich erheben wollte, da brach sie plötzlich neben dem Klavier wie vom Blitz gefällt zusammen und mußte, völlig erschöpft und halb bewußtlos, von Priszilla zu Bett gebracht werden.

Als der erste Schnee fiel und die Gelände am Traunsee in eine Winterlandschaft verwandelte, konnte der Arzt, den Doktor Wolfrun zum Konsilium aus Wien berufen hatte, keine Hoffnung auf Rettung mehr geben.

Und gegen Weihnacht entschlummerte sie.

* * *

Ende Juli des Jahres 1917, an einem wundervollen Frühmorgen, der mit wolkenlosem Himmelsblau und flimmerndem Sonnenglast über dem Traunsee aufgezogen war, saß Albert mit Doktor Wolfrun und Priszilla zwischen den dunkelrauschenden Lebensbäumen auf der Veranda des Landhauses auf der Sonnleiten.

Er war auf Urlaub in Wien gewesen und über Nacht nach Gmunden gereist, um seiner heimgegangenen Gattin eine Stunde der Erinnerung zu weihen. Doktor Wolfrun, schneeweiß geworden und gebeugt, und Priszilla, das edelgeschnittene Antlitz ruhig und unbewegt wie immer, hatten ihm über Agathens letzte Lebenszeit berichtet. Die Stirn in die Hand

gestützt, saß Albert mit gesenktem Haupte da, in schweigender Ergriffenheit.

„Kannst du nicht doch," fragte Doktor Wolfrun schließlich, um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand hinüberzuleiten, „wenigstens für ein paar Tage bei uns zu Gast bleiben?"

„Mein Urlaub ist allerdings noch nicht zu Ende," antwortete Albert. „Aber es leidet mich nicht länger im Hinterland."

„Es geht jetzt glänzend vorwärts in Ostgalizien!" sagte Wolfrun. „Das heutige Morgentelegramm meldet die Einnahme von Kolomea."

„Eben deshalb," sagte Albert; „meine Truppe steht am Dnjestr. Bei der Wiedereinnahme von Czernowitz möchte ich doch mit dabei sein."

„Gerade drei Jahre nach Kriegsausbruch," sagte Wolfrun, bewundernd den Kopf schüttelnd, „werfen wir die Russen endgültig aus Galizien hinaus! Wer hätte uns solche Kraft zugetraut, bei der Übermacht von Feinden?"

„Ach, wenn es doch endlich zum Frieden käme!" seufzte Priszilla.

„Es bleibt nach wie vor nichts übrig, als ihn zu erkämpfen," sagte Albert, indem er sich erhob. Und während Tränen ihm ins Auge traten, reichte er Doktor Wolfrun und Priszilla die Hände hin: „Ich dank' euch von Herzen für die Liebe, die ihr Agathen noch erwiesen habt . . . ." Er wendete sich um und spähte nach dem See hinunter: „Du warst so freundlich, mir ein Boot in Aussicht zu stellen, lieber Schwiegervater."

„Es wird unten am Bootsschuppen für dich bereitgehalten. Ich fahre nicht mit, du wirst lieber allein bleiben. Du findest das Grab leicht, es liegt neben dem großen Denkstein der im See Ertrunkenen — aber es ist keine Gruft, nur ein (grab; Agathe wollte es so. Es sollten Blumen aus ih Grabe wachsen können . . . . Und noch einen Augenbl sagte er eifrig, „ich komme gleich wieder!"

Er schleppte sich, auf seinen Stock gestützt, so rasch es gehen wollte, nach seinem Hause und kehrte bald mit einem herrlichen Strauß dunkelblauroter Rosen zurück.

„Du hattest keine Gelegenheit, dir Blumen zu besorgen und wirst gern etwas auf ihrem Grabe niederlegen."

Albert dankte und nahm Abschied. Priszilla hatte ihn ein paar Schritte den Abhang hinunter begleitet. Nun blieb sie stehen und reichte ihm die Hand.

„Wir bleiben unserer Führung treu. Leben Sie wohl auf immer!"

„Leben Sie wohl, Priszilla!"

Am Bootsschuppen wartete der treue Martin mit der „Schwalbe". Er war auch Soldat gewesen und stand habtacht, bis der Offizier in den Kahn gestiegen war. Während das flinke Boot unter seinen Ruderschlägen durch die Wellen schoß, ließ Albert das umflorte Auge über das weite, in der Sonne glitzernde Wasser und die prangenden Ufergelände streichen . . . .

Drei Jahre waren hingegangen, seit er mit Agathen hier Tage des Glücks verlebt. Drei lange Jahre, angefüllt mit Blut und Morden. Und immer noch dauerte es fort, das fürchterliche Gemetzel. Welch ein Abgrund des Grauens und der Schuld! Und doch — wenn er zurückdachte, wie er damals hier, am Gestade des Traunsees, die drohende Note an Serbien gelesen, und mit welchem Jubel er sie begrüßt hatte, so mußte er sich sagen: es konnte nicht anders sein, es war eine Notwendigkeit, sich endlich mit Gewalt auseinanderzusetzen! Nur aus der allgemeinen Vernichtung, aus dem Chaos, aus den Schrecken der Hölle würde eine neue Lebens- und Weltordnung geboren werden können, wie ihrer die Zukunft bedurfte für eine höhere Stufe des Daseins. Und erst wenn die Greuel sich erschöpft, der Ekel vor Blut die Menschheit wie ein Fieber schütteln würde, erst dann vielleicht durfte der erlösende Ruf aus den Wolken schallen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!"

In Traunkirchen, auf dem stillen Friedhof über dem Wasser, blühten wie damals die Rosen auf allen Gräbern ....

Als er sich dem großen Denkstein der Ertrunkenen näherte, sah er an einem rosenüberwucherten Grabe einen Knaben von vierzehn oder fünfzehn Jahren knien, der heftig schluchzte und sich in Verzweiflung über den Erdhügel hinwarf. Er erinnerte sich, daß Agathe ihm bei ihrem ersten Aufenthalt in Gmunden von einem halbwüchsigen Jungen geschrieben, der ihr so treu und anhänglich gewesen sei. Und wirklich war es das Grab Agathens, an dem der Knabe gekniet hatte. Aber er zog sich scheu zurück und eilte fort, sobald er den Offizier bemerkt hatte.

Und nun stand Albert, nachdem er die Rosen Doktor Wolfruns zu Häupten auf den Hügel niedergelegt, allein am Grabe seiner Frau und senkte in tiefer Bewegtheit das Haupt.

O daß er noch einmal ihre Hände drücken, sie noch einmal in seine Arme nehmen könnte! O daß sie noch einmal aufwachte und er ihr sagen könnte, daß er ihr vergeben hatte, daß er ihrer gedenken und sie lieben würde, so lange er atmete! Und die Hand über die Augen legend, aus denen ihm Tränen stürzten, fühlte er als reifste Frucht am Baum der Liebe die Erkenntnis in sich reifen, daß wir oft schuldig werden m ü s s e n, wenn wir nicht das Leben selbst in uns verleugnen und ertöten wollen ....

Es fiel ihm schwer, sich von der geliebten Grabstätte zu trennen, aber die Zeit, die seine Pflicht ihm vergönnt hatte, hier zu verweilen, war verstrichen. Schweren Herzens sich losreißend und sich zum Gehen wendend, sah er unweit hinter sich eine schwarze Gestalt stehen, die auf ihn zu warten schien. Auf den ersten Blick hatte er den jungen Geistlichen erkannt, mit dem er damals in Agathens Gesellschaft am Antlaßstein ein paar Worte gewechselt. Das unbedeckte Haupt zum Gruße neigend, näherte sich der Kaplan und reichte teilnehmend die Hand.

„Tröste Sie Gott in Ihrem Leide, wie er die Vergetröstet hat!"

Und da Albert ihn fragend und verwundert ansah, fuhr er fort: „Vielleicht gewährt es Ihnen Beruhigung, wenn ich Ihnen sage, was nur der Priester Ihnen sagen kann: daß sie mit Gott versöhnt, im Frieden des Herzens dahingegangen ist. Gedenken Sie ihrer nicht in Trauer, gedenken Sie ihrer in Freudigkeit, wie sie in Freudigkeit ihr Schicksal vollendete. Denn das Höchste, das Gottes Gnade uns in diesem Leben gewähren kann, in ihr war es Erfüllung geworden: Läuterung und Reinigung durch Schuld und Leid."

„O könnten wir alle dieses Ziel erreichen!" sagte Albert, von schmerzvoller Sehnsucht ergriffen.

„O könnte die ganze Menschheit," rief der junge Kleriker, während sein vergeistigtes Auge aufleuchtend nach den fernen blauen Gebirgen schweifte, „dieses Ziel erreichen! O wär' es ihr vergönnt, gereinigt und geläutert aus diesem ungeheuren Erlebnis des Weltkriegs hervorzugehen! O könnte sie dereinst, rückblickend auf für immer versunkene Zeiten unendlicher Schuld und unsäglicher Leiden, die Arme zum Himmel erheben und erlösten Herzens beten: Herr, ich danke dir!"

„Wollte Gott es so fügen!" sagte Albert, ihm die Hand zum Abschied reichend. „Erst d a n n wäre diese schwere und furchtbare Zeit, in der zu leben uns beschieden ist, auch eine g r o ß e Zeit gewesen!"

Er hatte dem Bootsmann Martin die Stunde angegeben, zu der er spätestens in Gmunden zurück sein müsse, um den Zug noch zu erreichen. Nun kam dieser vom Gestade herauf, ihn zu mahnen und darauf aufmerksam zu machen, daß es hoch an der Zeit sei. Da dankte er dem Kaplan in herzlichen Worten und eilte fort, nach dem Landungssteg hinunter. Er half selbst mit, das Boot vom Uferkies ins tiefere Wasser hinauszuschieben. Er sprang in den Kahn und sah nach der Uhr.

Es war spät geworden. Er hatte zu lange am Grabe verweilt. Die Unruhe kam über ihn.

„Es wird knapp werden. Es wäre mir peinlich, den Zug

zu versäumen; ich muß unbedingt in Wien den Nachteilzug nach Lemberg noch erreichen."

Martin ruderte, soviel er konnte. Aber die „Schwalbe" hatte jetzt Gegenwind. Sie arbeitete sich mühsam durch die höhergehenden Wogen. Als sie um die Landzunge von Traunkirchen gebogen waren, verstärkte sich die Brise noch, die sich ihnen entgegenwarf. Abermals sah Albert nach der Uhr. Er erhob sich vorsichtig, in gebückter Stellung, vom Steuersitz und nahm den Platz auf der noch leeren Ruderbank ein.

Und das zweite Paar Ruder ergreifend, das sich noch im Boot befand, legte er sich kräftig in die Riemen.

Ende.